A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

41. Jahrgang, September 2005, Heft 3

Mit Beiträgen von

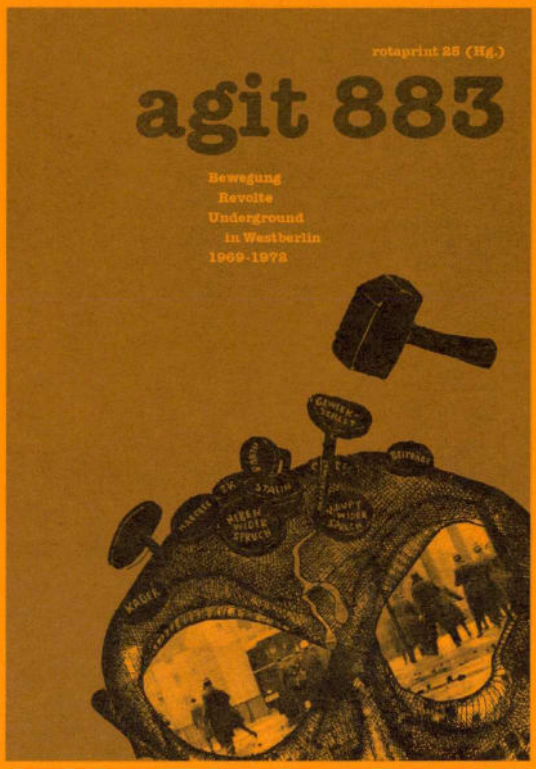
Richard Albrecht, Lars Amenda,
Steffen Bruendel, Hans Coppi,
Bernd Florath und Gebhard Schultz

Neue Literatur

rotaprint 25 (Hg.)

agit 883

Bewegung
Revolte
Untergrund
in Westberlin
1969-72



Geschichte der Agit 883 von 1967 bis 1972 | Unruhe in der Öffentlichkeit. Agit 883 zwischen Politik, Subkultur und Staat | Konturen einer Gegengesellschaft | (Gegen-)Öffentlichkeitskonzepte | Auf den Spuren einer linken Infrastruktur | Der Westberliner »underground«. Kneipen, Drogen und Musik | Lust, Gewalt, Befreiung. Sexualitätsdiskurse | Mit Bakunin die Flipper schlagen | Militanz, »Blues« und Stadtguerilla | Wie die agit 883 zusammen mit Black Panthers und Weathermen die »zweite Front in den Metropolen« eröffnete | Antizionismus und Antisemitismus in der agit 883 | Auf der Suche nach der Arbeiterklasse. Gewerkschaften, Lohnarbeit und Arbeitskämpfe | Mit dem Internationalismus einmal quer über die Weltkugel | Die radikale Linke und soziale Randgruppen | Vom Nationalsozialismus zum neuen Faschismus | Der Kampf gegen Rassismus in agit 883 | Repression | »Wer den Knast kennt, verdammt das Establishment« | Register der Personen, Institutionen- und Organisationen | u.a.

ca. 300 Seiten | zahlr. Abb. | ca. 20 Euro | ISBN 3-935936-53-2 | ISBN 13: 978-935936-53-8 | Erscheint September 2006 |
Auf beiliegender CD-ROM sämtliche agit 883-Ausgaben als pdf-Dateien!

Assoziation A | Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin | www.assoziation-a.de

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak und Hermann Weber

Inhalt

Heft 3/05

Editorial 309

Richard Albrecht: Karl Liebknecht und Genossen. Die „Ausrottung der Armenier" während des Ersten Weltkrieges und die deutsche politische Linke 310

Lars Amenda: Kostenlose Völkerschau. Asiatische und afrikanische Seeleute als „exotische" Attraktionen des Hamburger Hafens 1900–1930 329

Steffen Bruendel: „1968" in England – ein *vergessener* Erinnerungsort? 347

Hans Coppi: Philipp Schaeffer. Orientalist, Bibliothekar, Widerstandskämpfer 366

Bernd Florath: Editorische Protokollfragen. Zur Nachauflage eines MEGA²-Bandes 387

Gebhard Schultz: Demokratische Geschichtsschreibung im Norden. Sechs Jahrbücher zur Demokratie in Schleswig-Holstein 397

Neue Literatur

Nach der Revolution 1848/49. Verfolgung, Realpolitik, Nationsbildung. Politische Briefe deutscher Liberaler und Demokraten 1849 bis 1861. Bearb. von Christian Jansen, Düsseldorf 2004 *(Gunther Hildebrandt)* 405

„Die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie". Teil 1: Die Berichte der Regierungspräsidenten über die sozialdemokratische Bewegung in den Regierungsbezirken Frankfurt/Oder und Potsdam während des Sozialistengesetzes 1878–1890. Bearb. und eingel. von Beatrice Falk und Ingo Materna, Berlin 2005 *(Wolfgang Schröder)* 407

Arthur Pfeifer, Briefe aus Waldheim 1960 bis 1976. Hrsg. von Sieglinde und Fritz Mierau, Berlin 2004 *(Beate Ihme-Tuchel)* 409

Elisabeth Hüls, Johann Georg August Wirth (1798–1848). Ein politisches Leben im Vormärz, Düsseldorf 2004 *(Gunther Hildebrandt)* 411

Vom Trottelbuch zum Torpedokäfer. Franz Jung in der Literaturkritik 1912–1963. Hrsg. von Walter Fähnders und Andreas Hansen, Bielefeld 2003 *(Hugo Velarde)* 412

Willy Brandt, Die Partei der Freiheit. Willy Brandt und die SPD 1972–1992. Bearb. von Karsten Rudolph, Bonn 2002 *(Dieter K. Buse)* 414

Nikita V. Petrov, Pervyj predsedatel' KGB. Ivan Serov [Der erste Vorsitzende des KGB. Iwan Serow], Moskva 2005 *(Wladislaw Hedeler)* 416

Beatrice Herlemann unter Mitarbeit von Helga Schatz, Biographisches Lexikon niedersächsischer Parlamentarier 1919–1945, Hannover 2004 *(Andreas Herbst)* 418

Corinna Treitel, A Science for the Soul. Occultism and the Genesis of the German Modern, Baltimore und London 2004;
Diethard Sawicki, Leben mit den Toten. Geisterglauben und die Entstehung des Spiritismus in Deutschland 1770–1900, Paderborn u. a. 2002 *(Ulrich Linse)* 420

Reinhard Mocek, Biologie und soziale Befreiung. Zur Geschichte des Biologismus und der „Rassenhygiene" in der Arbeiterbewegung, Frankfurt a. M. u. a. 2002 *(Manfred Warnecke)* 423

Mario Candeias, Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik, Hamburg 2004 *(Ralf Brodesser)* 424

Dieter G. Maier, Anfänge und Brüche der Arbeitsverwaltung bis 1952. Zugleich ein kaum bekanntes Kapitel der jüdisch-deutschen Geschichte, Brühl 2004 *(Reinhard Krämer)* 426

Dagmar Günther, Wandern und Sozialismus. Zur Geschichte des Touristenvereins „Die Naturfreunde" im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Hamburg 2003 *(Manfred Warnecke)* 428

Reiner Tosstorff, Profintern. Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920–1937, Paderborn u. a. 2004 *(Hartmut Rübner)* 430

Fluchtziel Paris. Die deutschsprachige Emigration 1933–1940. Hrsg. von Anne Saint Sauveur-Henn, Berlin 2002 *(Christian Scharnefsky)* 433

Alexander Vatlin, Tatort Kunzewo. Opfer und Täter des Stalinschen Terrors 1937/38, Berlin 2003 *(Gerd Kaiser)* 435

Ingrid Lomfors, Blind fläck. Minne och glömska kring svenska Röda korsets hjälpinsats i Nazityskland 1945 [Weißer Fleck. Erinnerung und Vergessen und der Hilfseinsatz des Schwedischen Roten Kreuzes in Nazideutschland 1945], Stockholm 2005 *(Manfred Warnecke)* 437

Leonore Ansorg, Politische Häftlinge im Strafvollzug der DDR. Die Strafvollzugsanstalt Brandenburg, Berlin 2005 *(Ronny Heidenreich)* 439

Handbuch zur Statistik der Parlamente und Parteien in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland. Teilband IV: SPD, KPD und kleinere Parteien des linken Spektrums sowie Die Grünen. Mitgliedschaft und Sozialstruktur 1945–1990. Bearb. von Josef Boyer und Till Kössler, Düsseldorf 2005 *(Gero Neugebauer)* 441

Siegward Lönnendonker, Bernd Rabehl und Jochen Staadt, Die antiautoritäre Revolte. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund nach der Trennung von der SPD. Bd. 1: 1960–1967, Wiesbaden 2002 *(Gerd-Rainer Horn)* 443

Clayborne Carson, Zeiten des Kampfes. Das Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC) und das Erwachen des afro-amerikanischen Widerstands in den sechziger Jahren, Nettersheim 2004 444

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

„Vorbereitung zum Hochverrat". Die Internetausstellung „70 Jahre Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse" *(David Magnus Mintert)* 447

Die Aktualität der Ideen Rosa Luxemburgs im 21. Jahrhundert. Die 15. Internationale Rosa-Luxemburg-Konferenz, Tokio, 1. und 2. April 2007 448

Die IWK im Internet

Auf unserer Webseite `http://www.iwk-online.de` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der IWK-Hefte seit 1997, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `info@iwk-online.de` schicken.

Titelbild: Philipp Schaeffer, Berlin 1931 (Quelle: GDW)

Autoren dieses Heftes:

Dr. Richard Albrecht, Wiesenhaus, 53902 Bad Münstereifel, E-Mail: dr.richard.albrecht@gmx.de

Dr. Lars Amenda, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Schulterblatt 36, 20357 Hamburg, E-Mail: amenda@zeitgeschichte-hamburg.de

Dr. Steffen Bruendel, Lehrbeauftragter an der Universität Bielefeld, Bereichsleiter Internationale Zusammenarbeit, Kultur- und Wissenschaftsförderung der E.ON Ruhrgas AG, Huttropstraße 60, 45138 Essen, E-Mail: steffen.bruendel@web.de

Dr. Hans Coppi, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Stauffenbergstraße 13–14, 10785 Berlin, E-Mail: hans.coppi@snafu.de

Dr. Bernd Florath, Robert-Havemann-Gesellschaft e. V., Schliemannstraße 23, 10437 Berlin, E-Mail: bflorath@web.de

Gebhard Schultz, E-Mail: gebhard.schultz@web.de

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, 14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.)

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin
Telefon: 030 / 2 63 92 38 12 (A. Graf); Telefax: 030 / 26 99 50 10
Internet: http://www.iwk-online.de; E-Mail: info@iwk-online.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Redaktionsschluß des Heftes: 1. August 2006

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, 14195 Berlin, Konto-Nr.22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, 10916 Berlin (BLZ 100100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, 12487 Berlin

Editorial

Das Feuilleton, das auch Deutschland sein will, debattiert die Vergangenheit von Günter Grass. Was ist geschehen? Günter Grass hatte seine Blechtrommel aus dem Schrank geholt und bekannt, daß er als 17jähriger Jüngling in der Waffen-SS gedient habe. An dieser Stelle spüren offenbar deutsche Bewältigungsexperten ein wohliges, schnellrichterliches, kathartisches Kribbeln. Postum geschehe doch noch Gerechtigkeit, sagen sie. Das Ganze entbehrt freilich nicht einer gewissen Dramatisierung. Der Leser soll ja in den Texten baden, je schaumiger, desto besser – als wäre die Aufklärung durch das Land gepflügt und hätte den Deutschen endlich die Wahrheit über den *Praeceptor Germaniae* und ihre eigene Vergangenheit gebracht. Und genau in diesem Ton berichtete das Feuilleton seinerzeit von der NSDAP-Mitgliedschaft eines Walter Jens. Kritische Öffentlichkeit oder „ein Klima der Vergiftungen, der schnellen Verdächtigungen und des Rufmordes" (Martin Walser)? Die Sache ist leider viel komplizierter. Die selbstnobilitierende Art aller Aufarbeitung deutscher Geschichte, die die Bundesrepublik hervorgebracht hat, zeigt ihre Hinfälligkeiten. Aus der Mehrschichtigkeit eines Lebens dreht sich am Ende nichts weiter als ein Strick: „Weil du dich rühmst, ein Meisterdieb zu sein, so will ich deine Kunst auf die Probe stellen, wenn du aber nicht bestehst, so mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Gekrächze der Raben soll deine Musik dabei sein" (Der Meisterdieb).

Im vorliegenden, übrigens vorsichtig graphisch modernisierten Heft befaßt sich Richard Albrecht mit dem „Armenozid", der „Ausrottung der Armenier" während des Ersten Weltkrieges, und der politischen Linken. Lars Amenda untersucht, wie „farbige" Seeleute als exotische „Sehenswürdigkeiten" des Hamburger Hafens zwischen 1900 und 1930 bestaunt, aber auch als das Fremde schlechthin abgelehnt und negativ konnotiert wurden. Steffen Bruendel rekonstruiert zunächst „1968" in Großbritannien und versucht eine Einordnung von „1968" in die britischen Memorialkultur. „Ein Leben in Brüchen, das sich nicht vollendete", stellt Hans Coppi mit dem Orientalisten, Bibliothekar und Widerstandskämpfer Philipp Schaeffer vor. Bernd Florath räsoniert schließlich über editorische Protokollfragen der MEGA² und den „kommunistischen Weltgeist". Besprechungen neuer Literatur beschließen das Heft.

Berlin, im August 2006 *Andreas Graf*

Karl Liebknecht und Genossen

Die „Ausrottung der Armenier" während des Ersten Weltkrieges und die deutsche politische Linke

Von Richard Albrecht

In ihrer „Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges" nannten Magnus Hirschfeld und Andreas Gaspar 1929 die „Ausrottung der armenischen Bevölkerung in der Türkei" das „fraglos größte Verbrechen des Erstens Weltkriegs".[1] Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Erkenntnis zunächst überschattet, sodann verdeckt und schließlich verdrängt von dem, was auch Hannah Arendt 1962 nur noch höchst vage und unscharf als „armenische Pogrome von 1915" erinnerte, zugleich aber angesichts der auch von dieser gebildeten und engagierten politischen Wissenschaftlerin behaupteten „Beispiellosigkeit" der Verbrechen „gegen die Menschheit, verübt am jüdischen Volk",[2] nicht weiter behandelt.

Inzwischen herbstet es auch in Deutschland. Und nun zeigt sich zunehmend, daß nicht der Holocaust (auch Shoa) genannte Völkermord an europäischen Juden während des Zweiten, sondern eher der Armenozid genannte Genozid an osmanischen Armeniern während des Ersten Weltkriegs[3] der „Prototyp" staatlich geplanter und

1 Zitiert nach: Richard Albrecht, Die politische Ideologie des objektiven Gegners und die ideologische Politik des Völkermord im 20. Jahrhundert. Prolegomena zu einer politischen Soziologie des Genozid nach Hannah Arendt, in: *Sociologica Internationalis*, Jg. 27 (1989), H. 1, S. 57–88, hier S. 79.

2 Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. Mit einem Essay von Hans Mommsen, München und Zürich 1986, S. 314–318.

3 „Armenozid" ist ein Kunstwort. So heißt auch eine wichtige deutsche Netzseite, die von Wolfgang und Sigrid Gust veranstaltet wird: http://www.armenocide.de. Gebräuchlich war das artifizielle Wortkonstrukt „Armenocide" zunächst in armeno-amerikanischen Überlebenden-, Publikations- und Forschergemeinschaften der USA. Seit den 1970er Jahren, also innerhalb der letzten dreieinhalb Jahrzehnte, wurde „Armenocide" im Zusammenhang mit der medienvermittelten „Holocaust"-Diskussion internationalisiert und wird heute auch von den Wissenschaftlern, die zum Völkermord (Genozid) forschen, benutzt. „Armenozid" ist die deutsche Entsprechung von „armenocide". Beide Worte sind von *Armenius cidere* abgeleitet und meinen den Völkermord im Osmanischen Staat an Armeniern als religiöser, ethnischer und politischer Minderheit während des Ersten Weltkriegs 1915/18. Im Wort finden sich sowohl die Opfergruppe (Armenier) als auch das Mordgeschehen (cidere) wieder. Über die Form des Massenmord(en)s ist, im Gegensatz zum viel bekannteren Begriff und Kunstwort „Holocaust" (wörtlich: *holokaustos* im Sinne von völlig verbrannt), bei Armenozid nichts ausgesagt, obwohl doch, buchstäblich, im historischen Völkermordgeschehen während des Ersten Weltkriegs eher Armenier lebendig verbrannt wurden als später, während des Zweiten Weltkriegs, Juden. „Das Verbrechen dieses Völkermords [ist] in seiner kalten unmenschlichen Planung und in seiner tödlichen Wirksamkeit in der menschlichen Geschichte einmalig" (Helmut Kohl, Tischrede [zu Ehren des Präsidenten des Staats Israel, 7.4.1987], in: Presse und Informationsamt der Bundesregierung, Pressemitteilung 111/97 vom 7.4.1987). Im Holocaust-Wortfeld findet sich in noch allen Bedeutungsvarianten das Moment der Tötung durch Feuer, also der Verbrennung von Menschen. Genozid schließlich meint einen Stamm töten *(genus cidere)* und wird im deutschen Sprachgebrauch meist zur Kennzeichnung der gesamten oder partiellen gewaltsamen Ausrottung eines Volkes oder einer Volksgruppe (Ethnie) verstanden (Albrecht, Die politische Ideologie des objektiven Gegners [Anm. 1], S. 69: Synopse). Armenozid hieß

organisierter genozidaler oder Völkermordhandlungen war – eine Erkenntnis, die der US-amerikanische Sozialwissenschaftler Louis Irving Horowitz 1980 zuerst formulierte.[4] Insofern könnte sich auch weiter erweisen, daß, was als behauptete „Singularität" oder Einzigartigkeit des Holocaust erscheint, tatsächlich nichts anderes ist als die Fortsetzung des deutschen Sonderwegs auch in der Genozid- oder Völkermordpolitik(forschung).[5] Darauf deuten jedenfalls, zu Ende gedacht, auch neuere wissenschaftliche Studien und Publikationen etwa von Vahakn N. Dadrian, Wolfgang Gust und Richard Albrecht hin.[6]

„Ausrottung der türkischen Armenier"

Der folgende Beitrag bleibt zunächst unterhalb dieser – demnächst um einen neuen Autorentext zum Genozid-Armenozid-Serbozid-Komplex als GAS-Trilogie zu erweiternden – komparatistischen Ebene zu genannten drei historischen Völkermorden oder Genoziden im vergangenen Jahrhundert.[7] Er nimmt in Form einer speziellen wissenschaftlichen Fallstudie oder eines Forschungsberichts Hinweise eines früheren

früher, vor dem Ersten Weltkrieg, im umgangssprachlichen Deutsch auch verbreitet kurz [der] „Armeniermord" (so wie nach dem Zweiten Weltkrieg Holocaust und Shoah auch kurz [der] „Judenmord" genannt wurden). In Friedrich Naumanns populärem politischen Buch „Asia" zum Beispiel findet sich 1909 unter Hinweis auf Armeniermassaker des „türkischen Barbarentums" 1894/96 unter dem (später wegen des Blutbads der „rote Sultan" genannten) Abdul Hamid der Ausdruck Armeniermord mit 80 000 bis 100 000 Menschenopfern. Friedrich Naumann, „Asia". Eine Orientreise über Athen, Konstantinopel, Baalbek, Nazareth, Jerusalem, Kairo, Neapel, 7. Aufl., Berlin-Schöneberg 1909, S. 135–140; Vahakn N. Dadrian, The Convergent Aspects of the Armenian and the Jewish Cases of Genocide, in: *Holocaust and Genocide Studies,* Jg. 3 (1988), H. 2, S. 151–169, mit Hinweis auf eine spätere Auflage des Naumann-Buchs; historisch Johannes Lepsius, Armenien und Europa. Eine Anklageschrift wider die christlichen Großmächte und ein Aufruf an das christliche Deutschland, Berlin-Westend 1896. Jenseits jeden ideologisch-apologetischen Gedächtnisses war, was politisch seit dem Berliner Vertrag von 1878 mit seinen in Artikel 61 geforderten Reformen für im Osmanischen Reich lebende Armenier als christliche Minderheit „armenische Frage" genannt wurde, jahrzehntelang historisch auch immer mit „armenischen Greuel[n]" (Meyers Lexikon 1924, 7. Auflage, 1. Band, S. 867) verbunden.

4 Louis Irving Horowitz, Taking Lives. Genocide and State Power, New Brunswick, N. J., und London 1980; vgl. auch Dadrian, The Convergent Aspects (Anm. 3).

5 Ähnlich Micha Brumlik, Zu einer Theorie des Völkermords, in: *Newsletter des Fritz Bauer Instituts,* Jg. 13 (2004), Nr. 26, S. 55–59; beide Sustantiva (Völkermord und Genozid) werden hier synonym, also bedeutungsgleich, benutzt.

6 Vahakn N. Dadrian, Einführung: Der armenische Genozid – Eine Interpretation, in: Porträt einer Hoffnung: Die Armenier. Lebensbilder aus aller Welt. Hrsg. von Huberta von Voss, München 2005, S. 44–66; Wolfgang Gust, Partner im Schweigen. Das deutsche Kaiserreich und die Vernichtungspolitik der Jungtürken, ebd., S. 79–95; Der Völkermord an den Armeniern 1915/16. Dokumente aus dem Politischen Archiv des deutschen Auswärtigen Amtes. Hrsg. von Wolfgang Gust, Springe 2005; Richard Albrecht, Armenozid. Hinweise zum historischen „Armeniermord" als erstem Völkermord des 20. Jahrhunderts, in: *Kultursoziologie,* Jg. 14 (2005), H. 2, S. 92–124.

7 Richard Albrecht, Genozid. Politikhistorische und sozialpsychologische Hinweise zu Politik und Mentalität des Menschheitsverbrechens im 20. Jahrhundert, in: *Kultursoziologie,* Jg. 13 (2004), H. 2, S. 73 bis 90; ders., Lebenskultur und Frühwarnsystem. Theoretische Aspekte des Völkermord(en)s, in: *Sozialwissenschaftliche Literatur,* Jg. 8 (2005), H. 51, S. 1–9.

Beitrags[8] zur Kritik an Politik-, Rechts- und Sprachgeschichte am Beispiel der bis heute im Deutschen gebräuchlichen Schlüsselmetapher vom „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" – dieser Jahrhundertuntertreibung[9] – wieder auf: Ging es dort um von der reichskaiserlich-bürokratischen Zensur 1914 (wenn nicht veranlaßte, so doch) begünstigte Sprachmanipulationen durch bewußte und doppelte Falschübersetzungen, so daß „ces nouveaux crimes contre l'humanité" (et civilisation) auf „dieses neue Verbrechen gegen die Menschlichkeit" heruntergespielt wurde – so geht es hier und vor jeder Verallgemeinerung zunächst um einen ebenfalls bis heute vernachlässigten Einzelaspekt deutscher Politikgeschichte während des Ersten Weltkriegs: es geht um den Kampf deutscher politischer Linker unter den Bedingungen wilhelminisch-bürokratischer Zensur und militärdiktatorischer Unterdrückung (oder Repression). Um so wichtiger, daß zuletzt auch im Sachbuch „Türkei, Deutschland und der Völkermord an den Armeniern" an ein wichtiges Ereignis dieses Kampfes erinnert wird:

„Am 11. Januar wird ein Gespräch, das Karl Liebknecht mit Lepsius führte, Anlaß zu einer Anfrage des sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag. Es ist ein solitärer Vorstoß, der im Parlament kaum Resonanz findet: ‚Ist dem Herrn Reichskanzler bekannt' – so Liebknecht –, ‚daß Professor Lepsius geradezu von einer Ausrottung der türkischen Armenier gesprochen …' Hier wird der Vortrag durch die Glocke des Präsidenten mitten im Satz unterbrochen. Es kommt zu tumultartigen Szenen, der Redner versucht vergeblich weiterzusprechen. Rufe ‚Ruhe! Ruhe!' werden laut. Der Präsident des Reichstags: ‚Herr Abgeordneter, das ist eine neue Anfrage, die ich nicht zulassen kann!' "[10]

Zensur(buch)

Wie allgemein bekannt, waren das Deutsche und das Osmanische Reich während des Ersten Weltkriegs „Bundesgenossen" – in der deutschen Kriegspropaganda meist „Waffenbrüder" genannt. Wie weiter bekannt, gab es im Deutschen Reich während des Erstens Weltkriegs eine offizielle (Vor-)Zensur mit „amtlichem Zensurbuch für die deutsche Presse".[11] Dies läßt in der Tat auch auf einen inneren „Belagerungszustand" schließen;[12] oder, so Emil Lederer als kundiger zeitgenössischer sozialwissenschaftlicher Beobachter: Der Krieg suspendierte, was heute Zivilgesellschaft (società civile)

8 Albrecht, Genozid (Anm. 7), S. 75–78.

9 Arendt, Eichmann in Jerusalem (Anm. 2), S. 324.

10 Rolf Hosfeld, Operation Nemesis. Die Türkei, Deutschland und der Völkermord an den Armeniern, Köln 2005, S. 256–257.

11 Kurt Mühsam, Wie wir belogen wurden. Die amtliche Irreführung des deutschen Volkes, München 1918, S. 27–59; Pressenkonzentration und Zensurpraxis im Ersten Weltkrieg. Texte und Quellen. Hrsg. von Heinz-Dietrich Fischer, Berlin 1973, S. 194–275; Hellmut von Gerlach, Die große Zeit der Lüge, [Berlin-]Charlottenburg 1926; Heinrich Vierbücher, Was die Kaiserliche Regierung den deutschen Untertanen verschwiegen hat. Armenien 1915. Die Abschlachtung eines Kulturvolkes durch die Türken, Hamburg-Bergedorf 1930.

12 Illustrierte Geschichte der Deutschen Revolution, Berlin 1929, S. 105–109.

genannt wird und was zeitgenössisch die „Gesellschaft im Staat" hieß, und organisierte sie in militaristischer Weise neu als – vermeintliche – „Schicksalsgemeinschaft" nach dem Modell des Heeres.[13]

Weniger bekannt, daß – wie die „Ausrottung" armenischer Arbeiter seit Anfang 1914, Monate vor Kriegeintritt der Türkei (im November 1914) – die (Vor-)Zensur im Deutschen Reich schon vor formellem Kriegseintritt im Zusammenhang mit dessen Vorbereitungen, nämlich am 3. Juni 1914 durch das „Gesetz gegen den Verrat militärischer Geheimnisse" und am 31. Juli 1914 durch die Verordnung zu „Veröffentlichungen über Truppen- und Schiffsbewegungen und Verteidigungsmittel" begann und damit begründet wurde, „auf der ganze Linie von Indien und Zentralasien bis Ägypten und Marroko den ‚heiligen Krieg' zu entflammen".[14]

Im offiziellen „amtlichen Zensurbuch" gab es später, die „armenische Frage" betreffend, im Herbst/Winter 1915 *zwei* zentrale Hinweise; erstens am 7. Oktober 1915 zu Armenien mit der Anweisung „Veröffentlichungen über die armenische Frage unterliegen der Vorzensur":

„Über die Armeniergreuel ist folgendes zu sagen: Unsere freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei dürfen durch diese innertürkische Verwaltungsangelegenheit nicht nur nicht gefährdet, sondern im gegenwärtigen, schwierigen Augenblick nicht einmal geprüft werden. Deshalb ist es einstweilig Pflicht zu schweigen. Später, wenn direkte Angriffe des Auslandes wegen deutscher Mitschuld erfolgen sollten, muß man die Sache mit größter Versicht und Zurückhaltung behandeln und später vorgeben, daß die Türken schwer von den Armeniern gereizt wurden."

Zweitens am 23. Dezember 1915 zur Türkei, wobei hier der besondere Sprachduktus vom vagen „irgendwie" bis zum konditionalen „könnte" auffällt:

„Über die armenische Frage wird am besten geschwiegen. Besonders löblich ist das Verhalten der türkischen Machthaber in dieser Frage nicht! [...] Alle Ausführungen, die das Ansehen unserer türkischen Bundesgenossen irgendwie herabsetzen könnten, müssen vermieden werden [...]. Aufsätze über die armenische Frage unterliegen der Vorzensur."[15]

Aus diesen Zensurdirektiven ergibt sich die Verlogenheit von Äußerungen über angeblich „unzuverlässige, blutrünstige, gewalttätige armenische Elemente" (Kapitänleutnant Ernst zu Rewentlow, Oktober 1915), gegen die der (jung)türkische Staat *alle* Unterdrückungsmaßnahmen anwenden dürfe.

13 Emil Lederer, Zur Soziologie des Weltkrieges, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Jg. 39 (1915), H. 3, S. 347–384

14 Ignaz Jastrow, Im Kriegszustand. Die Umformung des öffentlichen Lebens in der ersten Kriegswoche, Berlin 1914, Zitat: S. 50, 52, 14 ; Wolfgang G. Schwanitz, Djihad „Made in Germany". Der Streit um den Heiligen Krieg 1914–1915, in: *Sozial.Geschichte*, Jg. 18 (2003), H. 2, S. 79–102; ders., Max von Oppenheim und der Heilige Krieg. Zwei Denkschriften zur Revolutionierung islamischer Gebiete 1914 und 1940, ebd., Jg. 19 (2004), H. 3, S. 79–102; als Zusammenfassung: ders., Die Berliner Djihadisierung des Islam. Wie Max von Oppenheim die islamische Revolution schürte, in: KAS-Auslandsinformationen, Jg. 20 (2004), Nr. 10, S. 17–37.

15 Heinz-Dietrich Fischer (Anm. 11), S. 99; 266; Mühsam (Anm. 11), S. 78; Vierbücher (Anm. 11), S. 78.

Verborgene Fäden

Daß namentlich der deutsche Reichstagsabgeordnete Karl Liebknecht als Sozialdemokrat und späterer Mitbegründer der Kommunistischen Partei Deutschlands sowohl Zentralobjekt von Zensurmaßnahmen als auch als selbstbewußter Akteur bemüht war, diese zu umgehen, ist so einsichtig wie öffentlich angedeutet,[16] jedoch im Detail noch unaufgeklärt.

Dieser gewiß nötige, freilich als Versuch, „verborgene Fäden" aus der Halb- und Illegalität klandestinen politischen Handelns im Untergrund sichtbar zu machen, müßte auch heute noch durchaus möglich sein – ist allerdings nur höchst arbeitsaufwendig zu leisten[17] und mithin von staatlich alimentierten, karrierebewußten Jungwissenschaftlern im gegenwärtigen Deutschland nicht zu erwarten und hier nur am Beispiel der von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg verkörperten politischen Linken und ihrer Verbindungen zu Johannes Lepsius einerseits und zu anderen „Zimmerwalder Linken" in die damals neutrale Schweiz andererseits als doppelter Zusammenhang angesprochen.

„Kleine Anfragen"

Karl Liebknechts zitierte Reichstagsanfrage vom 11. Januar 1916[18] leitete eine Reihe strategischer „Kleiner Anfragen" dieses einzelnen, später fraktionslosen, noch später als „Armierungssoldat" zwangsrekrutierten und zuletzt ins Zuchthaus verbrachten Dr. jur. Karl Liebknecht, MdR, ein. Dabei benutzte Karl Liebknecht das durch Änderung der Geschäftsordnung im Deutschen Reichestag ab Mai 1912 geschaffene Institut der „Kleinen Anfrage" eines einzelnen Reichstagsmitglieds, kurzfristig von der Reichsregierung Auskünfte zu erhalten (ohne daß über eine sogenannte Interpellation dazu 30 Abgeordnete mitunterschreiben mußten) sowohl in Umgehung der Zensur durch fragendes Ansprechen von Tabuiertem wie hier der „Armenierausrottung" das Parlament als „Tribüne" als auch jeweils weiter nachzufragen – und dies schließlich in teils provokatorisch-regelverletzender, teils humoristisch, teils sarkastischer Form, so daß er, bevor ihm sodann das Abgeordnetenwort vom Reichstagspräsidenten entzogen wurde, auch noch Lacher hervorrief.

Diese Handlungsstrategie hat Karl Liebknecht selbst später am Beispiel seiner zitierten Anfrage vom 11. Januar 1916 so gekennzeichnet:

„Die türkische Regierung hat ein furchtbares Gemetzel unter den Armeniern angerichtet; alle Welt weiß davon – und in aller Welt macht man Deutschland dafür verantwortlich, weil in Konstantinopel die deutschen Offiziere die Regierung kommandieren.

16 Mühsam (Anm. 11); Heinz-Dietrich Fischer (Anm. 11).

17 Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat Carlo Mierendorff 1897–1943. Eine Biographie, Berlin und Bonn 1987, bes. S. 190–229 und 305–324 [Anmerkungen].

18 Verhandlungen des Reichstags, XIII/II, Bd. 306, Berlin 1916, S. 512–513; Auszug: Der Völkermord an den Armeniern 1915/16 (Anm. 6), S. 422–423.

Nur in Deutschland weiß man nichts, weil die Presse geknebelt ist. Auf diese Schandtaten hinzuweisen, war ein Verdienst."

Karl Liebknechts Genossin Dr. Rosa Luxemburg, selbst damals inhaftiert und gleichwohl schriftstellerisch engagiert und publizistisch (nicht nur) in den „Spartakusbriefen" aktiv, bezeichnete in einem illegalen Flugblatt („Wofür kämpfte Liebknecht?", Oktober 1916) den Deutschen Reichstag als Tribüne und „Posten, von dem aus er [Liebknecht] an die Massen des Proletariats appellierte, sie an die Pflicht der internationalen Solidarität mahnte, sie zum Kampf gegen Völkermord, gegen den Imperialismus aufrüttelte".[19]

Weitere „Kleine Anfragen" Karl Liebknechts, die sich auf „den kranken Mann am Bosporus" beziehen, finden sich sowohl in den Reichstagsprotokollen (XIII. Legislaturperiode) als auch in den illegalen „Spartakus-Briefen", etwa darauf, daß die deutsche Diplomatie „die Türkei in den Krieg gehetzt" habe.[20] Dort ist auch Liebknechts Reichstagsrede vom 7. April 1916 referiert mit der Enthüllung, daß in deutschen Kriegsgefangenenlagern „die mohammedanischen Kriegsgefangenen systematisch zum Kriegsdienst gegen den Staat, dem sie angehören, gepreßt und eingefangen" werden.[21]

Verbrechen des Schweigens

In Rolf Hosfelds Buch und neuerlicher Gesamtschau zum „Völkermord an den Armeniern" findet sich im Anschluß an die zitierte Erinnerung von Karl Liebknechts Reichstagsanfrage vom 11. Januar 1916 ein bedenkenswerter Hinweis, der sowohl „verborgene Fäden" im militärzensurbestimmten Deutschland während des Ersten Weltkriegs als auch auf einen (sozial)psychologischen Protektions- oder Schutzmechanismus zur Angst- oder Bedrohungsabwehr („selective ignorance") anspricht und verdeutlichen mag, daß und warum das Geschehen „hinten in der Türkei", nämlich die „Ausrottung der türkischen Armenier", so und zu wenig wahr- und aufgenommen wurde. Nicht nur im historischen Fall(beipiel) während des Ersten Weltkriegs 1915/16 wird deutlich, daß es bestimmter Voraussetzungen bedarf, damit Menschen, auch im Sinne ideeller Humanität und praktischer Mitmenschlichkeit, in der Lage und fähig sind, alternativ und wirksam – hier gegen übermächtig erscheinende so stabile wie repressive Machtstrukturen und Herrschaftskonfigurationen – handeln zu können. Fehlen diese wie vorliegend jedoch weitgehend, sind eher sowohl ängstliche Nichtwahrnehmung bzw. Wegschauen als auch destruktive Handlungsblockaden bzw. Aggressionsverschiebungen zu erwarten. Das totalitär verfaßte Gesellschaftssysteme kennzeichnende „Prinzip der Furcht" mit seiner Konsequenz der „absoluten Ohnmacht" (Hannah Arendt) führt nämlich zu jener subjektiven „Befindlichkeit der Ausgeliefertheit an

19 Rosa Luxemburg, Wofür kämpfte Liebknecht, in: Gesammelte Werke, Bd. 4: August 1914 bis Januar 1919, Berlin 1974, S. 219–225.

20 Spartakusbriefe, Berlin 1958, Nr. 3 v. Dezember 1916, S. 278.

21 Ebd., Nr. 7 v. November 1917, S. 395.

eine existentielle Bedrohungssituation aufgrund erfahrener Handlungsunfähigkeit".[22] Das nun bedeutet sozialpsychologisch auch: Dem „von oben" – hier konkret-historisch militärdiktatorisch durch Vorzensur – induzierten „Verbrechen des Schweigens" der wenigen entspricht „von unten" jenes Nichtwissenwollen der vielen, die weder dafür noch dagegen sind, sondern schlicht überleben (wollen). Es ist dies ein Phänomen, das noch in jeder Bystander-Empirie des Wegschauens und Bloß-Nicht-Drum-Kümmerns aufscheint.

Rolf Hosfeld schreibt:

„Eigentlich ist es so, dass in Deutschland kaum jemand wissen will, was im Inneren der Türkei wirklich vorgeht. Die Presse schweigt sich aus oder übernimmt unkommentiert die verzerrten Meldungen der osmanischen Nachrichtenagentur. Die Verbrechen des Kriegs, auch auf deutscher Seite, sind ohnehin kein Thema.

Doch im Sommer 1916 veröffentlicht Lepsius, der sich während der Reise nach Konstantinopel 1915 mit umfangreichen Informationen versorgt hatte, seinen Bericht ‚Die Lage des armenischen Volkes in der Türkei'. Trotz der drohenden Militärzensur und einer diplomatischen Intervention des osmanischen Botschafters Hakki gelingt es ihm, 20 000 Exemplare davon privat verteilen zu lassen, versehen mit dem Vermerk: ‚Als Handschrift gedruckt! Streng vertraulich!' Es ist ausschließlich dieser Kraftakt zivilen Ungehorsams, der die Publikation und die Verbreitung der Schrift ermöglicht hat. Selbst Mitarbeiter von Lepsius weigern sich, teils aus Angst, teils aus Gründen nationaler Besorgnis, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Niemand will das Buch drucken, bis sich endlich der Berliner *Reichsbote* und eine Druckerei in Neubabelsberg dazu bereit erklären. Zwei Rollwagen bringen schließlich die Tausende von Paketen zur Post, adressiert an die Superintendenten der evangelischen Kirche und versehen mit der Bitte, die Broschüren an die ihnen unterstellten Pfarrer weiterzuleiten. Fünfhundert Exemplare erreichen auf anderen Wegen ausgewählte Persönlichkeiten und die Redaktionen der größeren deutschen Tageszeitungen. Am 29.7.1916 geht je ein Exemplar an Reichskanzler Bethmann-Hollweg und Botschafter Wolff-Metternich sowie an die Außenamtsmitarbeiter Jagow und Zimmermann.

Am 7. August 1916 wird die Broschüre von der Militärzensur verboten und, soweit greifbar, beschlagnahmt. Danach verlässt der evangelische Pfarrer Johannes Lepsius Deutschland und siedelt ins neutrale Holland über, wo noch während des Kriegs eine niederländische Übersetzung seines ‚Berichts' erscheinen kann. Sie muß allerdings ohne Namensnennung des Autors anonym publiziert werden, weil die deutsche Botschaft in Den Haag Lepsius öffentliche Aktivitäten in der armenischen Angelegenheit streng untersagt hatte. Agathon Bey [...] übersetzt den Bericht ins Französische. Schon 1916 liegt diese Übersetzung vor und kann in ausgewählten Exemplaren im damals ‚feindlichen Ausland' zirkulieren, bevor sie nach dem Krieg 1918 auch als Buch erscheint."[23]

22 Klaus Holzkamp, Grundlegung der Psychologie, Frankfurt a. M. und New York 1983.

23 Hosfeld (Anm. 10), S. 257–258; so kritisch wie zutreffend zu Johannes Lepsius, Der Todesgang des Armenischen Volkes. Bericht über das Schicksal des Armenischen Volkes in der Türkei während des

Johannes Lepsius hat dann noch am 2. Juni 1921 als Gerichtssachverständiger im Teilirian-Prozeß vor dem Berliner Schwurgericht zutreffend darauf hingewiesen, daß der Istanbuler Kriegsgerichtshof[24] am 5. Juli 1919 die ehemaligen jungtürkischen Ittehadisten-Führer und osmanischen Staatsfunktionäre Talaat, Enver und Djemal Bey sowie Dr. med. Mehmed Nazim als Hauptverantwortliche am Völkermordgeschehen und Urheber der ihm unterliegenden „phantastischen Idee, ein pantürkisches, panislamisches Reich zu schaffen, in dem es für Christen keinen Platz gäbe", zum Tode verurteilte.[25]

Was im Deutschen Reich vor und während des Ersten Weltkrieges die Zensur wirksam veranstaltete, könnte auch als frühe Illustration der aktuellen These von William Blum gelesen werden: "The media's most effective tool – silence."

Gegen den Strom ...

Karl Liebknechts mutiges persönliches Engagement und öffentliches Eintreten gegen den Völkermord an Armeniern im Osmanischen Reich während des Ersten Weltkriegs war weder zufällig noch voraussetzungslos. Wer immer sich Liebknechts (erst später in den Bänden VIII und IX seiner Werkausgabe veröffentlichte) Aufzeichnungen aus seinen letzten Lebensjahren, also von 1916 bis 1918, genauer ansieht, wird, wenn auch nicht auf entwickeltem wissenschaftlichem Niveau[26] und aus der Kritik

Weltkrieges, Potsdam 1919, und der Dokumentenpublikation Deutschland und Armenien 1914 bis 1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke. Hrsg. und eingel. von Johannes Lepsius [1919]. Mit einem Vorwort zur Neuausgabe von Tessa Hofmann und einem Nachwort von M. Rainer Lepsius, Bremen 1986; Wolfgang Gust, Wer manipulierte die Dokumente in „Deutschland und Armenien"?, in: Armenisch-Deutsche Korrespondenz, 2001, H. 3, S. 20–23; Gust, Partner im Schweigen (Anm. 6).

24 Taner Akcam, Armenien und der Völkermord. Die Istanbuler Prozesse und die türkische Nationalbewegung, Hamburg 1996; Neuausgabe 2004.

25 Lepsius, in: Völkermord an den Armeniern vor Gericht. Der Prozeß Talaat Pascha [1921]. Hrsg. und eingel. von Tessa Hofmann, Neuausgabe, Göttingen 1980, S. 65–61; vgl. als Beleg für Lepsius' These: Tekin Alp [Moise Cohen], Türkismus und Pantürkismus, Weimar 1915.

26 Wissenschaft ist als Substantiv ein Kompositum, das sprachgeschichtlich auf Wissen und Schaffen beruht: Es geht darum, etwas eigenständig zu erkennen, auch: durch eigene geistig-intellektuelle Leistung etwas herausarbeiten und zustandebringen. Wissenschaftler ist in diesem – präzisen – Wort-Sinn, wer durch selbständige (Er-)Forschung Wissen produziert und Erkenntnis hervorbringt. Sozialwissenschaftler tun dies im Bereich des von Natur und Denken unterschiedenen, diese freilich durch Arbeit und Sprache vermittelnden Sozialen aus der „Notdurft des Verkehrs mit andern Menschen" (MEW, Bd. 3, S. 30.). – Werner Hofmann umschrieb Wissenschaft zunächst formal als „methodische (d.h. systematische und kritische) Weise der Erkenntnissuche" und verdeutlichte sodann: Wissenschaft ist „ihrem allgemeinen Inhalt nach gerichtet: 1. auf das Erscheinungsbild der Wirklichkeit (als sammelnde, beschreibende, klassifizierende Tätigkeit, als Morphologie, Typologe usw.); 2. als theoretische Arbeit auf Zusammenhang, Bedeutung, Sinngehalt der Erscheinungen, auf wesentliche Grundsachverhalte, auf Gesetze der Wirklichkeit. Die Erschließung des Erfahrungsbildes der Welt arbeitet der theoretischen Deutung vor; sie begründet deren empirische Natur und die Überprüfbarkeit ihrer Ergebnisse. Die Theorie aber stiftet erst die Ordnung des Erfahrungsbildes; sie erst gibt der empirischen Analyse ihren Sinn und nimmt die Erscheinungssicht vor der bloßen Form der Dinge in Hut. In diesem dialektischen Widerspiel von Erfassung und Deutung der Wirklichkeit ist konstitutiv für Wissenschaft die Theorie. Nicht immer verlangt das Verständnis von Wirklichkeit nach Theorie; doch

der politischen Ökonomie so begründet wie etwa bei Rosa Luxemburg, einen auch theoretisch nachdenklichen Politiker entdecken, der zweierlei sicherlich nicht ist: ein individueller „Querulant" – so Gustav Noske, als SPD-„Kolonialexperte" einer seiner Gegenspieler in der Reichstagsfraktion und später einer der Auftraggeber für seine Ermordung – und ein politischer Opportunist – wie zur gleichen Zeit der „zentristische" SPD-Ideologe Karl Kautsky, der sich in seinen Beiträgen 1916/17 zur „Befreiung der Nationen" wohl gegen „jede Vergewaltigung einer Volksschicht im Staate und in der Gesellschaft" und gegen „jede Vergewaltigung einer Religionsgemeinschaft"[27] ausspricht – aber kein Wort über die „Ausrottung der türkischen Armenier" (Karl Liebknecht) verliert.

Liebknecht schloß vielmehr an das frühere Engagement etwa seines Genossen Eduard Bernstein vom „rechten" sozialdemokratischen Parteiflügel an; „Ede" Bernstein hatte bereits 1902 als erstmalig gewählter Reichtagsabgeordneter, am 27. Juli 1902 in Berlin, öffentlich die osmanische „Ausrottungspolitik" angeprangert, sowohl an ein christliches Hilfsgebot („Was Ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt Ihr mir auch nicht gethan") als auch an die „Erklärung der Menschenrechte von 1793" erinnert und gefordert: „Die Mißwirtschaft der Türkei muß ein Ende nehmen, den Armeniern muß geholfen werden, das Foltersystem des Sultans [Abdul Hamid II.] muß verschwinden von der Erde !"

Eine entsprechende, von Bernstein geschriebene „Resolution" wurde dann auch auf der Versammlung („mit allen gegen eine Stimme") angenommen. Dort hieß es: „Die Forderung von Recht und Sicherheit für Armenien ist in keiner Weise von einer Voreingenommenheit gegen die türkische Nation dictiert. Die Versammlung ist vielmehr der festen Überzeugung, daß die wahren Interessen der großen Masse des türkischen Volkes die Schaffung gerechter Zustände in Armenien erheischen, daß das türkische Volk mit den Armeniern das gleiche Interesse daran hat, der heutigen verrotteten Beamtenwirtschaft im Lande ein Ende zu machen [...]."[28]

Auch Karl Liebknechts Gefängnisaufzeichnungen zeigen eindeutig, daß der Autor in der „Entfesselung des Ersten Weltkriegs" Ansätze eines neuen Weltsystems sieht.

---

erst mit der Theorie hebt Wissenschaft an" (Werner Hofmann, Wissenschaft und Ideologie, in: ders., Universität, Ideologie, Gesellschaft. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1968. S. 49–66, hier S. 50). Auch der Sozialwissenschaftler Theodor Geiger betonte: „Die Soziologie kann sich nicht mit dem bloßen Registrieren menschlicher Handlungsweisen begnügen, sondern muß auch versuchen, die ihnen zugrundeliegenden subjektiven Prozesse aufzudecken und zu beschreiben" (Theodor Geiger, Über Soziometrik und ihre Grenzen, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 1 [1948/49], S. 292–302). – Den *Doppelcharakter von Wissenschaft* – nämlich als *Erkenntnisform* und als *Handlungssystem* – in hochentwickelt-arbeitsteiligen Gesellschaften mit indirekten Herrschaftssystemen hat Carl Djerassi im Postscript zu „Cantor's Dilemma" (New York und London 1989; deutsche Ausgabe: 3. Aufl., München 1996) bündig so beschrieben: „Wissenschaft ist sowohl ein selbstloses Streben nach Wahrheit als auch eine Gemeinschaft mit ihren eigenen Sitten und Gebräuchen und ihren eigenen gesellschaftlichen Regeln" (ebd., S. 85).

27 Karl Kautsky, Die Befreiung der Nationen, in: *Die Neue Zeit. Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie*, Jg. 35 (1916/17), 2. Bd., S. 145 ff., 177 ff., 193 ff., 241 ff., 273 ff., hier S. 200.

28 Eduard Bernstein u. a., Armenien, die Türkei und die Pflichten Europas. Hrsg. von Helmut Donat, Bremen 2005.

Speziell die „türkische Frage" und mit ihr Bagdadbahn, Achse Berlin–Bagdad und ein pantürkisch bestimmtes „Türkisch-Asien" werden kritisch kommentiert, ebenso Maßnahmen türkischer und deutscher Innenpolitik – hier spricht Liebknecht am 10. Juni 1916 von der „deutschen Technik des Massenmords" – im Zusammenhang mit dem „deutschen Orientimperialismus".[29] Auffällig zugleich aber auch, daß Liebknecht selbst, der im Gegensatz zur Mehrheit auch seiner linkssozialdemokratischen bzw. linkssozialistischen Genossen das historisch Neue am Völkermorden im Osmanischen Staat erkennt, in zwei wichtigen Texten auf jeden Hinweis zur „Ausrottung der türkischen Armenier" verzichtet, nämlich im Aufruf zum 1. Mai 1916 und, Ende November 1918 nach seiner Freilassung aus dem Zuchthaus Luckau, im Aufruf „An die Proletarier aller Länder!".

Marx und Engels über die „armenische Frage"

In den blauen Bänden der Marx-Engels-Werke gibt es zur „armenischen Frage" verschiedene verstreute Bemerkungen von Karl Marx und Friedrich Engels, seitdem Armenien „weltpolitisch" im Zusammenhang mit dem türkisch-russischen Konflikt, der dann zum Krimkrieg 1853 bis 1856 führte, angesprochen wurde. Sowohl Marx als auch – und vor allem – Engels kommentierten in Beiträgen für die „New York Daily Tribune" den aktuellen Kriegsverlauf. Dabei ging es auch um die „armenische Frage" als Teil der Lage in der „asiatischen Türkei" unter osmanischer Türkenherrschaft, die am 7. April 1853 so beschrieben wird: Allein Türken gehörten „der bevorrechteten Religion und Nation an" und hätten „das Recht, Waffen zu tragen, und der höchstgestellte Christ muß dem niedrigsten Moslem den Weg freigeben, wenn er ihm begegnet".[30] Die armenische „Nation" verfüge über keinen eigenen Staat, sondern siedle ums Handelszentrum Trapezunt sowohl (südlich) in der osmanischen Türkei als auch nördlich im zaristischen Rußland.[31]

Friedrich Engels erwähnt später beiläufig im „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" (1884) armenische Tempelprostituierte und in seiner Serie in der „Neuen Zeit" (1894/95) „Zur Geschichte des Urchristentums" eine altarmenische Ehebrechersage.[32] Engels kommt nur noch einmal öffentlich im politischen Artikel zur Außenpolitik des russischen Zarenreichs 1890 auf eine Besonderheit Armeniens – und des hellenischen Kretas – zurück: daß es nämlich wegen beider Minderheiten im Osmanischen Staat „keinen europäischen Krieg" mehr geben werde und Rußland – fälschlich – versuche, sich als „Befreier" Armeniens darzustellen.[33]

29 Karl Liebknecht, Gesammelte Reden und Schriften, Berlin 1981 und 1982, Bd. VIII, S. 113, 484 ff., 571; Bd. IX, S. 22, 47, 49, 65, 82, 95, 186 f., 194, 201, 273, 469, 577 passim.
30 MEW, Bd. 9, S. 3–12, hier S. 8.
31 Ebd., S. 13–17, 22–27.
32 Ebd., Bd. 21, S. 68 f.; ebd., Bd. 22, S. 451.
33 Ebd., Bd. 22, S. 13–48, hier S. 41, 43.

In den zunächst unveröffentlichten Briefen von Marx und Engels aus den Jahren ab 1877 zeigen die wenigen Bemerkungen, daß beide Armenien trotz fehlenden Staats immer als eigenständiges Volk und damit als unterdrückte „Nation" (oder nationale Minderheit) im Osmanischen Staat betrachteten.[34] – Schließlich bekannte Friedrich Engels in seinem Altersbrief am 23. November 1894 gegenüber dem armenischen Sozialdemokraten J. N. Atabekijan (1870-1916) – Übersetzer des „Manifest der Kommunistischen Partei" (1848) und von Engels „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" (1880) –, daß er die „armenische Frage" aus „eignem Studium" *nicht* beurteilen könne, daß es sich aber „um ein unterdrücktes Volk" handele, „das das Unglück hat zwischen der *Skylla* des türkischen und der *Charybdis* des russischen Despotismus eingekeilt zu sein". Dabei sieht Engels als Voraussetzung für „die Befreiung Armeniens von Türken *und* von Russen" den Sturz des russischen Zarismus.[35]

Rosa Luxemburg über deutsche „Orientpolitik"

Im Anschluß an ihre eigenständige Imperialismusanalyse hat Rosa Luxemburg versucht, bereits während des Ersten Weltkriegs die Ursachen des Imperialismus herauszuarbeiten (und damit, hierin Lenin vergleichbar, theoretisch „Gleichzeitigkeit" herzustellen).

Dabei glaubte Rosa Luxemburg, besonders in der deutschen Orientpolitik im asiatischen Teil des (nach den „Balkankriegen" 1913 geschrumpften) Osmanischen Staates eine wichtige Ursache für das in Deutschland damals „Großer Krieg" genannten historischen Destruktionsereignis erkannt zu haben. Denn sie sieht speziell in der deutschen Orientpolitik in der (klein)asiatischen Türkei, daß sich das Deutsche Reich in Gegensatz zu allen anderen „imperialistischen Mächten", besonders England, Frankreich und Rußland, der „Triple-Entente", setzte. Rosa Luxemburg begründete ihre (später vor allem von Wolfgang Fritz [George W. F.; G. W. F.] Hallgarten dokumentarisch verdichtete) politikwissenschaftliche These der deutschen Orientpolitik als Ursachenmoment des Ersten Weltkriegs interessenstrukturell sowohl mit allgemeinen Hinweisen zum verspäteten Imperialismus dieser „verspäteten Nation" (Hellmuth Plessner) als auch mit der Bewertung der Türkei bzw. des zerfallenden osmanischen Herrschaftssystems seit der Berliner Konferenz (1878) als „wichtigstem Operationsfeld des deutschen Imperialismus" durch entscheidende ökonomisch-politische Akteursgruppen. Rosa Luxemburgs allgemeine These zum Kriegsursachenfeld wurde später von Hallgarten, der in der „Zertrümmerung der Türkei in ihren letzten Auswirkungen" eine Kriegsursache sah, anerkannt.[36]

34 Ebd., Bd. 34, S. 42, 49; ebd., Bd. 35, S. 92, 96.

35 Ebd., Bd. 39, S. 327.

36 Wolfgang Hallgarten, Vorkriegsimperialismus. Die soziologischen Grundlagen der Außenpolitik europäischer Großmächte bis 1914, Paris 1935, S. 258; Anhang: S. 340–344: Deutsche Rüstungsgeschäfte am Goldenen Horn; vgl. auch Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik

In ihrer „Junius"-Broschüre, in der sie sich zur Bewertung der imperialistischen „Orientpolitik" des Deutschen Reiches im 20. Jahrhundert mehrfach auf Veröffentlichungen von Paul Rohrbach bezieht, kennzeichnet Rosa Luxemburg das „Aufkommen des Imperialismus" zunächst zeitdimensional: „In Deutschland kann das Aufkommen des Imperialismus, das auf die kürzeste Zeitspanne zusammengedrängt ist, in Reinkultur beobachtet werden. Der beispiellose Aufschwung der Großindustrie und des Handels seit der Reichsgründung [1871] hat hier in den achtziger Jahren zwei charakteristische eigenartige Formen der Kapitalakkumulation hervorgebracht: die stärkste Kartellentwicklung Europas und die größte Ausbildung sowie Konzentration des Bankwesens in der ganzen Welt [...] So konnte man voraussehen, daß dieser kraftstrotzende, von keinerlei Hemmungen beschwerte Imperialismus, der auf die Weltbühne mit ungeheuren Appetiten trat, als die Welt bereits so gut wie verteilt war, sehr rasch zum unberechenbaren Faktor der allgemeinen Beunruhigung werden mußte."[37]

Speziell zu deutsch-imperialen Interessen in der asiatischen Türkei wird weiter ausgeführt: Das Grundinteresse sei der Erhalt des Osmanischen Reichs sowohl unter alttürkischer Herrschaft (Adbul Hamid II.) als auch unter den jungtürkischen Machthabern; es gehe ums Zusammenhalten dieses „morschen, zerfallenen Haufen von Trümmern" dieses orientalischen Despotismus der Türken als „kleiner Minderheit" einer „regierenden Erobererkaste" mit ihren vielfältigen „nationalen Fragen, welche den türkischen Staat zersprengten: der armenischen, kurdischen, syrischen, arabischen, griechischen". Über seine Interessen an der „asiatischen Türkei" halte das Deutsche Reich diese „morsche Baracke" am Leben und sorge besonders für ihre innere Militarisierung durch Militärhilfe und Militärberater. „Der türkische Militarismus [als] Dependenz des preußisch-deutschen Militarismus" – die „türkische Regierung [als] gehorsames Werkzeug [und] Vasall der deutschen auswärtigen Politik".[38]

Die Türkei wurde ab 1883 mit der Zulassung deutschen Kapitals in der Türkei „wichtigstes Operationsfeld des deutschen Imperialismus". 1899 ging die Konzession zum Eisenbahnbau an die Deutsche Bank, die 1901 auch die Konzession für die militärstrategisch bedeutsame Bagdadbahn erhielt. Das war der „Ruin des kleinasiatischen Bauerntums" durch Aussaugung über Steuerzehnten- und Pachtsystem: die kleinasiatische Agrarökonomie wurde „Objekt eines wohlorganisierten Aussaugungsprozesses zu Nutzen und Frommen des europäischen, in diesem Falle vor allem des deutschen Bank- und Industriekapitals". Und der „Saugapparat, die türkische Regierung [wird] zum gehorsamen Werkzeug, zum Vasallen der deutschen auswärtigen Politik". Daher läge die „Stärkung der türkischen Staatsmacht" zur Verhinderung ihres Zerfalls im politischen Interesse des deutschen Imperialismus.[39]

---

des Kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf 1961, besonders S. 140 ff. [zum „Heiligen Krieg"]; S. 780 ff. [zum Erdöl]; Ulrich Trumpener, Germany and the Ottoman Empire 1914–1918, Princeton, N. J., 1968.

37 Rosa Luxemburg, Politische Schriften, Leipzig 1969, S. 262 f.

38 Ebd., S. 268–278.

39 Ebd.

Die (jung)türkische Machtübernahme 1908 habe an dieser Interessen- und Machtkonstellation nichts geändert – auch wenn die Absetzung Abdul Hamids II. zunächst als „Bankrott der deutschen Orientpolitik" erschien. Die neuen jungtürkischen Machthaber kehrten nämlich als „Konterrevolutionäre" bald schon „zu den altväterischen Herrschaftsmethoden Abdul Hamids, das heißt zu dem periodisch organisierten Blutbad zwischen den aufeinandergehetzten unterjochten Völkern und zur schrankenlosen orientalischen Auspressung des Bauerntums als zu den zwei Grundpfeilern des Staates zurück".[40] Dem entspreche auch der Staatsstreich zur „Aufhebung der Verfassung" 1912 als „formelle Rückkehr zum Regiment Abdul Hamids".[41]

Die – historisch gesehen – nachzüglerische industrie- und finanzkapitalistische Durchdringung oder Penetration der asiatischen Türkei vor allem durch die Deutsche Bank und die im Zusammenhang mit der Bagdadbahn und Mesopotamien und Anatolien verwirklichten Kapitalprofite bedeutete nicht nur die „Stärkung des türkischen Militarismus unter deutschem Einfluß", sondern verstärkte zugleich den Interessengegensatz namentlich zu England (dem Vereinigten Königreich) – und ließ manche deutsche Kolonialideologen – wie Paul Rohrbach – schon von der militärstrategisch erwünschten türkischen Eroberung Ägyptens träumen.[42]

Greifbares Resultat hingegen war die Entfesselung des Ersten Weltkriegs, als dessen wichtiges Ursachenmoment Rosa Luxemburg, wie zitiert, auch die deutsche „Orientpolitik" von 1888 bis 1914 wertete.

Aktuelle Völkermorddokumentationen

In den letzten beiden Jahren erschienen in Deutschland zwei wichtige Dokumentationen zum Völkermord an Armeniern im Osmanischen Reich während des Ersten Weltkriegs: erstens eine Neuauflage der Studie zu den Istanbuler Nachkriegsprozessen 1919 und zweitens eine Neuedition zum Völkermord an den Armeniern 1915/16.

Im Zusammenhang mit den Istanbuler Prozessen nach Beendigung des Ersten Weltkriegs bestätigte das Istanbuler Militärgericht 1919, daß die Vernichtung der Armenier systematisch „von einer vereinigten zentralen Kraft organisiert" worden war, nämlich vom Ittihad-Zentralkomitee der jungtürkischen politischen Partei, von Innenminister Talaat Pascha und Kriegsminister Enver Pascha sowie, als Organisatoren, Mehmed Nazim vom jungtürkischen zentralen Kommitee für Einheit und Fortschritt und Bahaeddin Sakir, dem Leiter der „Teskilat-i Mahsusa" genannten „Spezialorganisationen". Das Istanbuler Gericht verurteilte siebzehn Angeklagte zum Tode, darunter Talaat (auf den im März 1921 in Berlin von einem armenischen Studenten erfolgreich ein Attentat

40 Ebd., S. 273; vgl. auch Al. Carthill [B. C. H. C. Kennedy], Verlorene Herrschaft. Wie England Indien aufgab, Berlin-Grundewald 1924, S. 89–94: „Massenmord [als] Teil des orientalischen Regierungsmechanismus"; Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München und Zürich 1986, S. 233, 296 f., 308 f., 349.

41 Luxemburg, Politische Schriften (Anm. 37), S. 275 f.

42 Ebd., S. 267–277.

unternommen wurde). Weil die führenden Jungtürken geflohen waren, gab es nur drei Hinrichtungen.

Die genozidalen Abläufe auf Basis der regierungsamtlichen „Verfügung gegen Personen, die in Kriegszeiten der Regierung zuwiderhandeln" vom 28. Mai 1915 hat das Istanbuler Kriegsgericht präzise beschrieben: „Durch die Kolonnenwächter, die sie aus einer Reihe von moralisch niederträchtigen Personen, Wiederholungstätern sowie Angehörigen der Gendarmerie [...] zusammengestellt hatten, liessen sie die Armenier, die der Verteidigungsmöglichkeiten beraubt waren, zwecks Umsiedlung in Bewegung setzen. Als sie sich aus der Stadt entfernt hatten, liessen sie an Plätzen, die [...] vor Blicken ziemlich geschützt waren, die Männer und Frauen voneinander trennen. Nachdem daraufhin ihre Sachen durch Räuberbanden geplündert worden waren [...] liessen sie die Männer durch verschiedene Grausamkeiten ermorden und vernichten. Die hilflosen Frauen brachte man an andere Plätze, wo man auch ihnen den Schmuck und das Bargeld und den meisten von ihnen die Kleidung und sonstige Gegenstände abnahm [...] und vergewaltigte viele von ihnen. Danach liessen sie sie [...] in entfernte Gebiete in Bewegung setzen, wobei man sie zu Fuss monatelang marschieren liess, so dass sie völlig erschöpft waren und viele von ihnen vor Hunger, Durst und durch die Strapazen des Marsches starben. Einen Teil der Frauen, die sie in Trabzon ließen, und männliche und weibliche Kinder, die sie an väterliche Anwesen und Krankenhäuser verteilten, um sie angeblich zu schützen, ließ man unter dem Vorwand, sie würden gesondert über das Meer in andere Gebiete gebracht werden, mit Schiffen und Booten abtransportieren. Nachdem man auf das Meer hinausgefahren und nicht mehr in Sichtweite war, warfen sie sie ins Meer und ertränkten sie."[43]

Dies kann auch als Bestätigung der These des US-amerikanischen Sozialwissenschaftlers und Genozidforscher Louis L. Horowitz gelesen werden. Horowitz hatte schon 1980 betont, daß das Schicksal der Armenier der Prototyp des Genozids im 20. Jahrhundert ist: "The fate of the Armenians is the essential prototype of genocide in the twentieth century."[44]

Die Besonderheit des Akcam-Buchs liegt nicht in der Person des Autors (er ist gebürtiger Türke), sondern in der systematisch-kritischen Aufarbeitung und Präsentation des vorliegenden Quellenmaterials in arabischem Türkisch (Osmanly). Dieses wurde 1928 als Schriftsprache im Zusammenhang mit weiteren europaorientierten Maßnahmen wie „Türkisches Bürgerliches Gesetzbuch" (1926), Abschaffung von Sultanat und Kalifat und „Huterlaß" (1926: Die Kopfbedeckung des Türken ist der Hut) von Kemal Pascha, seit 1934 „Atatürk" (Vater aller Türken), abgeschafft und durch ein leicht modifiziertes lateinisches Alphabet ersetzt – mit der Folge, daß osmanische Quellen heute selbst von gebildeten Türken nicht mehr gelesen werden können (sondern nur noch von Sprachspezialisten). Dies nun ist in der Tat ein Paradox der türkischen Nationalgeschichte des 20. Jahrhunderts – schrieb doch Atatürk selbst in einem

43 Akcam (Anm. 24), S. 178.
44 Horowitz, Taking Lives (Anm. 4), S. 16.

Brief an die neugegründete Gesellschaft für Türkische Geschichte im August 1931: „Geschichte schreiben ist genau so wichtig wie Geschichte machen."[45]

Im Anschluß an die nach dem Ersten Weltkrieg 1919 erschienene Aktenpublikation von Johannes Lepsius (erweiterte Neuauflage 1986) und diese wo nötig und möglich zu Recht kritisierend, weil und wenn die Rolle des damaligen Deutschen Reiches teils ausgeblendet, teils beschönigend dargestellt wird, dokumentierte Wolfgang Gust (2005) in einer exzellenten politikhistorischen Dokumentenedition aus zeitgenössischen deutschen Quellen, vor allem der Jahre 1915/16 und aus dem Auswärtigen Amt der Reichsregierung, sowohl das Mordgeschehen selbst, seine vor allem von deutschen (Vize-)Konsuln, Militärs, kirchlichem, Gesundheits- und Lehrpersonal wie Pfarrern, Stationsschwestern und Lehrern beobachteten Abläufe in verschiedenen Orten und die unsäglichen Leiden von Armeniern als Opfern als auch die politische Mitverantwortung des deutschen Staates dafür, was sein „Waffenbruder", der osmanische Staat, als ersten historischen Völkermord des 20. Jahrhunderts „hinten in der Türkei" veranstaltete.

Die authentisch-zeitgenössischen Berichte und amtlichen Texte sind Quellen ersten Ranges – gerade weil sie nicht zur Veröffentlichung vorgesehen waren. Insofern wußten die militärbürokratische Zensurbehörden des Deutschen Reiches, die 1915 verfügten, daß „Veröffentlichungen über die armenische Frage der Vorzensur unterliegen", durchaus, warum über „die Armeniergreuel [...] zu schweigen" ist.

Beide aktuellen Bücher sind erstens dokumentarische „Meilensteine" der Genozid-/Völkermordforschung im allgemeinen und zum Völkermord an Armeniern im Osmanischen Reich 1915/16 im besonderen. Zweitens bringen beide Dokumentationen, in ihrer quellengesättigten Dichte wichtige Argumente gegen jene „Ewiggestrigen" (Willy Brandt) und Völkermordleugner innerhalb und außerhalb des gegenwärtigen postkemalistisch-türkischen Machtbereichs, die den Armenozid genannten ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts „hinten in der Türkei" als Erfindung der armenischen Diaspora und ihrer gutgläubigen *fellow-travellers* – zuletzt aller der „Armenien"-Resolution zustimmender deutscher Bundestagsabgeordneter im Juni 2005 – darstellen. Und drittens zeigen nicht zuletzt die Forschungen von Akcam und Gust wie auch die des US-amerikanischen Gelehrten armenischer Herkunft, Vahakn N. Dadrian, der schon vor Jahrzehnten die Akten (im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes) durchsah und später ausführlich über politische Verantwortung und Mittäterschaft („complicity") des Deutschen Reiches am Völkermord an Armeniern publizierte[46] und nun auch Gusts Edition bevorwortete,[47] daß und wie weit inzwischen dieser erste historische Völkermord des 20. Jahrhunderts realwissenschaftlich aufgearbeitet ist und

45 Attatürks Formel lautet im Original: «Tarih yazmak, tarih yapmak kadar önemlidir» (Mitteilung eines Fachreferenten der Regierung der Republik Türkei [mfa.gov.tr] an den Autor am 30.12.2003); die dort bevorzugte englische Version lautet: "Writing history is as important as making it."

46 Vahakn N. Dadrian, German Responsibility in the Armenian Genocide. A Review of the Historical Evidence of German Compliciity, 2. Aufl., Watertown, Mass., 1997.

47 Der Völkermord an den Armeniern 1915/16 (Anm. 6), S. 7–16.

daß es dazu keiner staatsalimentierten Geschichtskommisisonen, sondern, historisch wie aktuell, so mutiger politischer Linker wie so kundiger wie engagierter Gelehrter und Forscherpersönlichkeiten wie der genannten bedurfte.

Völkermord[en] als totalitäre Vernichtungspolitik

Wer immer sich, auch im Vergleich mit den Hinweisen von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, Texte der internationalen politischen Linken wie der „Zimmerwalder Bewegung" 1914 bis 1919 anschaut,[48] wird bemerken, daß wohl vom „tragischen Schicksal" (auch) des armenischen Volkes die Rede ist, das, vergleichbar „Belgien, Polen, den Balkanstaaten", „als Beutestücke" imperialistischen Profitstrebens, „ganz oder in Teile zerrissen" oder „annektiert" zu werden droht.[49] Im „Rundschreiben an alle angeschlossenen Parteien und Mitglieder" (Ende Februar 1916) zur Vorbreitung der 2. Zimmerwalder Konferenz ist die Rede vom „tragischen Schicksal Serbiens und Armeniens" als „Schachfiguren" in dem „imperialistischen Spiel der Großmächte"; konkret zum Völkermord „hinten in der Türkei" wird jedoch, obgleich „Armenien" als „Nation" im Sinne des theoretischen Marxismus ausdrücklich anerkannt wird, nichts ausgeführt, auch wenn die Resolution der 2. Zimmerwalder Konferenz (Juni 1916 in Kiental) von „allgemeinen Schlächtereien" spricht und wenn es um Maßnahmen gegen die „Vergewaltigung der schwächeren Nationen" geht, abstrakt-allgemein auf „Schutz der nationalen Minderheiten und Autonomie der Völker auf dem Boden der vollen Demokratie" verweist.[50] Und auch im Aufruf „An die Arbeiterklasse !" vom 6. Januar 1917 findet sich kein Hinweis auf den ersten historischen Völkermord des 20. Jahrhunderts.[51]

Bedenkt man, daß gerade in der (neutralen) Schweiz 1915/16 zahlreiche Berichte[52] und Presseartikel erschienen, dann erstaunt schon, daß gerade führende Vertreter der politischen Linken 1915/16 das qualitativ neue Staatsverbrechen des Genozids im Osmanischen Reich nicht erkannten, sondern von herkömmlichen Unterdrückungsmaßnahmen wie Umsiedlungen und Vertreibungen als Formen gewaltsamer Angliederungen und Unterwerfungen fremder Gebiete und Völker ausgingen. In dieser Hinsicht und bei aller hart zu kritisierenden Problematik seiner späteren außenamtsoffiziell-editorischen Tätigkeit mit dem Auftrag, „die deutschen verbalen Anstrengungen zur Rettung der Armenier" herauszustellen – was nicht ohne zahlreiche Quellenfälschungen möglich sein konnte[53] – hat Johannes Lepsius in seinem Bericht

48 Angelika Balabanoff, Die Zimmerwalder Bewegung 1914–1919, in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung*, Jg. 12 (1926), S. 310–413, Jg. 13 (1927), S. 232–282.

49 September 1915: Manifest der I. Zimmerwalder Konferenz; ebd., 1926, S. 323–326.

50 Ebd., S. 347–350.

51 Ebd., S. 359–363.

52 Siehe Material zur Beurteilung des Schicksals der Armenier im Jahre 1915. Hrsg. vom Geschäftsführenden Ausschuß des Schweizerischen Hilfswerks 1915 für Armenien, 2 Hefte, Basel 1916.

53 Vgl. Deutschland und Armenien 1914–1918 (Anm. 23).

1916 klar erkannt, daß die jungtürkischen Maßnahmen über herkömmlich-periodische alttürkische „Massaker" seit 1895 unter dem „roten Blutsultan" Abdul Hamid II. hinausgingen; genauer: daß es sich „um die Vernichtung der armenischen Nation" und damit staatlich geplanten und organisierten „Völkermord, den die Jungtürken auf dem Gewissen haben", handelte.[54] So gesehen, kann auch der letzte Hinweis des bedeutenden armeno-amerikanischen Gelehrten Vahakn N. Dadrian auf eine „Kultur der Straffreiheit" gegenüber dem Menscheitsverbrechen Genozid/Völkermord nur einen Aspekt des Geschehens erklären helfen – auch wenn seine These zutrifft, daß „die ungestraften Massaker der Vorkriegszeit [...] als Vorbedingung des Genozids" anzusehen sind.[55] Und auch wenn während des Ersten Weltkrieges mit seinen barbarischen „Massenschlächtereien" Humanität und Zivilisation allgemein hintanstanden und „Völkermord" als planmäßig organisierte „Ausrottung einer Nation" (zu) vielen Europäern unvorstellbar erschien – so bleiben doch immer noch manche Seiten dieses Geschehens und seiner Duldung wenn nicht rätselhaft, so doch weiter aufzuklären. (Auf der politischen Linken könnte auch die jahrzehntelange Bezeichnung alttürkischer Massaker als „Ausrottungspolitik" [Eduard Bernstein] den Blick aufs Besondere von Völkermord[en] verstellt haben.)

Ausblick

Der Völkermord während des Erstens Weltkriegs erscheint als Vorbote neuartiger „totalitärer" Politik im Sinne Hannah Arendts, also nicht jener „Machtpolitik im alten Sinn, auch nicht im Sinn einer noch nie dagewesenen Übertreibung und Radikalisierung des alten Strebens nach Macht nur um der Macht willen: hinter totalitärer Machtpolitik wie hinter totalitärer Realpolitik lagen neue, in der Geschichte bisher unbekannte Vorstellungen von Macht und Realität überhaupt. Auf diese Begriffsverschiebung kommt alles an, denn sie und nicht bloße Brutalität bestimmt die außerordentliche Schlagkraft wie die ungeheuerlichen Verbrechen der totalen Herrschaft. Es handelt sich bei totalitären Methoden nicht um Rücksichtslosigkeit, sondern um die völlige Nichtachtung aller berechenbaren äußeren Konsequenzen, nicht um chauvinistische Greueltaten, sondern um die Nichtachtung aller nationalen Interessen und die völlige Wurzellosigkeit derer, die sich der Bewegung als solcher verschrieben haben, nicht um die vulgäre Durchsetzung irgendwelcher personaler oder Cliqueninteressen, sondern um die ruchlose Verachtung aller Zweckmäßigkeitserwägungen [...]. Der unerschütterliche Glaube an eine ideologisch-fiktive Welt, die es herzustellen gilt, hat die politischen Verhältnisse der Gegenwart tiefer und entscheidender erschüttert, als Machthunger oder Angriffslust es je hätten tun können."[56] Daraus schloß Hannah

54 Johannes Lepsius, Mein Besuch in Konstantinopel Juli/August 1915, in: *Orient. Monatsschrift für die Wiedergeburt des Ostens*, Jg. 1 (1919), H. 1–3, S. 21–33, hier S. 23, 33.

55 Dadrian, Einführung (Anm. 6), S. 45 f.

56 Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, S. 703 ff.

Arendt: „Zu erklären ist das totalitäre Phänomen aus seinen Elementen und Ursprüngen so wenig und vielleicht noch weniger als andere geschichtliche Ereignisse von großer Tragweite."[57]

Hannah Arendt sprach, freilich ohne „das Phänomen" gründlich wissenschaftlich zu analysieren,[58] am historischen Beispiel der „Zusammenhänge zwischen Imperialismus und totalitärem System"[59] das in die *conditio humana* des *homo sapiens* grundlegend eingelagerte menschliche Destruktionspotential an. Es gehört im Gegensatz zur Lorenz-Legende von der Instinkthemmung zur Tötung „eigener Artgenossen"[60] wie

57 Ebd., S. 705.

58 Siehe Anm. 26.

59 Wilhelm Speitkamp, Deutsche Kolonialgeschichte, Stuttgart 2005, S. 10.

60 Konrad Lorenz (1903–1989) war nicht nur als habilitierter Zoologe Lehrstuhlpsychologe und Wehrmachtspsychiater (1940–1944), sondern auch – so die Netzenzyklopädie „Wikipedia" (http://de.wikipedia.org/wiki/Konrad_Lorenz [31.10.2005]) – „einer der wichtigsten Vertreter der so genannten klassischen vergleichenden Verhaltensforschung. Er selbst nannte dieses Forschungsgebiet bis 1949 ‚Tierpsychologie' und wird im deutschsprachigen Raum als dessen Gründervater angesehen. Der ‚Spiegel' bezeichnete ihn einmal als den ‚Einstein der Tierseele'. Ihm wurde 1973 gemeinsam mit Karl von Frisch und Nikolaas Tinbergen der Nobelpreis für Physiologie oder Medizin für ihre Entdeckungen betreffend den Aufbau und die Auslösung von individuellen und sozialen Verhaltenselementen (im Original: ‚for their discoveries concerning organization and elicitation of individual and social behaviour pattern') zugesprochen." – Von Lorenz, der sich nie vom Nationalsozialismus distanzierte (Klaus Taschwer und Benedikt Föger, Die andere Seite des Spiegels. Konrad Lorenz und der Nationalsozialismus, Wien 2001) und dessen (zunächst „tierpsychologisch", später „ethologisch" genannte) Forschungen wenn nicht überhaupt auf Fälschungen beruhen, so doch in ihren Ergebnissen zumindest wegen ihres anekdotischen Charakters höchst zweifelhaft sind (zusammenfassend: Christian Vogel, Anthropologische Spuren. Zur Natur des Menschen. Hrsg. von Volker Sommer, Stuttgart 2000), stammt die inzwischen sowohl als Lorenz-„Schule" bekanntgemachte als auch in Lehrbüchern „geronnene" Behauptung (Hartmut Angermann und Günter Vogel, Physiologie und Ökologie, München und Stuttgart 1990, S. 401 ff.) von der Sonderstellung des Menschen als Gattungswesen: Allein der Mensch habe, so Lorenz' eingängige, das aktuelle zivilisiert-humane Selbstverständnis ausdrükkende und bestärkende Kernthese, im Unterschied zum Tier „instinktive Hemmungen gegen das Töten von Artgenossen" (Konrad Lorenz, Über das Töten von Artgenossen, in: *Jahrbuch der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften*, Göttingen 1955, S. 105–140). Weiter unterstellt Lorenz „moralanaloge" Verhaltensformen bei Tieren etwa in Form „gegnerschonender" Kommentkämpfe. Dies ist der Kern der Konrad-Lorenz-Legende. Sie schließt auch an eine Rede von Reichsführer-SS Heinrich Himmler, Chef der Deutschen Polizei und seit dem 20. August 1943 auch Reichsinnenminister, an, die dieser vor SS-Gruppenführern in Posen über die absolute Brutalisierung des Vorgehens gegen nichtgermanische „Menschentiere" hielt (4. Oktober 1943): „Ein Grundsatz muß für den SS-Mann absolut gelten: Ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich haben wir zu Angehörigen unseres eigenen Blutes zu sein und zu sonst niemandem" (siehe CD-ROM „Der Nürnberger Prozeß"). In Himmlers Reichsinnenministerium wurde noch 1944 zur politischen Rechtfertigung des faschistischen Rassismus ein nationalsozialistisches „Gesetz zur Behandlung Gemeinschaftsfremder" in Abgrenzung von „Mindestanforderungen der Volksgemeinschaft" entworfen (Detlev J. K. Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus, Köln 1982, besonders S. 246–279). – Gegen die Konrad-Lorenz-Legende hat Hartmut Böhme (Von Affen und Menschen. Zur Urgeschichte des Mordes, in: Mythos Neanderthal. Ursprung und Zeitenwende. Hrsg. von Dirk Matejovski, Dietmar Kamper und Gerd-C. Weniger, Frankfurt a. M. und New York 2001), freilich ohne den faschistischen Charakter der Konrad-Lorenz-These zu erwähnen, unter Bezug auf wissenschaftliche Forschungsergebnisse zum „Töten von Menschen" von Christian Vogel (1933–1994) betont: „Der Jagd/Kampf-Komplex von Carnivoren schließt im Tierreich ebenso wie in der Frühgeschichte der Hominiden und dann des Homo sapiens innartliche Tötungen, aber auch Fetozid, Infantizid und Kannibalismus ein. Christian Vogel weist nach,

alle lebensschaffende und lebenserhaltende Kreativität zum menschlichen „Gattungswesen" (Karl Marx) als Ausdruck unserer real-empirischen Lebens- und Existenzbedingungen, ohne deren radikale Analyse Genozid/Völkermord unbegriffen bleiben, wobei es auch hier wissenschaftsmethodisch darauf ankommt, aus den „gesellschaftlichen Lebensverhältnissen" und ihren historisch-konkreten „jedesmaligen wirklichen Lebensverhältnissen" auch „ihre verhimmelten Formen" (Karl Marx) – politiksoziologisch: genozidale Ideologie(n) und sozialpsychologisch: genozidale Mentalitäten – herauszuarbeiten. Dies ist *eine,* gewiß nicht die einzige mögliche Form, um eine „furchtbare Wahrheit" (Georg K. Glaser) intellektuell und moralisch bewältigen zu können, die der deutsche Soziologe Heinrich Popitz im Versuch, Gewalt als besondere Form von Macht(ausübung), „Todesmacht von Menschen über Menschen" eingeschlossen, anthropologisch zu verorten und soziologisch zu präzisieren, so beschrieben hat:

„Der Mensch muß nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muß nie, kann aber immer töten [...] – jedermann. [Denn] Gewalt überhaupt und Gewalt des Tötens im besonderen ist [...] kein bloßer Betriebsunfall sozialer Beziehungen, keine Randerscheinung sozialer Ordnungen und nicht lediglich ein Extremfall oder eine Ultima ratio (von der nicht so viel Wesens gemacht werden sollte). Gewalt ist in der Tat [...] eine Option menschlichen Handelns, die ständig präsent ist. Keine umfassende soziale Ordnung beruht auf der Prämisse der Gewaltlosigkeit. Die Macht zu töten und die Ohnmacht des Opfers sind latent oder manifest Bestimmungsgründe der Struktur sozialen Zusammenlebens."[61]

daß die Tötung von Artgenossen nicht maladaptiv, sondern im Rahmen ‚reproduktionsstrategischer Maßnahmen' normal ist. Eine Tötungshemmung beim Menschen kann nicht nachgewiesen werden. Hingegen ist die Programmierung auf innerartliche Konkurrenz universal. Sie führt zur Aufteilung nach *ingroup/outgroup*-Zugehörigkeit und dabei zu antagonistischen Codes von Verhalten, Affektmodellierung und Sexualitäts-/Reproduktionsmechanismen. Man kann dies eine bioevolutionär angelegte ‚doppelte Moral' nennen. Nach Vogel kann eben deswegen die Naturgeschichte überhaupt kein Kriterium für moralisches Handeln hergeben." Hier zitiert nach http://www.culture.hu-berlin.de/hb/volltexte/texte/affen.html; speziell zur Tötung vgl. Heinrich Popitz, Phänomene der Macht. Autorität – Herrschaft – Gewalt – Technik, Tübingen 1986, S. 76, 82, 83. – Die bündigste, wenn auch implizite Kritik am Konrad-Lorenz-Mythos lautet: „Der Mensch ist der einzige unter den Primaten, der die Tötung seiner Artgenossen planvoll, in größerem Maßstab und enthusiastisch betreibt. Der Krieg gehört zu seinen wichtigsten Erfindungen" (Hans Magnus Enzensberger, Aussichten auf den Bürgerkrieg, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1996, S. 9).

61 Popitz (Anm. 60), S. 76, 82, 83.

Kostenlose Völkerschau

Asiatische und afrikanische Seeleute als „exotische" Attraktionen des Hamburger Hafens 1900–1930

Von Lars Amenda

Als das Deutsche Reich in den 1880er Jahren seine ersten Kolonien erwarb, kamen gleichzeitig „Völkerschauen" bei der großstädtischen Bevölkerung in Mode.[1] Während „Fremde" in deutschen Landen bereits zuvor auf Jahrmärkten und andernorts gegen Geld zur Schau gestellt worden waren, inszenierten diese neuartigen Präsentationen die Protagonisten in einer Kulisse mit Tieren und Unterkünften, die ihrer Umgebung nachempfunden war. Gerade dieser gespielte „Alltag" war für die Zuschauer eine große Attraktion, da auch Aspekte des sozialen Lebens wie gemeinsame Mahlzeiten zum Programm gehörten. Die zur Schau gestellten Menschen stammten aus den verschiedensten ethnischen Gruppen und kamen keineswegs bevorzugt aus den deutschen Kolonien. Die Veranstalter von Völkerschauen vertraten offiziell pädagogische Ziele, leisteten aber unverkennbar einen Beitrag zur Propagierung der kolonialpolitischen Ziele Deutschlands in der deutschen Gesellschaft. Über die Rezeption der Schauen hatten die Organisatoren gleichwohl nur begrenzte Kontrolle – so diagnostizierten männliche Beobachter wiederholt indigniert ein erotisches Interesse von deutschen Frauen an Schwarzen während und nach den Vorführungen.[2]

Das wilhelminische Deutschland hatte zahlreiche Berührungspunkte mit der übrigen Welt, nicht nur aufgrund seiner überseeischen Kolonien. Unter dem Stichwort der „transnationalen Geschichte" werden die Verflechtungen und Grenzüberschreitungen seit kurzem vermehrt in der deutschen Geschichtswissenschaft diskutiert.[3] Ein spezifischer urbaner Ort dieser Kontakte, der im deutschen Staatsgebiet lag, ist in der Debatte bislang kaum berücksichtigt worden und steht im Zentrum dieses Artikels – die Hafenstadt. Hafenstädte waren bereits viele Jahrhunderte vor dem „Zeitalter des

1 Vgl. Anne Dreesbach, Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer" Menschen in Deutschland 1870–1940, Frankfurt a. M. u. a. 2005; Stefanie Wolter, Die Vermarktung des Fremden. Exotismus und die Anfänge des Massenkonsums, Frankfurt a. M. u. a. 2005; Hilke Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen, Frankfurt a. M. und New York 1989; Alexander Honold, Ausstellung des Fremden – Menschen- und Völkerschau um 1900. Zwischen Anpassung und Entfremdung: Der Exot und sein Publikum, in: Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914. Hrsg. von Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel, Göttingen 2004, S. 170–190.

2 Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt (Anm. 1), S. 115–119.

3 Vgl. Das Kaiserreich transnational (Anm. 1). Zur aktuellen Debatte siehe Sebastian Conrad, Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 28 (2002), S. 145–169; Jürgen Osterhammel, Transnationale Gesellschaftsgeschichte: Erweiterung oder Alternative?, ebd., Jg. 27 (2001), S. 464–479; Kiran Klaus Patel, Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 52 (2004), S. 626–645.

Imperialismus" Kontaktzonen für Menschen aus anderen, teilweise weit entfernten Regionen. Hafenstädte waren Umschlagsplätze, an denen Waren ausgetauscht wurden und Fremde sich vorübergehend aufhielten. In der neueren Geschichte lassen sich die globalen Berührungspunkte am spezifischen urbanen Raum der Hafenstadt deutlich ablesen. Der sukzessive Übergang von der Segel- zur Dampfschiffahrt beschleunigte und verbilligte das Reisen und förderte Migrationen wie beispielsweise von Europa in die Vereinigten Staaten von Amerika.[4] Mobilität und interkulturelle Kontakte waren wiederum essentiell für massenmediale Repräsentationen der Hafenstadt im 20. Jahrhundert und trugen maßgeblich zur pejorativen Konnotation bei.[5] Zwischen Völkerschauen, die im wilhelminischen Deutschland eng mit dem Namen Hagenbeck verbunden waren, und der spezifischen urbanen Kultur der Hafenstadt gab es im übrigen durchaus einen Zusammenhang. Carl Hagenbeck (1848–1913) wuchs als Kind eines Fischhändlers, der seit Carls Geburtsjahr auch einen Tierhandel betrieb, in Hamburg-St. Pauli auf und schildert in seiner Autobiographie den Kontakt zu Seeleuten und Fremden als eine entscheidende Prägung für seine spätere berufliche Tätigkeit.[6]

In diesem Artikel möchte ich anhand des Beispiels nichteuropäischer Seeleute im Hamburger Hafen und in den maritim geprägten Bezirken der Hansestadt während des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts einen Aspekt von Verflechtungen Deutschlands mit der übrigen Welt untersuchen. „Farbige Seeleute" waren auch wie die Protagonisten von Völkerschauen ambivalente Attraktionen für die städtische Gesellschaft; wegen ihrer Freizeitgestaltungen während der Landgänge wurden sie jedoch ungleich mehr als Akteure und deshalb teilweise auch als Gefahr angesehen. Der Hamburger Hafen als Untersuchungsort bietet sich an, da er der größte deutsche Hafen war und ihn demzufolge viele ausländische Seeleute frequentierten.[7] Der Hafen erlebte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einen großen Aufschwung und eine erhebliche räumliche Ausweitung. Die Industrialisierung Deutschlands und der wirtschaftliche Erfolg seit der Reichsgründung waren unter anderem auch an dem wirtschaftlichen Erfolg

4 Vgl. Walter Nugent, Crossings. The Great Transatlantic Migrations, 1870–1914, Bloomington und Indianapolis 1992.

5 Zur Geschichte der Hafenstadt siehe allgemein Wolfgang Rudolph, Die Hafenstadt. Eine maritime Kulturgeschichte, Oldenburg, München und Hamburg 1980; vgl. auch die ältere und etwas romantisierende Darstellung von Stan Hugill, Sailortown, London 1967; für einen europäischen Vergleich siehe Brian S. Hoyle und D. A. Pinder, European Port Cities in Transition, London 1992; zeitgenössisch: Kurt Wiedenfeld, Hamburg als Welthafen. Ein Vortrag, Dresden 1906; ders., Die nordwesteuropäischen Welthäfen London, Liverpool, Hamburg, Bremen, Rotterdam, Amsterdam, Antwerpen, Havre in ihrer Verkehrs- und Handelsbedeutung, Berlin 1903.

6 Carl Hagenbeck, Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen, Berlin 1908, S. 17–49; Heinrich Flügel, Die deutschen Welthäfen Hamburg und Bremen, Jena 1914.

7 Zum Hamburger Hafen siehe Stadt und Hafen. Hamburger Beiträge zur Geschichte von Handel und Schiffahrt. Hrsg. von Jürgen Ellermeyer und Rainer Postel, Hamburg 1986; Dieter Maass, Der Ausbau des Hamburger Hafens 1840 bis 1910. Entscheidung und Verwirklichung, Hamburg 1990; Arnold Kludas, Dieter Maass und Susanne Sabisch, Hafen Hamburg. Die Geschichte des Hamburger Freihafens von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hamburg 1988; Jürgen Rath, Arbeit im Hamburger Hafen. Eine historische Untersuchung, Hamburg 1988.

deutscher Reedereien wie der Hapag aus Hamburg und des Norddeutschen Lloyds aus Bremen sowie an dem Verkehr und Handel in den deutschen Seehäfen abzulesen.[8]

Mit den zahlreichen Seeschiffen, die in den Hamburger Hafen einliefen, gelangte auch eine große Zahl von ausländischen Seeleuten in die Hansestadt.[9] Bereits im Zeitalter der Segelschiffahrt kamen fremde Seeleute von außerhalb Europas nach Hamburg. Gelegentlich fand dies Eingang in literarische Beschreibungen des Hafens wie beispielsweise in einem Reisebericht eines gewissen Hollertz, „Hamburg von einem Fremden gesehen" (1853), in dem dieser über „Neger, schwarz-gelbe Portugiesen und rotgelbe Malaien" berichtete.[10] Ausländische Seeleute wurden dabei keineswegs als eine einheitliche Gruppe angesehen. Zwar fielen alkoholisierte englische Seeleute im 19. Jahrhundert im Hamburger Hafen wiederholt negativ auf, doch hatte dies nichts mit ihrer Herkunft zu tun, da es sich ebenso für deutsche Seeleute feststellen ließ.[11] Während ein britischer Seemann zwar „fremd" war, galt beispielsweise ein westafrikanischer Seemann als viel „fremder", vor allem deshalb, weil er ethnisch ortbar war.[12] Diese Wahrnehmung von ausländischen Seeleuten verstärkte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit der gesellschaftlichen Karriere des Konzepts „Rasse" bedeutend. Die Beschäftigung nichteuropäischer Seeleute in den 1890er Jahren fiel in die Zeit, in der die Zuschreibung und Konstruktion „rassischer" Kriterien zu einer weit verbreiteten Praxis wurde. Auch die Haltung von europäischen Reedern, deutschen Seeleuten und Besuchern des Hamburger Hafens war in vielen Fällen, wie weiter unten zu sehen sein wird, davon entscheidend beeinflußt.

8 Zur Geschichte der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt Aktiengesellschaft (ab 1893 auch Hamburg-Amerika-Linie bezeichnet) siehe jetzt Hartmut Rübner, Konzentration und Krise der deutschen Schiffahrt. Maritime Wirtschaft und Politik im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, Bremen 2005, passim; journalistisch und fast ohne Verweise auf die beschäftigten Seeleute: Susanne Wiborg und Klaus Wiborg, Unser Feld ist die Welt. 150 Jahre Hapag-Lloyd 1847–1997. Hrsg. von der Hapag-Lloyd AG, o. O. 1997; Hans Jürgen Witthöft, HAPAG. Hamburg-Amerika-Linie, 3., überarb. Aufl., Hamburg 1997. (Eine kritische geschichtswissenschaftliche Studie über die Hapag, die sowohl die Reederei als ihre Beschäftigten berücksichtigt, ist weiterhin ein Desiderat.) Eine Studie über die Geschichte Bremer Seeleute, die auch viele Informationen über den NDL enthält, stammt von Thomas Siemon, Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen. Bremer Seeleute am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1930–1939, Bremen 2002.

9 Statistiken über die genaue Anzahl im Hamburger Hafen befindlicher ausländischer Seeleute liegen nicht vor.

10 Vgl. Helmut Stubbe-da Luz, Stadt und Hafen Hamburg in ausländischer Reiseliteratur, in: Stadt und Hafen. Hamburger Beiträge zur Geschichte von Handel und Schiffahrt. Hrsg. von Jürgen Ellermeyer und Rainer Postel, Hamburg 1986, S. 190–204, hier S. 200.

11 Zur Sozialgeschichte deutscher Seeleute siehe Ursula Winkens, Soziale Lage, rechtliche Rahmenbedingungen und Interessenartikulation der Seeleute im Deutschen Kaiserreich 1872–1914. Ein Beitrag zu einer seemännischen Sozialgeschichte, Diss. phil., Hamburg 1987; dies., Unterbringung, Verpflegung und medizinische Betreuung. Über die Lebensbedingungen der Seeleute an Bord der Kauffahrteischiffe im Kaiserreich, in: Arbeiter in Hamburg. Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Hrsg. von Arno Herzig, Dieter Langewiesche und Arnold Sywottek, Hamburg 1983, S. 309–318; Thomas Siemon (Anm. 8).

12 Vgl. Anne D. Petersen, Die Engländer in Hamburg 1814 bis 1914. Ein Beitrag zur Hamburgischen Geschichte. Mit einem Geleitwort von Patrick Yarnould, Hamburg 1993, S. 86.

1. „Farbige Seeleute" im Hamburger Hafen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges

Zeitgleich mit dem Boom der Völkerschauen gingen deutsche Reedereien dazu über, „farbige Seeleute" auf ihren Schiffen zu beschäftigen. Seit den 1890er Jahren beschäftigten große Reedereien wie der Norddeutsche Lloyd (NDL) und die Hapag/Hamburg-Amerika-Linie (HAL) zunehmend „farbige Seeleute", wie asiatische und afrikanische Arbeiter seinerzeit zusammenfassend bezeichnet wurden.[13] Es waren vor allem chinesische Seeleute aus der südlichen Provinz Guangdong und indische Seeleute aus Kalkutta und Bombay, die als Heizer und Trimmer (Kohlenzieher) auf Dampfschiffen arbeiteten. Einige tausend der Seeleute arbeiteten in ethnisch einheitlich angemusterten Mannschaften auf deutschen Schiffen – sie stellten ungefähr 10 Prozent aller in der deutschen Seeschiffahrt Beschäftigten.[14] Die Reeder stellten „Farbige" vor allem aus Kostengründen ein, da sie ihnen nur etwa die Hälfte der Heuer von deutschen Seeleuten zahlten und zudem weitere Versicherungsbeiträge einsparten. Sie begründeten dies biologistisch mit einer größeren „Hitzebeständigkeit" in tropischen Gewässern, in denen es wegen teilweise aussetzender Luftzirkulation besonders häufig zu Hitzschlägen der Feuerleute unter Deck kam.[15] Die Motivation der asiatischen und afrikanischen Seeleute war, die eigene Familie finanziell zu unterstützen und darüber hinaus nach einigen Jahren der sehr anstrengenden körperlichen Arbeit mit einigen Ersparnissen eine eigene Existenz in ihrer Heimat aufzubauen. Die Beschäftigung nichteuropäischer Seeleute entwickelte sich seit der Jahrhundertwende zu einem Reizthema, das Sozialdemokraten regelmäßig in den Reichstag einbrachten, wobei sie gleiche Löhne

13 Vgl. Sibylle Küttner, Farbige Seeleute im Kaiserreich. Asiaten und Afrikaner im Dienst der deutschen Handelsmarine, Erfurt 2000; Hartmut Rübner, Lebens-, Arbeits- und gewerkschaftliche Organisationsbedingungen chinesischer Seeleute in der deutschen Handelsflotte. Der maritime Aspekt der Ausländerbeschäftigung vom Kaiserreich bis in den NS-Staat, in: *IWK*, Jg. 33 (1997), S. 1–41; ders., „Ausländer nach Möglichkeit sofort aus der Schiffahrt ausmerzen …". Konflikte um die Beschäftigung chinesischer und indischer Seeleute auf den Schiffen der Bremer Ostasienlinien vom Kaiserreich bis in den NS-Staat, in: Passagen nach Fernost. Menschen zwischen Bremen und Ostasien. Hrsg. von Peter Kuckuk (= Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, H. 23), Bremen 2004, S. 62–117; Lars Amenda, Vorstellungen und Nachforschungen. Chinesische Seeleute, deutsche Frauen und bremische Behörden während des Ersten Weltkrieges, ebd., S. 184–203; Thomas Siemon (Anm. 8), S. 392–413. Zur ethnischen Arbeit in der britischen Handelsschiffahrt existiert eine ganze Reihe von Forschungsliteratur, vgl. insbesondere Laura Tabili, "We Ask for British Justice". Workers and Racial Difference in Late Imperial Britain, Ithaca und London 1994; Ethnic Labour and British Imperial Trade. A History of Ethnic Seafarers in the UK. Hrsg. von Diane Frost, London 1995.

14 1902 waren 4828 und 1912 8023 „farbige Seeleute" auf deutschen Handelsschiffen angemustert, vgl. Sibylle Küttner, Farbige Seeleute im Kaiserreich (Anm. 13), S. 10.

15 Uwe Kiupel, Selbsttötung auf bremischen Dampfschiffen. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Feuerleute 1880–1914, in: Arbeitsplätze. Schiffahrt, Hafen, Textilindustrie 1880–1933 (= Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, H. 6), Bremen 1983, S. 15–97; ders., Arbeit und Gesundheit im industriellen Wandel – Das Beispiel der arbeitsbedingten Erkrankungen der Heizer und Kohlenzieher auf Seeschiffen 1880–1930, in: Seefahrt an deutschen Küsten im Wandel 1815–1914. Hrsg. von Jürgen Brockstedt, Neumünster 1993, S. 139–174; zeitgenössisch: Arnold Kurrer, Über Temperaturerhöhungen von Heizern, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege*, Jg. 24 (1892), S. 291–306.

für gleiche Arbeit einforderten. Gewerkschaftliche Sprecher[16] attackierten die Reeder wegen ihrer Beschäftigungspolitik und brandmarkten den „Massenimport farbiger Kulis" nach Hamburg und Bremerhaven.[17]

Nichteuropäische Seeleute waren neben der deutschen vor allem in der britischen Handelsschiffahrt beschäftigt, die trotz des Aufstiegs deutscher Reedereien weltweit dominierend war. Zudem fuhren schwarze Seeleute auch auf US-amerikanischen und chinesische Seeleute auch auf niederländischen Handelsschiffen.[18] Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gelangten deshalb asiatische und afrikanische Seeleute in steigendem Maße auch in den Hamburger Hafen. 1900 schrieb das sozialdemokratische „Hamburger Echo" in einem Artikel gar, daß „ganze Rudel von Chinesen" in St. Pauli umherstreiften und wegen ihrer äußeren Erscheinung besonders auffielen.[19] Nach wochenlanger auszehrender Arbeit vor den Kesseln der Dampfschiffe suchten die „farbigen Seeleute" wie auch ihre europäischen Kollegen nach Vergnügen und Entspannung. Weil das Löschen und Beladen damals noch einige Tage in Anspruch nahm, hatten die Seeleute Zeit für ihre Erholung.

Wegen ihrer vermeintlichen Exotik gelangten „farbige Seeleute" bereits vor dem Ersten Weltkrieg in die eine oder andere Beschreibung des Hamburger Hafens. Während der Anblick der Schiffe unter fremder Flagge die weltweite Vernetzung assoziieren ließ, waren die fremden Seeleute eine menschliche Verkörperung der weltweiten Kontakte, welche der Hamburger Hafen für sich reklamieren konnte. In dem Porträt des Hamburger Hafens von Balder Olden aus der Reihe „Großstadt-Dokumente" findet sich folgende Passage: „Braune Matrosen, Malaien oder Javanesen, stehn unten am Eingang zu St. Pauli und verkaufen die Raritäten ihrer Reise: Muscheln, die doppelzähnige Zunge des Schwertfisches, afrikanische Nilpferdpeitschen."[20] Die Seeleute mit ihren Souvenirs erscheinen hier als besonders „exotisch" und als eine Sehenswürdigkeit schlechthin. An anderer Stelle berichtet der Verfasser über Kontakte von Hamburger

16 Zur gewerkschaftlichen Organisierung deutscher Seeleute siehe Walter Nachtmann, 100 Jahre ÖTV. Die Geschichte einer Gewerkschaft und ihrer Vorläuferorganisationen, Stuttgart 1996; zum langjährigen Vorsitzenden der Seeleute-Gewerkschaft Paul Müller (1875–1925) siehe Rüdiger Zimmermann, 100 Jahre ÖTV. Biographien. Die Geschichte einer Gewerkschaft und ihrer Vorläuferorganisationen, Frankfurt a. M. 1996, S. 156–160.

17 Siehe beispielsweise folgende Artikel aus der Verbandszeitschrift der Seeleutegewerkschaft, die zwischen kulturellem und „rassischen" Chauvinismus und Sorge um den Arbeitsplatz oszillierten: *Der Seemann. Organ für die Interessen der Seeleute Binnenschiffer und Flößer Deutschlands*, Jg. 14 (1911): Renitente und rabiate Chinesen (Nr. 3), Gelbe Deserteure (Nr. 4, Beilage), Pestgefahr und Kulifrage (Nr. 5), An der Gelbsucht (Nr. 6), Obstinate Chinesen (Nr. 8), Desertierende Chinesen (Nr. 16); *Der Seemann*, Jg. 15 (1912): Die „gelbe Gefahr" beim Norddeutschen Lloyd (Nr. 8), Chinesische Kulis im Zorn (Nr. 12), Hanseatische Kulibegeisterung (Nr. 18).

18 Vgl. Jeffrey W. Bolster, Black Jacks. African American Seamen in the Age of Sail, Cambridge, Mass., und London 1997; für die Niederlande siehe Ciska Brakenhoff, Tussen wal en schip. Chinese zeelieden en pindaventers in Nederland (1920–1940), Amsterdam 1984.

19 Wochenplauderei, in: *Hamburger Echo*, Nr. 204 vom 1. 9. 1901.

20 Balder Olden, Der Hamburger Hafen, Berlin und Leipzig o. J. [1908], S. 39. Die aus der südlichen Provinz Guangdong stammenden chinesischen Seeleute wurden häufig mit Malaien verwechselt, die jedoch von deutschen Reederein nur in sehr geringer Zahl angemustert wurden.

Frauen mit Schwarzen in einer Hafenkaschemme.[21] Gegenüber den „Niggers", wie Olden die Seeleute verächtlich und rassistisch nennt, und den Hamburger Frauen, die in der Beschreibung zwangsläufig als Prostituierte erscheinen (und dies möglicherweise auch waren), zeigt der Autor eine ablehnende Faszination.[22] Während Balder Olden seinen Leserinnen und Lesern seinen Ekel angesichts der von ihm geschilderten Szene geradezu demonstriert, offenbaren die Ausführlichkeit und Details seiner Beschreibung eine voyeuristische Lust.

Andere bürgerliche Hamburgführer aus dem frühen 20. Jahrhundert erwähnten zwar nicht die Anwesenheit von „farbigen Seeleuten", charakterisierten aber den Hamburger Hafen als die wesentliche Attraktion der Stadt. Ein Führer aus dem Jahr 1900 bezeichnete den Hafen als „mit das Interessanteste, das Hamburg den Fremden zu bieten vermag".[23] In einem anderen weit verbreiteten Hamburgführer wurde der Hafen als die „über alle Maßen interessante *Wasserkante*" charakterisiert, die jeder Besucher bei einem Aufenthalt in der Hansestadt unbedingt besichtigen müsse.[24] Zwar war hier vor allem der Anblick des Hafens mit seinem Schiffahrtsverkehr gemeint,[25] vielleicht schwang in diesen Passagen auch die Anwesenheit zahlreicher ausländischer Seeleute am Hafenrand mit.

Für die Hamburger Polizei war die Anwesenheit von asiatischen und afrikanischen Seeleuten ein ernsthaftes Problem. Gerade die Mobilität der „halbkolonialen" Arbeitskräfte inmitten einer deutschen Großstadt war in der Perspektive der Beamten eine

21 Zur Geschichte von Afrikanern in Hamburg, die vornehmlich aus der deutschen Kolonie Kamerun stammten, siehe Verena Westermann, Eine fast vergessene Einwanderung. AfrikanerInnen in Hamburg 1884–1945, in: Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – Eine Spurensuche. Hrsg. von Heiko Möhle, Hamburg 1999, S. 87–92. Verena Westermann erwähnt jedoch nicht die Präsenz von schwarzen Seeleuten im Hamburger Hafen und den Hafenvierteln.

22 Vgl. ebd., S. 40. Andere abfällige Bemerkungen über asiatische Seeleute in Hamburg finden sich bei Ernst Engelbrecht, In den Spuren des Verbrechertums. Ein Streifzug durch das großstädtische Verbrechertum und seine Schlupfwinkel, Berlin-Schöneberg o. J. [1931], S. 137, und bei Hans Erasmus Fischer, Sittengeschichte des Hafens, in: Sittengeschichte des Hafens und der Reise. Eine Beleuchtung des erotischen Lebens in der Hafenstadt, im Hotel, Reisevehikel. Die Sexualität des Kulturmenschen während des Reisens und im fremden Milieu. Hrsg. von Leo Schidrowitz, Wien und Leipzig 1927, S. 11–126, hier S. 19 f., 106.

23 H. Käse, Führer durch Hamburg. Mit einem Stadt-Plan von Hamburg, o. O. u. J. [ca. 1900], S. 47.

24 Hamburg-Altona und Umgebung nebst Ausflügen nach Helgoland und Kiel. Führer mit Plan der Städte Hamburg und Altona-Ottensen, einer Karte der Elbufer bei Hamburg, Plänen der Vorortsbahn und der Hochbahn, des Zoologischen und Botanischen Gartens, einem Plan der Insel Helgoland, der Kunsthalle, 2 Theaterplänen, 34 Illustrationen, 43. Aufl., Berlin, Hamburg und Leipzig 1913, S. 63; Hervorhebung im Original.

25 (Deutsche) Schiffe waren in diesem Zusammenhang ein stark aufgeladenes Symbol, das auf die wirtschaftliche und politische Macht Deutschlands verwies. Nicht zuletzt aus nationalen Prestigegründen entstand in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ein internationaler Wettbewerb um den Bau der größten Passagierschiffe, die wie beispielsweise die „Imperator" der Hapag bei ihrem Stapellauf 1913 in Hamburg eine große Menschenmasse anzog. Siehe dazu die journalistische Veröffentlichung von Hans Jürgen Witthöft, Ballins dicke Dampfer. „Imperator", „Vaterland", „Bismarck", Herford 1974; zur Einweihung siehe Edith Oppens, Hamburg zu Kaisers Zeiten. Mit historischen Photos aus dem Archiv Lachmund, Hamburg 1976, S. 27–30. Ein sehr bezeichnendes Detail ist, daß Albert Ballin das neue Luxuspassagierschiff „Europa" taufen wollten, Wilhelm II. aber den martialischen Namen „Imperator" adäquater fand, vgl. Susanne Wiborg, Albert Ballin, Hamburg 2000, S. 95 f.

Bedrohung der kolonialen Hierarchie. Als 1912 der chinesische Unternehmer Won Tip aus Liverpool eine Unterkunft *(boarding house)* für chinesische Seeleute in Hamburg anmelden wollte, diskutierte die Polizeibehörde diese Frage, lehnte das Gesuch dann aber entschieden ab, um den Wirkungskreis der Seeleute auf Hamburger Boden möglichst einzuschränken. Nach Meinung des Seemannsamtes sollte die Trennung zwischen Hafen und Stadt gerade mit Blick auf „farbige Seeleute" unbedingt aufrechterhalten werden: „Die chinesischen Seeleute ebenso wie andere Farbige (Laskaren, Neger, Araber) können und sollen während ihres regelmäßig nur kurzen Aufenthaltes hierselbst an Bord ihrer Schiffe logieren."[26]

Mit Beginn des Ersten Weltkrieges brach die Seeschiffahrt im Hamburger Hafen nahezu komplett zusammen, und folglich gelangten in den kommenden Jahren auch keine „farbigen Seeleute" in die Hansestadt.[27] Weil in aller Welt Schiffsbesatzungen vom Ausbruch des Krieges überrascht wurden, befanden sich zahlreiche Schiffe im Hafen, auf denen asiatische und afrikanische Seeleute arbeiteten. Nach Angaben des Hamburger Hafenarztes fuhren von insgesamt 258 im Hafen liegenden Seeschiffen genau 83 unter ausländischer Flagge, 32 Schiffe hatten zudem „farbige" Mannschaften an Bord, wie er in seinem Bericht besonders hervorhob.[28] Damit befanden sich Anfang August 1914 über 800 „farbige Seeleute" – unter ihnen genau 340 Inder, 283 Chinesen und 187 Araber – im Hamburger Hafen, was exemplarisch die quantitative Bedeutung ihrer temporären Anwesenheit verdeutlicht. Der Hamburger Hafenarzt[29] widmete ihnen in den folgenden Monaten eine „besondere Aufmerksamkeit", was wegen zahlreicher klimatisch bedingter Erkrankungen im naßkalten norddeutschen Herbst zum einen notwendig, zum anderen aber „rassischen" Zuschreibungen geschuldet war.[30] Die fremden Seeleute, die während der Kriegszeit sowohl im Hafen als auch in der Straßenreinigung arbeiteten, stießen auf ein beträchtliches Interesse der einheimischen Bevölkerung, das – analog zu den Völkerschauen – offiziellen Stellen zufolge

26 Staatsarchiv [künftig zitiert: StA] Hamburg, 352-3, II F 8, Bd. 2, Bl. 151, Schreiben des Seemannsamts Hamburg an die Polizeibehörde Hamburg, Gewerbepolizei (Abschrift) vom 15.8.1912.

27 Zur deutschen Schiffahrt während des Ersten Weltkrieges siehe Rübner, Konzentration und Krise der deutschen Schiffahrt (Anm. 8), S. 61–68.

28 StA Hamburg, 352-3, II F 8, Bd. 2, Bl. 159–160, hier Bl. 159, Schreiben des Hamburger Hafenarztes (Sannemann) an den Obermedizinalrat, 4.8.1914.

29 Die Institution des Hamburger Hafenarztes wurde 1893 als Konsequenz der verheerenden Choleraepidemie des Vorjahres geschaffen und sollte die hygienische Überwachung des Schiffsverkehrs gewährleisten. Zum Hafenarzt siehe: Der Dienst des Hafenarztes in Hamburg. II. Bericht (umfassend die Jahre 1895–1902), Hamburg 1903 (62 S.); Jahresberichte des Hamburger Hafenarztes für den Zeitraum 1894–1918 finden sich in StA Hamburg, 352-3 Medizinalkollegium, I K 13; zur Choleraepidemie siehe ausführlich Richard J. Evans, Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830–1910, Reinbek bei Hamburg 1990.

30 StA Hamburg, 352-3, I K 13, Bl. 136–148, hier Bl. 147, Jahresbericht über den Dienst des Hafenarztes (Sannemann) vom 1.1. bis 31.12.1914, 20.4.1915. Die damals verwendete Kategorie der „Araber" war alles andere als präzise und bezeichnete in der Regel Muslime, aber auch Seeleute aus Nord- und Ostafrika, wie die Anmusterungen ja auch vornehmlich in Aden im heutigen Jemen geschahen. Unter den arabischen Seeleuten haben sich möglicherweise auch Schwarze befunden, ohne daß diese als solche bezeichnet worden wären.

erotisch motiviert war.[31] Auch hier ist wieder jenes Wahrnehmungsmuster auf deutscher Seite zu erkennen, das von den Seeleuten Servilität verlangte und bei dessen Ausbleiben die koloniale Rangfolge gestört sah.

2. „Farbige Seeleute" als Sehenswürdigkeit in den 1920er Jahren

Bereits währen der Zeit des Kaiserreichs bestanden vielfältige Kontakte fremder Seeleute mit dem Hamburger Hafen; nach dem Ende des Ersten Weltkrieges setzte eine neue Phase ein, aus der ungleich mehr Zeugnisse der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Seeleute durch deutsche Beobachter überliefert sind.[32] In den frühen 1920er Jahren entstand in einigen kleinen Straßen St. Paulis eine sichtbare chinesische Präsenz, die seinerzeit als „Chinesenviertel" bezeichnet wurde.[33] Ehemalige Seeleute aus den chinesischen Hafenstädten Kanton und Ningbo eröffneten hier Geschäfte und Lokale und lebten vom Betrieb der und den regelmäßigen Aufenthalten chinesischer Seeleute in der Hafenstadt. Die lokale Öffentlichkeit nahm die Anwesenheit von wenigen hundert chinesischen Männern – chinesische Frauen fehlten bis auf wenige Ausnahmen nahezu gänzlich – bisweilen recht aufgeregt zur Kenntnis, und Gerüchte über kriminelle Machenschaften und „Opiumhöhlen" machten die Runde. Bereits in den 1920er Jahren entwickelten sich die chinesischen Lokale in der Schmuckstraße mit ihren nächtlich erleuchteten Schildern mit chinesischen Schriftzeichen zu einer Sehenswürdigkeit. In seinem liebevollen Hamburgführer im Miniaturformat aus dem Jahr 1932 deutet der Journalist und spätere Politiker Erich Lüth kursorisch diese Entwicklung an. Als Verhaltensmaßregel für einen Gang ins „Chinesenviertel" und seine Lokale gab er den Leserinnen und Lesern folgenden Rat mit auf den Weg: „Gäste, die

31 Über die Kontakte Hamburger Frauen zu den arabischen Seeleuten, die in der Alsterregulierung beschäftigt waren, hieß es: „Die Frauenspersonen der Umgegend (Alsterdorferstraße) sollen sich sehr aufdringlich benehmen und den Braunen mündlich und schriftlich unsittliche Anträge stellen. Ich halte es für geboten der Polizeibehörde hiervon Kenntnis zu geben." StA Hamburg, 352-3 Medizinalkollegium, II F 8, Bd. 2, Bl. 174, Vermerk des Medizinalkollegiums (Versmann) (Abschrift), 26. 10. 1915.

32 Das populäre Schlagwort vom „Tor zur Welt" für Hamburg breitete sich ebenfalls am Anfang der 1920er Jahre aus und war zu Beginn ein sentimentaler Rückblick auf die Zeit des untergegangenen Kaiserreichs, als der Handel und Verkehr im Hamburger Hafen florierte. Vgl. dazu die knappen Bemerkungen von Helmut Stubbe-da Luz, Tor zur Welt, in: Hamburg Lexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Daniel Tilgner, Hamburg 1998, S. 489–490; eine frühe offizielle Verwendung des Schlagworts anläßlich des 50jährigen Bestehens des Freihafens findet sich in: Hansestadt Hamburg. Das Tor zur Welt. Ein Bildbuch. Mit einem Geleitwort von Reichsstatthalter und Gauleiter Karl Kaufmann, Hamburg 1938.

33 Vgl. Lars Amenda, Fremd-Wahrnehmung und Eigen-Sinn. Das „Chinesenviertel" und chinesische Migration in Hamburg, 1910–1960, in: „Wir sind auch da!". Das Leben von und mit Migranten in europäischen Großstädten. Hrsg. von Angelika Eder, München und Hamburg 2003, S. 73–94; ders., „Chinesenaktion". Zur Rassenpolitik und Verfolgung im nationalsozialistischen Hamburg, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte*, Jg. 91 (2005), S. 103–132; ders.; Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972 (= Forum Zeitgeschichte, Bd. 17), München und Hamburg 2006.

hier in großen lärmenden Gruppen auftreten, müssen es allerdings erleben, daß die Chinesen fluchtartig das Lokal verlassen oder den Eindringlingen brüsk den Rücken zukehren. Man setze sich daher ruhig an den Tisch, schlürfe seinen Tee und lasse Lorgnon und Opernglas, für die die schmucklosen Räume viel zu klein sind, im Hause."[34] Das Fremde in der unmittelbaren Nachbarschaft schien also bereits eine gewisse Faszination auszuüben, wohl nicht zuletzt, weil es genau den Bildern der Hafenstadt entsprach, welche insbesondere seit den 1920er Jahren auch massenmedial geprägt und transportiert wurden.

Es war allem die Große Freiheit in Altona, die wegen ihrer zahlreichen Lokale und Etablissements als besondere Attraktion galt. In die Reeperbahn mündend, war diese Straße eine der zentralen Sehenswürdigkeiten des nächtlichen St. Paulis und lockte eine Vielzahl von Besuchern an.[35] Besonders in den 1920er Jahren entwickelte sich diese kleine Straße zu einem wichtigen Bestandteil des Hamburger Nachtlebens und bot den Vergnügungssuchenden eine Vielzahl von Lokalen an. Der Hamburger Schriftsteller Hans Leip schrieb in einem Hamburgführer Mitte der 1920er Jahre über die schillernde Große Freiheit: „Da verkehren alle Nationen, plattdeutsch und englisch ist die Umgangssprache. Unter dem Maskenball der Reklameschilder, der Locklaternen, dem Radau der Bandenmusik, der aus allen Türen birst, flutet an guten Abenden ein bemerkenswert einhelliges Gemisch dunkler, blonder, schwarzer, weißer und gelber Rassen. Da gibt es ein Hippodrom im Keller, Damenboxkämpfe, Bars, Wurstbuden, Kabarette und ein Restaurant, wo die Chinesen verkehren. (Um die Ecke beginnt sich ein seltsames Chinesenviertel zu bilden.) An anderer Stelle gibt es ein Lokal für mohammedanische Neger. Dieses St. Pauli meint der Fremde [...], und er meint auch die großen Tanzhäuser Alkazar und Trichter, wo sich das angestrebt pariserische so amüsant mit Schwarzbrot mengt."[36] Aus der Feder Hans Leips stammen auch Illustrationen dieser Szenerie, die ein buntes Gemisch von Menschen zeigen, die allesamt trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft nach Unterhaltung suchen. Auf andere Beobachter wie den Berliner Kriminalkommissar Ernst Engelbrecht wirkte die Große Freiheit wie eine chinesische Hafenstadt, so „fremdartig" wirkten die Atmosphäre und die dort flanierenden Menschen auf ihn.[37] Diese Beschreibung eines Binnenländers, der das soziale Leben durch die Brille des Kriminalisten sah, ist insofern bemerkenswert, als der hafennahe Teil Hamburgs als eine internationale Insel charakterisiert und deutlich von Deutschland abgegrenzt wird.

34 Erich Lüth, Kleiner Führer durch Hamburg, Nauen und Berlin o. J. [1932].

35 Zur Geschichte St. Paulis und der Großen Freiheit, die sich bis 1937 auf Altonaer Boden befand und damit zu Schleswig-Holstein und Preußen gehörte, siehe die populären Veröffentlichungen von Carl Thinius, Damals in St. Pauli. Lust und Freude in der Vorstadt, Hamburg 1975, passim; Paul Möhring, Das andere St. Pauli. Kulturgeschichte der Reeperbahn, Hamburg o. J. [1965]; eine historische Zusammenfassung mit Betonung der Armut in St. Pauli stammt von Helene Manos, Soziale Lagen und Soziale Fragen im Stadtteil St. Pauli, Hamburg 1989, S. 79–116.

36 Hans Leip, Geleitwort, in: August Rupp, Hamburg und Berlin 1927, S. VII–XVIII, hier S. XVI.

37 Ernst Engelbrecht, Ein Streifzug durch St. Pauli, in: ders. und Leo Heller, Kinder der Nacht. Bilder aus dem Verbrecherleben, Finkenkrug bei Berlin o. J. [1926], S. 36–41, hier S. 37.

Immer wieder beschrieben Beobachter die besondere „Luft" des Hamburger Hafenrands und insbesondere St. Paulis zu Beginn des 20. Jahrhunderts.[38] Dabei gab es manche Übertreibung der tatsächlichen Dimensionen, auch was Fremde und Seeleute betraf. Der bereits erwähnte Erich Lüth beschrieb diese verzerrte Wahrnehmung durch Nichthamburger, die insbesondere die Reeperbahn und die Große Freiheit sahen: „Der ‚Quittje' oder ‚Binnenländer' sieht St. Pauli durch eine Brille, deren eines Glas grün und deren zweites blau ist, blau aus Gründen einer falschen Romantik. Es trifft nicht zu, daß sich über die Reeperbahn, durch die Paßenge des Nobistors und durch die Große Freiheit ein Gewühl schwarzer, brauner und gelber Exoten und Abenteurer drängt."[39] Lüth hatte allerdings in dem Detail, daß nur Binnenländer einer solchen Täuschung anheimfielen, insofern nicht ganz recht, als auch Hamburger wie Hans Leip und andere sich in diesem Sinne zu Wort meldeten. Trotz des kritischen Kommentars von Erich Lüth war für viele Hamburgbesucher aus dem deutschen Binnenland ein Gang über die Reeperbahn und durch die Große Freiheit wie eine kleine Auslandsreise. Dies lag an den vielen ungewöhnlichen Lokalen und an der Präsenz ausländischer Seeleute, die als solche im Straßenbild auch auszumachen waren. Es waren aber nicht nur die Eindrücke vor Ort, die die Besucher aufnahmen: Sie hatten vielmehr bereits ein Bild von Hamburg und St. Pauli, das insbesondere seit den 1920er Jahren massenmedial vermittelt war.[40] Es ist sicherlich kein Zufall, daß zu dem Zeitpunkt, an dem aufgrund technischer Neuerungen, die seemännische Präsenz in der Hansestadt sukzessive nachließ, die maritime Mythenbildung in Filmen und Liedern sehr stark zunahm.

Während bürgerliche Hamburgführer die Anwesenheit von fremden Seeleuten und die ungewöhnliche Existenz eines „Chinesenviertels" in der Zwischenkriegszeit nicht erwähnten, gab es bereits einige alternative Fremdenführer wie einen Band aus der Reihe „Was nicht im ‚Baedeker' steht", die diese Reize nicht verschweigen wollten: „Weiße und Farbige drängen sich in der engen Straße, aber besonders sind es Chinesen, die manchem Lokal durch ihre lächelnde Schweigsamkeit einen Stich ins Unheimliche geben."[41] Diese Beschreibung bediente sich populärer Klischees über Chinesen, verwies aber auch auf die Tatsache, daß die zwei bekanntesten chinesischen Lokale in der Großen Freiheit lagen. Diese waren das „Neu-China" und das „Ballhaus Cheong Shing", beide in den frühen 1920er Jahren gegründet, die Gastronomie mit einem Unterhaltungsprogramm kombinierten und wegen ihrer Exklusivität auch überregional bekannt waren.[42] Beide Stätten waren Treffpunkte chinesischer

38 „Hier ist internationaler Duft, man raucht englische Zigaretten, trinkt deutschen Kognak, speist chinesische Gerichte und kapert sich ein St. Pauli-Mädel, das die Mentalität und die Sprache oft aller dieser Völker beherrscht." Philipp Paneth, Nacht über St. Pauli. Ein Bildbericht, Leipzig 1931, S. 77.

39 Erich Lüth, Kleiner Führer durch Hamburg (Anm. 34), S. 17.

40 Zum Film siehe Michael Töteberg, Filmstadt Hamburg. Von Hans Albers bis Wim Wenders, vom Abaton zu den Zeise-Kinos. Kino-Geschichte(n) einer Großstadt, 2., überarbeitete und ergänzte Auflage, Hamburg 1997.

41 Hans Harbeck, Das Buch von Hamburg, München o. J. [1930], S. 86.

42 Siehe dazu auch die knappen Bemerkungen bei Udo Pini, Zu Gast im alten Hamburg. Erinnerungen an Hotels, Gaststätten, Ausflugslokale, Ballhäuser, Kneipen, Cafés und Varietés, München 1987, S. 15, 162.

Migranten und Seeleute und darüber hinaus aufgrund ihrer „Exotik" aber auch für Deutsche sehr attraktiv. Der damalige Student Max Tau, der während der NS-Zeit wegen seiner jüdischen Herkunft aus Hamburg vertrieben wurde, berichtet in seinen Erinnerungen über die Faszination des „Cheong Shing" auf ihn und seine Freunde: „Das Fremde in der Nähe zog uns an. Viele Abende verbrachten wir im Chinesischen Café. Wir tanzten auch, ohne es zu können."[43] Für Jugendliche wie Max Tau waren diese Stätten Freiräume; sie ermöglichten es, die Welt zu erkunden, ohne die Grenzen der eigenen Stadt verlassen zu müssen.

Auch und gerade Hamburger Kinder waren fasziniert von der chinesischen Präsenz in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Die kindliche Anziehung des Fremden bedeutete für die Seeleute und Migranten allerdings manch Ungemach. Obwohl der Verfasser vermutlich kein Seemann war, soll das Protestschreiben eines chinesischen Mannes aus dem Kriegsjahr 1915 hier in Auszügen vorgestellt werden, da es die Leiden eines „Exoten" in Deutschland deutlich benennt: „Und doch begreife ich es nicht, warum wir, wenn die Chinesen so deutschfreundlich gesinnt sind, noch überall durch Ausrufen von ‚Tschin-Tschan' (dieses Wort lerne ich erst in Deutschland kennen, chinesisch ist es nicht), ‚Döt is Chineis' usw. belästigt werden, und oftmals machen sie uns noch ein ekelhaftes Gesicht vor, welches nur eins zu bedeuten hat, daß wir ein Paar Schlitzaugen haben. [...] Übrigens will ich noch betonen, daß wir nicht nur erst seit Ausbruch des Krieges, sondern auch vor dem Kriege genau so belästigt worden sind, und einen Hass kann ich es leider auch nicht nennen, vielmehr Verachtung. Auch Erwachsene beteiligen sich sehr oft an solchen Dummheiten, am schlimmsten ist es natürlich mit den Schulkindern."[44]

Wenn ein einzelner chinesischer Mann in der Großstadt Hamburg bereits auf diese Weise behandelte wurde, dann kann es nicht überraschen, daß das „Chinesenviertel" in St. Pauli einige Jahre später ebenfalls ein Objekt kindlicher Neugierde wurde. Mehrere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten, als Kinder seien sie von der chinesischen Präsenz in der Schmuckstraße fasziniert gewesen. Weil ihre Eltern ihnen den Gang durch die Schmuckstraße mit ihren chinesischen Lokalen, in denen auch viele chinesische Seeleute verkehrten, ausdrücklich verboten, machten die Kinder daraus eine Mutprobe.[45] Für Kinder waren die „Chinesenkeller" faszinierende Orte, in die

43 Max Tau, Das Land, das ich verlassen mußte, Hamburg 1961, S. 140. Hans Harbeck, Das Buch von Hamburg (Anm. 41), S. 86 f., bezeichnet das Lokal als „Treffpunkt der Asiaten und gleichzeitig ein Magnet für Neugierige aus allen Gesellschaftsschichten". Rolf Italiaander, Vielvölkerstadt. Hamburg und seine Nationalitäten, Düsseldorf 1986, S. 205, nennt das Lokal aus eigener Erinnerung eine „verführerische Attraktion für junge Leute mit Fernweh". Als Schüler habe er sich in den 1920er Jahren in dieser Stätte „von dem verlockenden Asien" verzaubert gefühlt und „asiatischen Träumereien" hingegeben. Ebd.

44 StA Hamburg, 132-1 I, 3820, Schreiben von A. F. Tai an die Hamburger Oberschulbehörde (Abschrift), 23.11.1915 (kleinere orthographische Fehler in dem Schreiben habe ich korrigiert).

45 Eine Zeitzeugin, die in den 1920er Jahren in St. Pauli aufwuchs, erinnerte sich im Gespräch daran, daß die Eltern ihr verboten, ins Chinesenviertel zu gehen: „Geh' da nicht zur Schmuckstraße!" Für sie und andere Kinder aus der Nachbarschaft war es gerade dieser Reiz des Verbotenen, der sie in die kleine Straße führte und einen solchen Gang zu Mutprobe machte. Vgl. Gespräch mit Frau Meinke (Name geändert), 9.10.1999.

sie jedoch keinen Einblick bekommen konnten. Womöglich aus Kinderbüchern oder vielleicht auch vom Hörensagen kannten sie die Gruselgeschichten über Chinesen, über ihre angebliche Grausamkeit, die Undurchschaubarkeit und die ungewöhnlichen Zutaten chinesischer Gerichte, die zu den populären Klischees gehörten.

Aber nicht alle Betrachter St. Paulis porträtierten die Präsenz von Fremden und „farbigen Seeleuten" als eine Sensation. Für den Journalisten Philipp Paneth war der Anblick des kleinen Chinesenviertels in St. Pauli keineswegs ungewöhnlich und geheimnisvoll: „Die Schmuckstraße, die sich von der Talstraße zur Großen Freiheit zieht, ist recht verschlafen, still und ruhig; nur die Schilder vor den Kellern der Lokale und ihre chinesischen Aufschriften sind erleuchtet. Ein gewohntes Bild der Hafenmetropole, nichts Aufregendes oder Aufsehen Gebendes."[46] Eine solche Einschätzung war jedoch sehr vereinzelt und zeigt gerade, weil sie auf die aufgeregten Berichte reagierte, die Dominanz derselben. Hamburgbesucher wie Paneth verglichen ihre Erlebnisse in der Stadt und in St. Pauli mit denen in anderen internationalen Hafenstädten und sahen in der Anwesenheit von nichteuropäischen Seeleuten ein globales Phänomen. Wer im Gegensatz dazu einen deutschen Vergleichsmaßstab anlegte, der gelangte jedoch zu dem Schluß, daß die Gegenwart von Asiaten und Afrikanern in Hamburg etwas Außergewöhnliches sei.

Es gibt auch einige Berichte, die angesichts der proto„multikulturellen" Atmosphäre St. Paulis regelrecht frohlockten. So beschrieb der bekennende Hamburgliebhaber Kurt Tucholsky Mitte der 1920er Jahre seine Erlebnisse eines nächtlichen Reeperbahn-„Bummels": „Im chinesischen Restaurant sangen sie beim Tanzen, die ganze Belegschaft, einstimmig und brausend – eine kleine Blonde hatte eine Kehle aus Blech – es klang wie aus einer Kindertrompete. Südamerikaner tanzten da und Siamesen und Neger. Die lächelten, wenn die kleinen Mädchen kreischten. Ich suchte, ob die Somali von Hagenbeck Vertreter entsandt hätten – aber so schön war hier niemand [...]."[47] Zwar ist nicht bekannt, ob unter den Gästen auch Seeleute waren, was jedoch angenommen werden kann, da Tucholsky vermutlich das bereits erwähnte Neu-China in der Großen Freiheit meinte, das ein populärer Treffpunkt nicht nur chinesischer Seeleute und Migranten war. Tucholsky ist regelrecht auf der Suche nach den Stätten des seemännischen Vergnügens, die er in der ausgelassenen Stimmung des chinesischen Restaurants teilweise findet, ist aber von St. Pauli insofern enttäuscht, als der „stöhnende Trubel der Inflation" vorbei sei und kaum noch „Sailors" vor Ort seien, die zuvor wochenlang auf See waren.[48]

Die ambivalente Attraktivität von „farbigen Seeleuten" läßt sich auch an literarischen Zeugnissen ablesen. In dem fiktiven Erfahrungsbericht „Peter Moors Fahrt nach Südwest" (1906) von Gustav Frenssen über die Niederschlagung des Hereroaufstandes

46 Philipp Paneth, Nacht über St. Pauli (Anm. 38), S. 69.

47 Kurt Tucholsky, Auf der Reeperbahn nachts um halb eins, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 5 (1927); Sonderausgabe, Reinbek 1995 (Erstauflage 1960), S. 282–284, hier S. 282. Tucholsky war insgesamt recht enttäuscht von seinem St.-Pauli-Besuch und vermißte den Trubel der Inflationsjahre, als wegen des günstigen Preisniveaus für Valutainhaber viele Ausländer das Vergnügungsviertel besuchten.

48 Ebd., S. 283.

(1904–1908) beschreibt der Erzähler ausführlich die Passage von Kiel nach Südwestafrika. Während eines Zwischenstops in Liberia kommen schwarze Seeleute und Ladearbeiter (Kru-Boys) an Bord des Woermann-Dampfers, die den jugendlichen Erzähler wegen ihrer „Fremdheit" sehr faszinieren. Heimlich beobachtet er sie und macht sie in seiner Wahrnehmung zu vertierten Lebewesen, in denen er bereits den Feind erkennt, den er später bekämpfen soll.[49] Auch in anderen populären Romanen wie Gorch Focks „Seefahrt is not" (1913) tauchen „farbige Seeleute" auf, die in diesem Fall vom jugendlichen Helden Klaus Mewes als Sehenswürdigkeit Bremerhavens und dortiger NDL-Dampfer phantasiert werden.[50] Auch die Landgänge asiatischer und afrikanischer Seeleute in Hamburg avancierten zum literarischen Sujet. In einem fiktiven Reisebericht aus dem Jahr 1925 schildert der Verfasser aus der Perspektive eines süddeutschen Jungen, wie überwältigend die Eindrücke des Hamburger Hafens für einen Binnenländer sind.[51] Der Junge besichtigt gemeinsam mit seinem „Onkel Herbert" den Hafen und wird von diesem ermuntert, sich nur genau alles Unbekannte und Fremde anzusehen. Auch und gerade fremde Seeleute faszinieren den Jugendlichen: „Die fünf Schwarzen, die uns diesmal begegneten, habe ich aber schon von weitem ordentlich gemustert. Auch diese hatten recht zerknitterte Anzüge. Sie lachten und ihre Zähne bleckten nur so unter den wulstigen Lippen heraus. [...] Dann trafen wir zwei richtige Chinesen und mindestens zwölf Inder. Die Chinesen sahen sehr verschmitzt aus, das kommt wohl von den schiefgestellten Augen und den stark hervortretenden Backenknochen. Die Inder dagegen machten einen sehr sanften Eindruck."[52] Die Lektüre des Buches vermittelt den Eindruck, als ob das Gebiet des Hamburger Hafens vor lauter fremden Menschen nur so wimmelt. Für den jungen Protagonisten des Berichts war dieser Anblick im Hamburger Hafen wie die gesamte Welt im kleinen. Die jugendlichen Leser sollten von diesen Beschreibungen ausgehend ihr Fernweh anregen, um so mehr, da alles in Hamburg, in Deutschland und nicht auf fernen Kontinenten passierte. Hier, an der „Wasserkante", ließ sich ein Blick in die weite Welt erhaschen, hier ließ sich internationaler Duft einatmen, so der Tenor des Buches.

Besonders deutlich lassen sich die grassierenden Stereotypen und Rassismen gegenüber asiatischen Seeleuten an einigen Exponaten der deutschen Unterhaltungsliteratur

49 Gustav Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugbericht, Berlin 1906, S. 30: „In meiner freien Zeit stand ich oft bei den Schwarzen und beobachtete sie, wie sie friedlich bei einander saßen und in gurgelnden Tönen miteinander schwatzten und wie sie um die großen Eßtöpfe hockten, mit den Fingern eine Unmenge Reis zum Munde führten, und mit ihren großen knarrenden Tiergebissen Beine, Gekröse und Eingeweide ungereinigt fraßen; es schien ihnen gar nicht drauf anzukommen, etwas Schmackhaftes zu essen, sondern nur, ihren Bauch zu füllen. Und es schien mir, daß es so stand, nämlich, daß die Leute von Madeira zwar Fremde für uns sind, aber wie Vettern, die man selten sieht, daß diese Schwarzen aber ganz, ganz anderes sind als wir. Mir schien, als wenn zwischen uns und ihnen gar kein Verständnis und Verhältnis des Herzens möglich wäre. Es müßte lauter Mißverständnisse geben." Für eine Analyse des Buches siehe Sibylle Benninghoff-Lühl, Deutsche Kolonialromane 1884–1914 in ihrem Entstehungs- und Wirkungszusammenhang (= Veröffentlichungen aus dem Übersee-Museum, Reihe F, Bd. 16), Bremen 1983, S. 123–136.

50 Gorch Fock [Hans Kinau], Seefahrt ist not! Roman, Hamburg 1913, S. 170.

51 J. Fuhlberg-Horst, Im Hamburger Hafen. Was ich in einer Woche erlebte, Stuttgart 1925.

52 Ebd., S. 171 f.

erkennen. Ein besonders bezeichnendes Beispiel dafür ist der Kriminalroman „Begegnung auf der Landstraße" (1936) von Alfons Zech.[53] Eine junge deutsche Ausreißerin gerät in St. Pauli in die Fänge eines chinesischen Drogenhändlers und soll schließlich als Sexsklavin gegen eine Lieferung Opium an einen chinesischen Seemann getauscht werden. Nur durch eine glückliche Fügung wird ihr Peiniger getötet und sie kommt mit dem Schrecken davon. Der Roman ist voller rassistischer Klischees und hat einen hohen Symbolcharakter, da chinesische Seeleute und Migranten als Personifikation des Fremden für die vermeintlich chaotischen Verhältnisse und die Unterwanderung der Weimarer Republik präsentiert werden. Die geographische „Weltoffenheit" des Hamburger Hafens ist in dieser Perspektive eine Gefahr für die deutsche Gesellschaft und insbesondere der Frauen. Insgesamt entsteht der fälschliche Eindruck, daß St. Pauli ständig von einer Legion chinesischer Seeleute bevölkert gewesen sei.

3. Bilder und Inszenierungen „farbiger Seeleute" in Hamburg

Auch für Fotografen schienen „farbige Seeleute" im Hamburger Hafen ein reizvolles Motiv abzugeben. Der bekannte Hamburger Fotograf Johann Hamann fotografierte um 1900 neben vielen anderen maritimen Motiven auch eine kleine Gruppe von schwarzen Seeleuten auf einem Segelschiff.[54] Dieses Bild ist in seiner Inszenierung beispielhaft für den Blick auf schwarze Seeleute, die hier zwar unverkennbar als Arbeiter auszumachen sind, aber als grundverschieden präsentiert werden. Die Seeleute posieren neben einem leeren Tierkäfig, und ein Arbeiter sitzt auf ihnen. Das Foto ist damit stark konnotiert, denn der geöffnete Käfig in der Mitte des Bildes verweist auf die afrikanische Heimat der Seeleute und weckte bei potentiellen Betrachtern vermutlich Assoziationen von Wildheit, Natur usw. Nichtsdestoweniger erscheinen die afrikanischen Arbeiter trotz dieser wohl vom Fotografen intendierten Symbolik sympathisch und locker.

Die Hamburger Polizei hatte dafür mit der Hafenpolizei eine spezielle Abteilung, die das ausgedehnte Hafengebiet und insbesondere fremde Seeleute überwachte.[55] Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts verschärfte sie die Kontrolle fremder Seeleute, vor

53 Alfons Zech, Begegnung auf der Landstraße. Ein Hamburger Roman aus dem Jahre 1928–29, Berlin 1936; siehe dazu meinen Aufsatz: Migration und Kriminalisierung. Das „Chinesenviertel" in St. Pauli/Altona und der Unterhaltungsroman „Begegnung auf der Landstraße" (1936) von Alfons Zech, in: *Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte*, Jg. 46 (2005), S. 92–119.

54 Historisches Hamburg. Johann und Heinrich Hamann. Das Lebenswerk einer Photographenfamilie, Hamburg 1993, S. 83. Die schwarzen Seeleute wurden als Ladearbeiter an Bord der Schiffe mitgenommen, da es in Westafrika keine Hafenanlagen gab und das Löschen der Ladungen besondere Anstrengungen und Kenntnisse erforderte. Die Seeleute hießen zeitgenössisch „Kru-Boys", was sowohl auf ihre ethnische Gruppe anspielte, als auch auf den kolonialen Aspekt ihrer Beschäftigung verweist. Vgl. zu den westafrikanischen Seeleuten auch Sibylle Küttner, Farbige Seeleute im Kaiserreich (Anm. 13), S. 27, 49.

55 Zur Hamburger Hafenpolizei, der Abteilung VIII der Hamburger Polizei, gehörten vor dem Ersten Weltkrieg allein 265 Beamte in 11 Hafenpolizeiwachen, vgl. Gustav Roscher, Großstadtpolizei. Ein praktisches Handbuch der deutschen Polizei, Hamburg 1912, S. 395–403, sowie die offizielle

allem um „farbige Seeleute" von Desertionen abzuhalten; auf Betreiben der Polizei erließ der Hamburger Senat 1925 ein deutlich verschärftes und rassistisches Hafengesetz, das allein die Hafenpolizei ermächtigte, Landgänge von Seeleuten zu genehmigen (was zuvor in der Befugnis des Kapitäns lag).[56] In einem Handbuch des Hamburger Polizeipräsidenten Gustav Roscher über die besonderen Aufgaben und Tätigkeiten der Polizei in der Großstadt erschien 1912 in dem Kapitel über die Hafenpolizei unvermittelt ein Foto einer Gruppe von chinesischen Seeleuten in Hamburg. „Mittellose chinesische Heizer" lautet die Bildunterschrift und sollte auf die besonderen Aufgaben der Polizei in einer großen Hafenstadt hinweisen, zu der, wie es das Bild belegen sollte, auch die Kontrolle der „farbigen" Seeleute gehörte. Das Foto wurde vom Autor insofern gut ausgewählt, als die abgebildeten 13 chinesischen Seeleute einigermaßen widerspenstig auf dem Bild aussehen, vier von ihnen verschränken demonstrativ ihre Arme, und alle blicken wenig freundlich in die Kamera, von der sie wohl annahmen oder auch wußten, daß sie im Dienste der Polizei arbeitete.[57]

Ein anderes bezeichnendes Foto aus den 1920er Jahren vom Hamburger Heimatdichter Ludwig Jürgens zeigt zwei indische Seeleute und zwei Hamburger Jungen vor einem Tabakgeschäft in St. Pauli.[58] Die Kinder sind mit dem Rücken zum Fotografen gewandt und starren die fremden Seeleute aus nächster Nähe unverhohlen an. Die Attraktion der Fremden ist aufgrund der kindlichen Neugierde besonders offensichtlich und auf dem Foto gut eingefangen. Dieser Schnappschuß ist somit ein visueller Beleg dafür, daß trotz der Internationalität St. Paulis Fremde zumindest für Kinder und Jugendliche als Sehenswürdigkeit galten. Jürgens machte für seine hymnische literarische Beschreibung St. Paulis auch einige Fotografien von chinesischen Männern in St. Pauli, von denen einige wegen ihrer Arbeitskleidung als Seeleute zu erkennen sind.[59] „Fremde Gäste aus dem Reich der Mitte" ist eine Folge von zwei Fotos betitelt, auf denen eine Gruppe von Chinesen zu sehen ist, die auf dem zweiten Bild schlagartig auseinandergeht, nachdem sie den Fotografen entdeckt haben („Nur selten und mit großer List gelingt eine solche Aufnahme"; „Zwei Sekunden später – Flucht vor der Kamera").[60] Für viele Betrachter wirkte dies wie ein visueller Beweis der vermuteten kriminellen Betätigung chinesischer Migranten in Hamburg, die – wie das Bild insinuierte – etwas zu verbergen hätten.

Einige Jahrzehnte später porträtierte die Künstlerin Elfriede Lohse-Wächtler während ihrer Zeit in Hamburg in den späten 1920er und den frühen 1930er Jahren auch

Publikation anläßlich des einhundertjährigen Bestehens der Polizeibehörde Hamburg im Jahr 1914: Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Polizeibehörde Hamburg am 26. Mai 1914. Hrsg. von der Polizeibehörde Hamburg, Hamburg 1914, S. 40 f.

56 Siehe dazu Lars Amenda, Fremd-Wahrnehmung und Eigen-Sinn (Anm. 33), S. 79; zum Hafengesetz siehe auch Hamburgische Gesetze und Verordnungen. Hrsg. von Albert Wulff, 3. Aufl., Hamburg 1932, Bd. 3, S. 215 f.; Matthias Rademacher, Die Geschichte des Hafen- und Schiffahrtsrechts in Hamburg, Hamburg 1994, Bd. 2, S. 834 f.

57 Vgl. Gustav Roscher (Anm. 55), S. 400.

58 Ludwig Jürgens, Sankt Pauli. Bilder aus einer fröhlichen Welt, Hamburg 1930, unpaginiert.

59 Ebd.

60 Ebd.

einen chinesischen Mann („Chinese im Viertel").[61] Das Besondere an diesem Gemälde ist, daß der Abgebildete trotz seiner ungewöhnlichen äußeren Erscheinung in seinem Alltag präsentiert wird. Mit chinesischer Kleidung, einer Flasche in der Hand und den Straßen St. Paulis im Hintergrund wirkt er nicht viel anders als ein deutscher Mann. Gerade die unterschiedliche Darstellungsweise eines „Fremden" durch diese lange Zeit vergessene Künstlerin offenbart die dominanten Wahrnehmungsmuster, welche weiter oben beschrieben worden sind.

Auch auf Postkarten aus Hamburg tauchten seit der Jahrhundertwende vereinzelt fremde Seeleute als Motive auf.[62] So gab es gemalte Szenen aus einer „Schifferkneipe" in St. Pauli, in der norddeutsche Seeleute mit einem schwarzen Seemann reden, der wegen seines unsicheren Gangs unschwer als betrunken identifiziert werden kann.[63] Die Szene läßt die Vertrautheit der deutschen oder europäischen Seeleute mit Kollegen aus anderen Kontinenten erkennen und sollte für die Betrachter die Internationalität des Hamburger Hafens symbolisieren. Zwar gab es im Untersuchungszeitraum nur sehr wenige Bildpostkarten, auf denen „farbige Seeleute" abgebildet waren, was aber angesichts des bürgerlichen Charakters dieses Mediums wenig verwundert. Fremde Seeleute waren auf Postkarten lediglich ein anderes Sujet, um die globalen Kontakte des Hamburger Hafens zu verdeutlichen. Die koloniale Ordnung des Kaiserreichs hat es nicht geboten, „Farbige" als Besucher in Deutschland zu präsentieren.

Seit den 1920er Jahren war aufgrund technischer Neuerungen ein Rückgang der seemännischen Prägung des Hamburger Hafenrands immer deutlicher zu spüren. Ölbefeuerte und motorbetriebene Seeschiffe und moderne Hafenanlagen ließen die Liegezeiten der Seeschiffe in den Häfen ab dieser Zeit sukzessive schrumpfen, so daß auch die Seeleute weniger Freizeit an Land verbringen konnten. Während St. Pauli in den vergangenen Jahrzehnten noch ein „Tummelplatz der Seeleute aus allen Ländern der Erde" gewesen sei, wie es in einem Hamburgführer Mitte der 1930er Jahre hieß, habe sich dies in der jüngeren Vergangenheit bereits deutlich verändert; St. Pauli und die Reeperbahn seien jetzt mehr das großstädtische Vergnügungsviertel und nur noch in einigen kleinen Gassen könnten Spuren dieser maritimen Stadtgeschichte aufgefunden werden.[64] Seit den 1920er Jahren setzte dann eine massenmediale Inszenierung Hamburgs als „Welthafenstadt" ein, die die maritime Tradition neu erfand und

61 Eine Reproduktion findet sich in Wider die Erwartung. Elfriede Lohse-Wächtler 1899–1940. Hrsg. von Winfried Reichert in Zusammenarbeit mit Rita E. Täuber, Rohenbuch bei Aschaffenburg o. J., S. 34; zur Biographie Elfriede Lohse-Wächtlers siehe Im Malstrom des Lebens versunken … . Elfriede Lohse-Wächtler 1899–1940. Leben und Werk. Hrsg. von Georg Reinhardt, Köln 1996.

62 Eine Sammlung historischer Postkarten, welche den Hamburger Hafen, aber keine Seeleute zeigen: Der Hamburger Hafen auf alten Ansichtskarten 1888–1914. Hrsg. von Karl-Theo Beer, Herford 1988; zur historischen Quellengattung der Bildpostkarten siehe Rudolf Jaworski, Alte Postkarten als kulturhistorische Quellen, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Jg. 51 (2000), S. 88–103. Eine umfangreiche Sammlung historischer Postkarten über den Hamburger Hafen befindet sich im Altonaer Museum – Norddeutsches Museum in Hamburg.

63 Vgl. die reproduzierte Postkarte bei Carl Thinius (Anm. 35), S. 28.

64 Hamburg Führer. Hrsg. vom Fremdenverkehrsverein Hamburg e. V. und dem Landesfremdenverkehrsverband Nordmark e. V., 4., völlig neu bearbeitete Auflage, o. O. 1936, S. 198.

mit populären Zeichen versah. Eine ganze Reihe von Schlagern besang die besondere „Luft" in St. Pauli – einigen Zeitgenossen fiel bereits damals auf, daß diese größtenteils in Berlin produziert und als authentische Seemannslieder rezipiert wurden.[65]

Auch wegen der massenmedialen Inszenierung des Hamburger Hafens, die seit den 1920er Jahren beträchtliche Ausmaße annahm, waren für viele Besucherinnen und Besucher der Hansestadt das „Fremde" und fremde Menschen in der Nähe des Hafens eine veritable Attraktion. Der seit dem frühen 20. Jahrhundert in Hamburg sukzessive aufkommende Städtetourismus beruhte zu wesentlichen Teilen auf der Hafenstadtkultur der Elbmetropole, für die insbesondere die Landungsbrücken, St. Pauli und die Reeperbahn standen.[66] Die Choleraepidemie 1892 war der Beginn einer Fremdenverkehrswerbung, da der Ruf der Stadt damals nachhaltigen Schaden erlitten hatte und vorerst kaum Besucherinnen und Besucher in die Hansestadt kommen wollten. 1899 gründete sich der „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Hamburg", der in der folgenden Zeit eine Reihe von Broschüren herausgab, in denen die Reize Hamburgs gepriesen wurden. Das Wasser, der Hamburger Hafen und die Alster standen im Zentrum der Bemühungen, Hamburg für Touristen zu bewerben. Der Hamburger Hafen wurde zum Symbol der gesamten Stadt, obgleich die maritime Stadtkultur vor allem auf die hafennahen Viertel beschränkt war. Selbst im nationalsozialistischen Hamburg galt es, trotz aller sozialen und rassischen Stigmatisierung die Atmosphäre einer „Welthafenstadt" zu erhalten.[67] Die „Arbeitsgemeinschaft St. Pauli-Freiheit" bemühte sich seit Mitte der 1930er Jahre darum, das Image des Stadtteils mittels reichsweiter Werbung zu verbessern; in den nicht gerade bescheidenen Planungen sollte St. Pauli zum „Vergnügungszentrum der Welt" ausgebaut werden.[68] Fünf Wochen vor dem Überfall der Wehrmacht auf Polen war in der überregionalen Presse über die Pläne, das Geschäft in St. Pauli in Zukunft auch verstärkt tagsüber zu betreiben, folgende Notiz zu lesen: „Zu diesem Zweck denkt man an die Neuerrichtung von türkischen Mokkastuben, amerikanischen Bars, chinesischen und japanischen Restaurants, spanischen und griechischen Weinhäusern, in denen also der Besucher den Eindruck gewinnen soll, daß er in der Tat hier in einer Welthafenstadt ist."[69]

65 Hans Leip, Hamburg, Bielefeld und Leipzig 1934, S. 11; Seemanns Braut is' die See. Lieder, Gedichte und Vertellen zwischen Seefahrt und Kiez. Hrsg. von Werner Hinze (= Archiv für Musik und Sozialgeschichte, Liederbuchreihe, Bd. 2), Hamburg 2004, S. 71–86. Zu massenmedial vermittelten Klischees von Seeleuten siehe jetzt Timo Heimerdinger, Der Seemann. Ein Berufsstand und seine kulturelle Inszenierung (1844–2003), Köln 2005.

66 Hans Harbeck, Hamburger Lockbuch. 50 Jahre Hamburger Fremdenverkehr, o. O. 1949; Hans Aichholz, Hamburg als Fremdenstadt, in: Hamburg. Hrsg. vom Fremdenverkehrsverein in Hamburg, Hamburg 1926, S. 74–89.

67 Hamburg im „Dritten Reich", Göttingen 2005.

68 StA Hamburg, 135-1 I–IV, 2077, Bl. 1 (Anlage), Die nächsten von der Arbeitsgemeinschaft „St. Pauli-Freiheit" zu lösenden Aufgaben, undatiert (ca. 1935).

69 St. Pauli im Licht. Pläne für die Reeperbahn, in: *Deutsche Allgemeine Zeitung*, Nr. 347/348 vom 23.7.1939.

Zusammenfassung

„Farbige Seeleute" gehörten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zum gewohnten Bild des Hamburger Hafens und der angrenzenden Stadtviertel. Zur Zeit des Kaiserreichs waren sie bereits eine Attraktion für einige Beobachter, weil ihre Existenz in Deutschland jedoch der kolonialen Ordnung widersprach, fanden sie nur selten Eingang in schriftliche Beschreibungen des Hamburger Hafens. Nach dem Ersten Weltkrieg änderte sich dies dann, nicht zuletzt aufgrund des Entstehens eines „Chinesenviertels" in St. Pauli, das von vielen Seeleuten frequentiert wurde. Wenige Monate nach der „Machtübernahme" übten die Nationalsozialisten dann Druck auf deutsche Reedereien aus, ihre nichteuropäischen Seeleute zu entlassen, was bis auf die als unersetzlich geltenden chinesischen Wäscher dann auch weitgehend geschah.[70]

Die Faszination gegenüber diesen „fremden" Seeleuten war gespalten. Sie konnte sowohl eine anziehende als auch eine abstoßende Seite haben, wie ich weiter oben an mehreren Beispielen gezeigt habe. Der große Reiz „farbiger Seeleute" im Hamburger Hafen bestand darin, diese in einer deutschen Großstadt und damit in einer mehr oder weniger bekannten Umgebung treffen zu können. Die Seeleute waren in der Wahrnehmung wie die Protagonisten von Völkerschauen ein Abbild der Welt, für das keine aufwendige Auslandsreisen bewältigt werden mußten. Ob das Fremde in der eigenen Nachbarschaft didaktisch wertvoll war, darf hingegen sehr stark angezweifelt werden. Während einige Jugendliche wie Max Tau sich von Treffpunkten asiatischer Seeleute und Migranten angezogen fühlten und davon ausgehend sich ihrem Fernweh hingaben, war die Nähe der „fremden" Seeleute für viele auf der anderen Seite doch auch eine Bedrohung. „Farbige Seeleute" waren in einem deutschen Rahmen eine Sehenswürdigkeit, weil sie nur in den großen Hafenstädten wie Hamburg und Bremen zu sehen waren. Asiatische und afrikanische Seeleute waren ein Aspekt der „Internationalität" des Hamburger Hafens, welcher der Globalisierung des maritimen Arbeitsmarkts geschuldet war. Vielleicht war es aber gerade die erwähnte ambivalente Attraktion, welche nichteuropäische Seeleute in Hamburg in vielen deutschen Augen hatten, die einen besonderen Reiz ausübte. Bis auf überzeigte Rassisten auf der einen und weltoffene Bohemiens auf der anderen Seite wußten vermutlich nicht wenige Besucher und Bewohner Hamburgs, wie sie die klandestinen „Völkerschauen" der Seeleute einordnen sollten.

70 Vgl. dazu Hartmut Rübner, „Ausländer nach Möglichkeit sofort aus der Schiffahrt ausmerzen ..." (Anm. 13); ders., Lebens-, Arbeits- und gewerkschaftliche Organisationsbedingungen chinesischer Seeleute in der deutschen Handelsflotte (Anm. 13); zur Verfolgung von chinesischen Seeleuten und Migranten in Hamburg während der NS-Herrschaft siehe meine Studie, Fremde – Hafen – Stadt (Anm. 33), S. 193–281.

„1968" in England – ein *vergessener* Erinnerungsort?*

Von Steffen Bruendel

Am 29. Januar 1969 ließ Bildungsminister Edward Short seinem Zorn freien Lauf. Mit Blick auf die anhaltenden Studentenunruhen, insbesondere an der berühmten London School of Economics and Political Sciences (LSE), erklärte er im Londoner Parlament: "The real perpetrators are a tiny handful of people – fewer than one-half of 1 per cent of the 3,000 at LSE. Of these, at least four of them are from the United States. They are subsidised to the extent of between £ 1,000 and £ 2,000 for their one-year master's degree course by the British tax payer. These gentlemen are clearly not here to study, but to disrupt and undermine British institutions [...]."[1] Es handele sich um akademische Gewaltverbrecher, die schon erreicht hätten, daß die LSE geschlossen werden mußte, und die weiterhin darauf aus seien, zu stören und zu zerstören.[2]

Diese ungewöhnlich harten Worte repräsentierten die Wut vieler Labourpolitiker auf die protestierenden Studenten. Hatte doch gerade Labour – seit 1964 an der Macht – dafür gesorgt, die Chancengleichheit zu erhöhen, damit junge Menschen aller Schichten studieren konnten. Und nun, so die weitverbreitete Auffassung, gerierten sie sich als Zerstörer von innen. Es war unvorstellbar, daß es sich bei den Störern um mehr als eine „tiny handful of people" handeln konnte, die von Ausländern angestiftet worden war. Die Tatsache, daß das Thema im Unterhaus angesprochen wurde, zeigt allerdings, daß die Unruhen ernstgenommen wurden und kein universitätsinternes oder lokales Problem mehr darstellten. Zugleich veranschaulicht der Wutausbruch des Ministers eine spezifische Wahrnehmung der britischen Studentenunruhen, die bis heute fortwirkt.

Um den Versuch einer historischen Einordnung von „1968" in der britischen Memorialkultur geht es im folgenden. Es werden sowohl die Erinnerungen von Zeitzeugen und ehemaligen Aktivisten als auch die geschichtswissenschaftlichen Deutungen in den Blick genommen und unter Rückgriff auf das methodische Konzept der Erinnerungskultur analysiert, das von Maurice Halbwachs begründet und von Jan Assman, Peter Burke u. a. konkretisiert wurde.[3] Halbwachs grenzt das „kollektive"

* Der Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich am 19. Mai 2006 auf der Tagung „1968 als Erinnerungsort" des Arbeitskreises „Politik und Geschichte" der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam gehalten habe.

1 Edward Short, zitiert nach Ralf Dahrendorf, LSE. A History of the London School of Economics and Political Science, 1895–1995, Oxford 1995, S. 468.

2 Ebd.

3 Maurice Halbwachs, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin und Neuwied 1966; ders., Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt a. M. 1991; Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, S. 42–45; Peter Burke, Geschichte als soziales Gedächtnis, in: Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. Hrsg. von Aleida Assmann und Dietrich Harth, Frankfurt a. M. 1991, S. 289–304.

vom „historischen" Gedächtnis ab. Dabei handelt es sich um eine idealtypische Trennung zweier miteinander verflochtener Bereiche. Unter kollektivem Gedächtnis versteht Halbwachs eine rekonstruierte, selektive Erinnerung, die von der Vergangenheit das behält, was im Bewußtsein der Gruppe fortleben soll. Demgegenüber ist das historische Gedächtnis die systematisch geordnete, kontextualisierte und schriftlich fixierte Deutung der Vergangenheit. Pointiert ausgedrückt ist das kollektive Gedächtnis die Erinnerung der Lebenden, das historische Gedächtnis die Geschichtsschreibung.[4]

Entscheidend ist, daß Erinnerungen immer eine „Rekonstruktion der Vergangenheit mit Hilfe von der Gegenwart entliehenen Gegebenheiten"[5] darstellen und es vom aktuellen Handlungskontext, den Gegenwartsinteressen oder den Zukunftserwartungen abhängt, welche vergangenen Ereignisse in welcher Form erinnert oder vergessen werden. Als eine „selegierende Kraft" (David Rapaport) wirken dabei auf individueller Ebene Emotionen und auf kollektiver Ebene das geschichtspolitische Interesse der Deutungsexperten: Unangenehme Erinnerungen werden entweder unterdrückt oder verdrängt, während angenehmes oder identitätsstiftendes erinnert wird.[6] Vergangenheit existiert daher nicht „als solche"; sie wird durch den sozialen Rahmen der Gegenwart rekonstruiert. Die „Erinnerungskultur" einer Gesellschaft ist deshalb nichts Statisches. Die sozialindividuelle Wahrnehmungs-, Deutungs- und Orientierungsleistung muß jede Generation erneut vollbringen. Folglich gibt es in jeder Gesellschaft einen Kampf auf der Ebene der Deutungskultur, wobei offizielle und inoffizielle Erinnerungen auseinanderklaffen können.

Dieses Phänomen zeigt sich insbesondere an der Erinnerung an „1968" in England. Zunächst sollen die Darstellung der britischen „1968er" Jahre in der Forschungs- sowie in der Erinnerungsliteratur skizziert und die beiden Hauptthesen aufgezeigt werden, welche die Interpretation von „1968 in Britain" charakterisieren. Anhand einiger ausgewählter Ereignisse und Themen wird dann „1968" in Großbritannien vorgestellt und an konkreten Beispielen herausgearbeitet, welche Faktoren neben studentischer Bewegung und sozialem Protest für vergangenheits- und geschichtspolitische Deutungen von „1968" relevant sind. Schließlich gilt es herauszufinden, ob und inwiefern „1968" auch in der englischen Geschichte einen Erinnerungsort darstellt.

1. „1968" in der britischen Erinnerungskultur

Die gesellschaftlichen Entwicklungen zwischen 1958 und 1974 und insbesondere die „langen 1960er Jahre" sind für einzelne Länder wie Frankreich, Westdeutschland,

4 Maurice Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis (Anm. 3), S. 71, 73, 75 f., 99 f. (Zitat S. 100).

5 Ebd., S. 55 f. Vgl. auch Jan Assmann (Anm. 3), S. 42–45; Peter Burke (Anm. 3), S. 297, 299 ff.

6 Maurice Halbwachs, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen (Anm. 3), S. 368. Vgl. hierzu Peter Burke (Anm. 3), S. 299, 302, und David Rapaport, Gefühl und Erinnerung, Frankfurt a. M. 1994, S. 29, 62 f., 318–321, 147, 155–170, 172 f.

Italien und die USA gut erforscht.[7] Zudem gibt es Studien, die bestimmte westeuropäische Länder und die USA vergleichend untersuchen,[8] sowie einige Überblicksdarstellungen.[9] Die Ereignisse aber, denen sich Großbritannien in demselben Zeitraum gegenübersah, bleiben zumeist unberücksichtigt oder werden auf wenigen Seiten abgehandelt. Auch in allgemeinen Darstellungen der neueren britischen Geschichte spielt „1968" keine oder nur eine marginale Rolle.[10] Untersuchungen, die „1968" – zumindest auch – in Großbritannien behandeln, sind selten.[11] Geht es um die Proteste in den späten sechziger Jahren, werden vor allem die Antivietnamdemonstrationen behandelt. Andere Themen wie studentische Mitbestimmung, Abrüstung, sozialistische Zukunftsvorstellungen oder Antirassismus kommen indes kaum vor und sind vor allem in älteren Studien zu finden.[12]

Mit Blick auf die Erinnerungsliteratur und die Forschung stehen sich im wesentlichen zwei Thesen gegenüber. Die eine lautet: Relevante Ereignisse mit nachhaltigem Effekt hat es 1968 in Großbritannien nicht gegeben. Das heißt, man erkennt in den Protesten weder einen gesellschaftlichen Bruch noch gar den Versuch einer Revolution, sondern ist höchstens geneigt, in kultureller Hinsicht sozialen Wandel zuzugestehen. Die andere, seltener anzutreffende These lautet: Die Ereignisse in Großbritannien waren eingebettet in eine internationale Bewegung, welche auf die Veränderung der Verhältnisse abzielte. Beide Thesen wurden ursprünglich schon von den Zeitgenossen aufgestellt und finden sich dementsprechend in Presseberichten sowie Memoiren.

Mit der ersten These korrespondiert die politische Einordnung der demonstrierenden Studenten. Schon 1968 wurden die Studentenunruhen von den Universitätsleitungen nur einer kleinen Gruppe radikalisierter „left-wing"-Studenten zugeschrieben,

7 Ingrid Gilcher-Holtey, Die Phantasie an die Macht. Mai 1968 in Frankreich, Frankfurt a. M. 1995; Klaus Weinhauer, Zwischen Aufbruch und Revolte. Die 68er-Bewegung und die Gesellschaft der Bundesrepublik in den sechziger Jahren, in: *Neue Politische Literatur,* Jg. 46 (2001), S. 412–432; Jan Kurz, Die Universität auf der Piazza. Entstehung und Zerfall der Studentenbewegung in Italien 1966–1968, Köln 2000; Todd Gitlin, The Sixties. Years of Hope, Days of Rage, New York 1989.

8 1968. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Hrsg. von Ingrid Gilcher-Holtey, Göttingen 1998; dies., Die 68er Bewegung. Deutschland, Westeuropa, USA, München 2001; Michael Kimmel, Studentenbewegungen der 60er Jahre. Frankreich, BRD und USA im Vergleich, Wien 1998; Thomas Etzemüller, 1968 – Ein Riss in der Geschichte? Gesellschaftlicher Umbruch in Westdeutschland und Schweden, Konstanz 2005.

9 Vgl. z. B. Wolfgang Kraushaar, 1968. Das Jahr, das alles verändert hat, München 1998, sowie den Bildband: 1968. Magnum Throughout the World, Paris 1998.

10 Arthur Marwick, British Society since 1945, 4. Aufl., London 2003; Thomas Mergel, Großbritannien seit 1945, Göttingen 2005; Kenneth O. Morgan, Twentieth-Century Britain. A Very Short Introduction, Oxford 2000; Gottfried Niedhart, Geschichte Englands im 19. und 20. Jahrhundert, München 2004; Michael Maurer, Kleine Geschichte Englands, Stuttgart 2002; Michael Fröhlich, Geschichte Großbritanniens. Von 1500 bis heute, Frankfurt a. M. 2004; Michael Moran, Politics and Society in Britain. An Introduction, 2. Aufl, New York 1991.

11 Arthur Marwick, The Sixties. Social and Cultural Transformation in Britain, France, Italy, and the United States, 1958–1974, New York 1999; Nick Thomas, Challenging the Myths of the 1960s. The Case of Student Protest in Britain, in: *Twentieth Century British History,* Bd. 13 (2002), Nr. 3, S. 277–297.

12 David Caute, Sixty-Eight, London 1988; 1968. A Student Generation in Revolt. An International Oral History. Hrsg. Von Ronald Fraser, New York 1988.

der es gelungen sei, die anderen Studenten aufzuputschen.[13] Daß der engagierte Kern der Studenten durchaus politisch motiviert und dem linken politischen Spektrum zuzuordnen war, entsprach allerdings auch der Selbstwahrnehmung der studentischen Aktivisten. Die Studenten seien, so Tariq Ali, prominentester Anführer der britischen Studenten und Herausgeber der Zeitschrift „Black Dwarf", die „neue revolutionäre Avantgarde". „All power to the campus soviets", lautete deshalb im Juli 1968 seine Parole.[14]

Indem aber die Universitätsleitungen und die Presse betonten, der politisch aktive Teil der Studenten sei nur klein, suggerierten sie, daß von den Protestierenden keine unmittelbare Gefahr für die Institutionen ausgehe und es sich bei den Protesten letztlich um eine Randerscheinung handele. Zugleich befürchteten sie paradoxerweise, daß die anarchistischen und gewalttätigen Aktionen, zu denen die Minderheit die Mehrheit anzustiften vermochte, die Bildungsinstitutionen unterminieren könnte.[15] Die Anstifter wurden in der damaligen Presseberichterstattung fast ausschließlich unter ausländischen Studenten verortet, die zielgerichtet nach Großbritannien gekommen seien, um Unruhen auszulösen. Dementsprechend diskutierte die „Times" im Vorfeld der großen, für Oktober 1968 geplanten Vietnamkriegsdemonstration in London die Gefahr, die von einreisenden ausländischen Revolutionären ausgehe. Sie warnte vor einer „militanten Verschwörung" („militant plot"), welche die Kundgebung für ihre Zwecke ausnützen wollte. Eine der Überschriften auf Seite eins lautete sogar: „Students enter Britain illegally for rally", und an anderer Stelle wurden die Leser aufgefordert, nach gewalttätigen Studenten Ausschau zu halten: „Watch for violent students!"[16] Darüber hinaus lautete eine zeitgenössische Erklärung der Unruhen, daß es sich lediglich um eine Nachahmung der Proteste in Frankreich, Deutschland und den USA handele, um einen „me-tooism"[17] ohne gedankliche Durchdringung und politische Überzeugung. Damit wurde den Protesten jede Ernsthaftigkeit abgesprochen und zugleich das Selbstbild einer „respectable" Nation gewahrt, die Konflikte stets in traditioneller Weise und mit Hilfe der zuständigen Institutionen löst.

Zu Recht ist in der neueren Literatur darauf hingewiesen worden, daß diese zeitgenössischen Deutungen zu einfach sind, wenn sie die Mehrheit der britischen Studenten als „Verführte" oder „Nachahmer" exkulpierten und die „Schuldigen" nur in einer radikalen, vornehmlich ausländischen Minderheit erblickten.[18] Gleichwohl hat die zeitgenössische Wahrnehmung die Sichtweise der Forschung bis heute geprägt. So hat die Deutung, nur ein kleiner, radikaler Kern habe die Unruhen zu verantworten,

13 So äußerten sich beispielsweise die Universitätsleiter der LSE und des Oxforder All Souls Colleges, vgl. *Guardian*, 7.3.1968, S. 7, und 15.3.1968, S. 1; *The Times*, 8.5.1968, S. 11; *Listener*, 4.7.1968; *Daily Telegraph*, 18.10.1968, S. 18. Vgl. auch Bernhard Levin, The Pendulum Years, London 1980, S. 253–272.

14 *Black Dwarf*, 5.7.1968, S. 1, und 15.10.1968, S. 1.

15 *The Times*, 8.5.1968, S. 11.

16 The Times, 5.9.1968, S. 1, und 26.10.1968, S. 1. Vgl. auch die Titelseiten der Ausgaben vom 15.10.1968, 26.10.1968.

17 *Guardian*, 10.6.1968, S. 8.

18 Vgl. Nick Thomas, Challenging the Myths of the 1960s (Anm. 11), S. 281.

dazu geführt, die Proteste insgesamt zu marginalisieren. Gerade im Vergleich zu anderen Ländern – etwa Frankreich und Deutschland –, so wird häufig auch in der Forschungsliteratur argumentiert, seien die Studentenunruhen in Großbritannien lediglich Randerscheinungen gewesen.[19]

Zur Marginalisierung in der Forschung gehört auch die Entpolitisierung. Die Proteste seien nicht eigentlich politisch gewesen, sondern eher „karnevaleske Aktionen". So spricht Ralf Dahrendorf in seiner Geschichte der LSE denn auch lediglich von „troubles", was soviel wie Unruhen, aber auch Schwierigkeiten oder Störungen heißen kann.[20] Im Gegensatz zur Strategie der Entpolitisierung und Marginalisierung durch Zeitzeugen und Teile der Forschung legten die Akteure des Protests Wert auf die politischen Aspekte und Ziele der Unruhen. Ebenso wie verschiedene Theoretiker der neuen Linken betteten sie die Ereignisse in die weltweite Protestbewegung ein, die gegen Ende der sechziger Jahre in den meisten westlichen Industrieländern in Massenprotesten kulminierte und eine Änderung der bestehenden Verhältnisse anstrebte.[21] Wenngleich diese Deutung auch dem Verlangen nach angemessener historischer Selbstdarstellung einiger Protagonisten geschuldet ist, findet sie sich auch in Teilen der Forschungsliteratur, welche die neue Linke und die Studentenbewegung manchmal auch gleichsetzt.[22]

Zu den Mythen des englischen „1968" gehört nicht nur, daß die Voraussetzungen und Ereignisse kaum vergleichbar mit denen anderer Länder gewesen seien, sondern auch, daß Politik und Gesellschaft in Großbritannien besser mit den politisch-sozialen Herausforderungen fertiggeworden seien. So führt Holger Nehring „the lack of major student protests in 1960s' Britain" auf die spezifischen sozialen und politischen Traditionen zurück, auf ein bestimmtes Verständnis von „proper", „good politics" bzw. „respectable poltics" zurück, welches Störungen der öffentlichen Ordnung und gewaltsamen Aktionen skeptisch bis ablehnend gegenüberstand.[23]

Die Erinnerungen an „1968" sind auch in Großbritannien emotionsbehaftet und identitätsrelevant. Letztlich geht es bei der Deutung der Ereignisse auch um die Frage, wie „europäisch" Großbritannien ist oder ob es eine Sonderrolle einnimmt, sich mithin historisch auf einem Sonderweg befindet. Sowohl das historische als auch das kollektive Gedächtnis sind in bezug auf „1968" gespalten. Die offiziellen und inoffiziellen,

19 Vgl. Sylvia Ellis, "A Demonstration of of British Good Sense?" British Student Protest during the Vietnam War, in: Student Protest. The Sixties and After. Hrsg. von Gerard DeGroot, London 1998, S. 54–69; Arthur Marwick, British Society since 1945 (Anm. 10), S. xiii.

20 Ralf Dahrendorf, LSE (Anm. 1), S. 443–475; Arthur Marwick, British Society since 1945 (Anm. 10), S. xiii.

21 1968 (Anm. 12); Tariq Ali, Street Fighting Years. Autobiographie eines '68ers, Köln 1998; Student Power. Problems, Diagnosis, Action. Hrsg. von Alexander Cockburn und Robin Blackburn, Harmondsworth 1969.

22 Vgl. z. B. Lin Chun, The British New Left, Edinburgh 1993.

23 Holger Nehring, Politics, Symbols and the Public Sphere. The Protests against Nuclear Weapons in Britain and West Germany, 1958–1963, in: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History*, Onlineausgabe, Jg. 2 (2005), Nr. 2, S. 8; Nr. 8, S. 13 f.; Nr. 16; URL: http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Nehring-2-2005.

d.h. die fachhistorischen Erinnerungen der Deutungsexperten und die kollektiven Erinnerungen der Zeitzeugen und Aktivisten, klaffen auseinander. Werden die Studentenunruhen als gesellschaftlich-kultureller Modernisierungsschritt begrüßt, wie er auch in anderen westlichen Ländern erfolgte, werden sie erinnert, und zwar positiv. Werden die Studentenunruhen dagegen als ordnungsstörendes „Spektakel" oder subversive Aggression gedeutet, wie es zumeist geschieht, sind die Erinnerungen negativ oder werden ausgeblendet. Eine konsensuale Deutung der britischen Studentenproteste fehlt bis heute. Um „1968" als möglichen britischen Erinnerungsort angemessen zu erfassen, sollte man sich allerdings von der verengten Frage nach dem – wie auch immer definierten – „Erfolg" oder „Scheitern" der kollektiven Proteste lösen und sich auf die Frage konzentrieren, „wie die einzelnen 68er-Bewegungen einen transnationalen Handlungszusammenhang bildeten, während sie gleichzeitig durch nationale Besonderheiten geprägt waren".[24] „1968" ist zum einen ein internationales Kommunikationsereignis und zum anderen eine Chiffre, um den Strukturwandel in den jeweiligen Gesellschaften zu deuten. Ist „1968" in England ein *vergessener* Erinnerungsort?

2. „1968" in Großbritannien: Akteure und Themen

In den sechziger Jahren gab es in Großbritannien Theoriediskussionen, Massenproteste und direkt-koerzive bzw. gewaltsame Aktionen an den Universitäten. Vergleicht man Ursachen, Entwicklung und Verlauf der Protestbewegungen in Westeuropa, so fallen neben einigen Unterschieden vor allem fünf Gemeinsamkeiten auf:

1. Theoretiker der neuen Linken (New Left) waren überall die intellektuellen Vordenker politischer Aktionsstrategien und gesellschaftlicher Veränderungsprozesse.
2. Wie in Deutschland (Rudi Dutschke) und Frankreich (Daniel Cohn-Bendit) gab es auch in Großbritannien einen massenwirksamen Charismatiker: Tariq Ali.
3. Wie in Deutschland und Frankreich wirkte der Vietnamkrieg als Katalysator antiamerikanischer und antikapitalistischer Stimmungen.
4. Wie in Deutschland (Protest gegen die Notstandsgesetze) und in Frankreich (Protest gegen repressive Polizeieinsätze) gab es auch in Großbritannien einen spezifisch eigenen Mobilisierungsfaktor: den Protest gegen Rassismus.
5. Wie in Deutschland (FU Berlin) und in Frankreich (Nanterre) waren es auch in Großbritannien oft die Reformuniversitäten, an denen die studentischen Proteste ihren Ausgang nahmen und ihre Höhepunkte fanden: LSE.

Intellektuelle Vordenker des Protests: Die britische neue Linke

Die Theoretiker der sich Ende der 1950er Jahre konstituierenden neuen Linken waren eng mit der britischen Antiatombewegung verbunden und propagierten Aktions-

24 Hier folge ich Thomas Etzemüller (Anm. 8), S. 1.

formen, welche die indische Antikolonialbewegung erprobt und die Antiatomwaffenbewegung in England seit Beginn der 1950er Jahre angewendet hatte. Der Widerstand gegen Atomwaffen und Atomtests formierte sich 1958 mit der Gründung der Kampagne für atomare Abrüstung bzw. Campaign for Nuclear Disarmament (CND). Ein Jahr vor Gründung der CND, im Frühjahr 1957, erschienen erstmals zwei neue Zeitschriften, die sich als sozialistische Organe verstanden, aber unabhängig sowohl von den Kommunisten als auch von der Labour Partei sein wollten: „Universities and Left Review" und „The New Reasoner". Herausgeber beider Organe waren John Saville und Edward P. Thompson, zwei dissidente Sozialisten, welche die britische Kommunistische Partei wie viele andere auch nach der Niederschlagung des Ungarnaufstandes verlassen hatten. Beide kritisierten den Stalinismus sowie die Erstarrung der kommunistischen Parteien und publizierten den „New Reasoner", um "the re-discovery of our traditions, the affirmation of socialist values, and the undogmatic perception of social reality" zu fördern.[25]

1959 schlossen sich beide Zeitschriften zur „New Left Review" (NLR) zusammen, die mit einer Auflage von 9000 Exemplaren fortan zum Sprachrohr der neuen Linken wurde. Die Redaktion bezog im Londoner Stadtteil Soho Quartier, im Dachgeschoß des Hauses Carlisle Street Nr. 7. Im selben Haus befand sich auch die Zentrale der CND sowie das „Café Partisan", Londons Treffpunkt der kritischen Jugend. Die neue Linke verstand sich nicht als Partei, sondern als Bewegung. Aktion, nicht Organisation, lautete die Devise. Es ging darum, Einsicht durch Handeln zu erzeugen, die Öffentlichkeit durch Provokation aufzurütteln. Ein enger geistiger Austausch entwickelte sich zwischen der britischen und der amerikanischen New Left. Die neue Linke prägte zwei Begriffe: „communication" und „democratic self-activity" (E. P. Thompson). In die Diskussionen um Erweiterungsmöglichkeiten gesellschaftlicher Partizipation, die in der NLR geführt wurden, spielten auch die von Mahatma Gandhi popularisierten Begriffe „direct action" und „civil disobedience" eine wichtige Rolle.[26]

Den Handlungsrahmen sollten Kleingruppen bilden, die persönliche Kontakte gewährleisteten und Bürokratisierung verhinderten. Bis Ende 1960 entstanden ca. 40 New Left Clubs in England, die insbesondere in Universitätsstädten gut funktionierten. Neuer Träger des sozialen Wandels war nicht mehr das Proletariat, sondern die junge Intelligenz, die Randgruppen und die neue, fachgeschulte Arbeiterschaft, aber auch die Befreiungsbewegungen der „dritten Welt".[27] Nach eigenen Angaben hatte Tariq Ali die Zeitschrift „New Left Review" erstmals in Pakistan gelesen, und ihre Themen hatten ihn überzeugt. Bis heute, so seine Überzeugung, könne die britische Linke intellektuell nichts Vergleichbares vorweisen.[28] Auch die Redaktion der im Mai 1968 von ihm und anderen gegründeten Zeitschrift „Black Dwarf" bezog ihre Büroräume in Carlisle Street 7,

25 Ingrid Gilcher-Holtey, Die 68er Bewegung (Anm. 8), S. 12.

26 Dies., Die Phantasie an die Macht (Anm. 7), S. 87–91; dies., Die 68er Bewegung (Anm. 8), S. 11 ff.

27 Dies., Die Phantasie an die Macht (Anm. 7), S. 86–91, 94; dies., Die 68er Bewegung (Anm. 8), S. 14 ff. Vgl. auch Richard Taylor, Against the Bomb. The British Peace Movement 1958–1965, Oxford 1988; Michael Kenny, The First New Left. British Intellectuals After Stalin, London 1995.

28 Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 43, 87.

und zwar direkt unter den Räumen der NLR. Der „Black Dwarf" konzentrierte sich auf den weltweiten antiimperialistischen Kampf, insbesondere in Vietnam, und ermunterte Studenten zu direkt-koerziven Aktionen. Von der ersten Ausgabe wurden innerhalb von zwei Monaten 25000 Exemplare verkauft.[29]

Großbritanniens Charismatiker: Tariq Ali

Tariq Ali, 1943 im indischen Lahore geboren, das damals noch unter britischer Kolonialherrschaft stand und seit 1947 zu Pakistan gehört, hatte schon während seiner Studentenzeit an der Pandschab-Universität öffentliche Demonstrationen gegen Pakistans Militärdiktatur organisiert. Um einer drohenden Gefängnisstrafe zu entgehen, emigrierte er 1963 nach Großbritannien. Er studierte Politikwissenschaften und Philosophie in Oxford, wo er dem Labour Club beitrat und im Sommer 1965 als erster Pakistani zum Vorsitzenden der Oxforder Studentenvereinigung (Oxford Union) gewählt wurde. Ali engagierte sich gegen das südafrikanische Apartheidregime und insbesondere gegen den Vietnamkrieg der USA. Noch in Oxford gründete er ein Vietnamkomitee und organisierte im Februar 1965 eine der ersten Demonstrationen vor der Londoner US-Botschaft. Durch seine Teilnahme an einer Diskussion über Vietnam, die im amerikanischen Fernsehen übertragen wurde, erlangte er internationale Bekanntheit.[30]

Nach der Wahl Alis zum Vorsitzenden der Oxford Union im Sommer 1965 organisierte er mit zwei jungen Oxforder Universitätsdozenten, David Caute vom All Souls College und Steven Lukes vom Nuffield College, ein Vietnam-Teach-in. An dem Teach-in, dessen Schirmherrschaft die Professoren Isaiah Berlin und William Hayter übernommen hatten, nahmen der britische Außenminister, der amerikanische Botschafter für Saigon, Oxforder Professoren und mehrere hundert Studenten teil. Die Veranstaltung dauerte sieben Stunden und sollte im Fernsehen übertragen werden. Die Fernsehausschnitte waren jedoch einseitig und vermittelten den Eindruck, wilde linke Studenten hätten den amerikanischen Botschafter beleidigt. Mehrere Leserbriefschreiber entschuldigten sich in den nächsten Tagen beim Botschafter für das „skandalöse" Verhalten der „ungezogenen Studenten" und bedauerten, daß ein Großteil der Oxforder Studenten offenbar aus dem Ausland stamme.[31]

Anfang 1967 bereiste Ali längere Zeit Vietnam. Aufgrund seiner Veröffentlichungen wurde er nach seiner Rückkehr zum vielgefragten Redner und Diskussionspartner. Studenten im ganzen Land luden ihn ein, an ihrer Universität über Vietnam zu sprechen. Seit Anfang der 1960er Jahre verband die neue Linke die Verurteilung der Zustände in der „dritten Welt" mit ihrer Kritik an den Defiziten der westlichen Wohlstandsgesellschaften. Den unterdrückenden kapitalistisch-imperialistischen westlichen

29 Ebd., S. 230 ff.; 1968 (Anm. 12), S. 279.
30 Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 41 ff., 47 f., 62 f., 81 f.
31 1968 (Anm. 12), S. 129; Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 68 (Zitate ebd.).

Mächten standen die Unterdrückten der „dritten Welt" gegenüber, die sich zu Recht ihre Freiheit erkämpfen wollten. Zu diesen Freiheitskämpfern zählte auch der Vietcong, als der Vietnamkrieg ab 1965 zunehmend in das öffentliche Bewußtsein rückte und die Proteste in der westlichen Welt synchronisierte.[32]

Gemeinsam mit einigen Mitstreitern gründete Ali die Vietnam Solidarity Campaign und organisierte deren erste Demonstration, die am 27. Oktober 1967 vor der US-Botschaft stattfand.[33] Im Januar 1968 sprach er auf dem Berliner Vietnamkongreß, wo er Rudi Dutschke, Karl-Dietrich Wolff und andere Anführer des SDS kennenlernte und die SDS-Führung einlud, eine Abordnung zur kommenden VSC-Demonstration nach London zu entsenden.[34] Zurück in London, bildete Ali im Mai 1968 mit anderen das Redaktionskollektiv des „Black Dwarf". Den Titel ihrer Zeitschrift übernahmen sie von einer kleinen radikalen Kampfschrift, die ein Drucker namens Tom Wooler zwischen 1819 und 1828 herausgegeben und in der er geschrieben hatte: „Das Recht eines Volkes, Widerstand gegen Unterdrückung zu leisten, besteht allezeit, und das Volk besitzt die Fähigkeit, dies zu tun." Woolers Protestmotto schien ebenfalls zeitlos aktuell zu sein: „Friedlich, wenn wir dürfen, gewalttätig, wenn wir müssen".[35] Mit ähnlichem Tenor widmete sich Tariq Ali im neuen „Black Dwarf" insbesondere dem Thema Vietnam.

Vietnam als Katalysator des Protests

Die Labour Regierung, die im Oktober 1964 an die Macht gekommen war, enttäuschte ihre Wähler auf allen Ebenen. Hatte Harold Wilson noch als Oppositionsführer versprochen, die britische nukleare Abschreckungsmacht aufzugeben und gefordert, „bei der Unterordnung britischer Politik unter die Vereinigten Staaten nicht noch weiter zu gehen", erklärte er schon im März 1965, daß Großbritannien „voll und ganz das Handeln der USA" unterstütze, wenn dieses „dem Angriff in Vietnam Widerstand entgegensetzt[t]e".[36] Daß die mit Nuklearwaffen bestückten britischen Polaris-U-Boote beibehalten wurden, war nach der politischen Kehrtwendung nur konsequent. „Special Relationship" hieß die enge Verbindung zu den USA, die neben der eigenen Atomstreitmacht einen Eckpfeiler britischer Außen- und Sicherheitspolitik darstellte.[37]

1965 eskalierte der Konflikt in Vietnam. Die von Tariq Ali und anderen 1966 gegründete Vietnam Solidarity Campaign verband die britischen Aktivisten mit Gleichgesinnten in Westeuropa und den USA. Der Berliner Vietnamkongreß vom Januar 1968, an dem neben Daniel Cohn-Bendit und Robin Blackburn auch Tariq Ali

32 Thomas Etzemüller (Anm. (8), S. 4; 1968 (Anm. 12), S. 133; David Caute (Anm. 12), S. 72.
33 1968 (Anm. 12), S. 133; Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 133 ff., 137.
34 Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 188 f.
35 Zit. in ebd., S. 150.
36 Zit. in ebd., S. 54. Vgl. auch 1968 (Anm. 12), S. 129, und David Caute (Anm. 12), S. 73.
37 Thomas Mergel (Anm. 10), S. 99–111.

teilnahm, galt als entscheidender Wendepunkt für die europäische Vietnambewegung, da sich erstmals internationale Netzwerke bildeten. Die Tet-Offensive im März 1968 bewirkte schließlich die entscheidende transnationale Mobilisierung.[38] In Großbritannien gewann die VSC stark an Mitgliedern. Nach der Demonstration vom 28. Oktober 1967 sollte die VSC noch zwei weitere Vietnamdemonstrationen organisieren: Am 18. März 1968, als es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit der Polizei kam, und am 27. Oktober 1968.[39]

Je mehr der 27. Oktober 1968 herannahte, desto hysterischer reagierten die Medien. Teile der Presse warnten sogar vor einer „Oktoberrevolution".[40] Die negative Pressekampagne gegen die VSC im Vorfeld der Demonstration war so erfolgreich, daß sich laut einer Umfrage 56 Prozent der Bevölkerung für ein Verbot sämtlicher politischer Demonstrationen aussprachen und 65 Prozent den Einsatz von Tränengas befürworteten.[41] Die Büroräume des „Black Dwarf" in der Carlisle Street wurden in der Woche vor der Demonstration zum Organisationszentrum der VSC. Am Vorabend der großen Antivietnamkriegsdemonstration war die Stimmung unter Studenten der LSE „euphorisch, aber diszipliniert" (Tariq Ali), während es in der VSC viele Gruppen gab, die einen Kampf vor der US-Botschaft anstrebten. Schließlich einigte man sich darauf, diszipliniert zu demonstrieren und als eine Art Armee neuen Typs aufzutreten.[42] Mit einer Teilnehmerzahl von über 100 000 wurde die Antivietnamkriegsdemonstration zu einer der größten jemals abgehaltenen Demonstrationen in Großbritannien.

Die Oktoberdemonstration polarisierte Großbritannien. Die Boulevardpresse verteufelte die Demonstration, beschimpfte die Teilnehmer als Sowjetagenten und naive Träumer und identifizierte Tariq Ali als Anstifter. Er paßte genau in ihr Bild vom ausländischen Radikalen. Die scharfen persönlichen Attacken von Politikern und Medien hatten deutliche rassistische Konnotationen und wiegelten die Öffentlichkeit gegen ihn auf. Nach eigenen Angaben erhielt Ali zu jener Zeit pro Woche drei bis vier Todesdrohungen. Auch Cohn-Bendit in Frankreich erhielt Morddrohungen und mußte antijüdische Anfeindungen ertragen.[43] Martin Luther King fiel im April 1968 einem Attentat zum Opfer. Xenophobie und Rassismus waren keineswegs nur amerikanische Themen. Im Gegenteil: „[R]acism and Vietnam" waren die „twin issues that most rapidly mobilised students in Britain".[44]

38 Ingrid Gilcher-Holtey, Die 68er Bewegung (Anm. 8), S. 72 ff.; 1968 (Anm. 12), S. 176–181; Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 192.

39 Wolfgang Kraushaar (Anm. 9), S. 80 f., 268; David Caute (Anm. 12), S. 72; 1968 (Anm. 12), S. 185 f.; Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 133 ff., 137.

40 Zit. in Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 244.

41 Alle Angaben ebd., S. 248.

42 Ebd., S. 245, 247.

43 Ingrid Gilcher-Holtey, Die Phantasie an die Macht (Anm. 7), S. 185, 314 f.; Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 204, 206, 241; 1968 (Anm. 12), S. 279.

44 1968 (Anm. 12), S. 273. David Caute (Anm. 12), S. 74 ff., widmet dem Thema „Britain: Race" einen eigenen Abschnitt.

Großbritanniens spezifisches Thema: Rassismus

1965 faßte der „Economist" die Politik der neuen Labourregierung sarkastisch mit dem Satz zusammen: „Die Kommunisten in Vietnam bombardieren, Schwarze von England fernhalten und die Gewerkschaften verprügeln."[45] Darin zeigte sich nicht nur die Frustration über den Kurs, den Labour in den drei wichtigen Fragen seit der Regierungsübernahme eingeschlagen hatte, sondern auch die Bedeutung des Themas Immigration bzw. Rassismus. Um den Wiederaufbau in der Nachkriegszeit schnell voranzubringen, waren Einwanderer aus den ehemaligen Kolonien angeworben worden, vor allem für das Hotel- und Gaststättengewerbe, das Transportsystem sowie den Nationalen Gesundheitsdienst. Bereits in den 1950er Jahren stieg ihre Anzahl schnell an. Grundlage der Einwanderung war der „British Nationality Act" von 1948, der allen Bürgern des Commonwealth die freie Einreise nach Großbritannien gestattete. Die Masseneinwanderung der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre wurde von einem zunehmenden Rassismus begleitet. Schon 1958 gab es Straßenschlachten, sogenannte „race riots", in Nottingham sowie im Westlondoner Stadtteil Notting Hill. Verbreitet war die offene Diskriminierung der Einwanderer auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt sowie in öffentlichen Einrichtungen.[46]

Aufgrund dieser Entwicklung wurde 1962 das „Commonwealth-Immigration"-Gesetz erlassen, das die Einwanderung auf ausgebildete Arbeitnehmer begrenzte. 1965 sah sich die Regierung genötigt, ein Antidiskriminierungsgesetz zu erlassen, den „Race Relations Act". Damit wurde „racial discrimination" definiert und Aufstachelung zu Rassenhaß („incitement of racial hatred") zum Straftatbestand. Zudem richtete die Regierung 1966 das Race Releation Board (RRB) ein, eine Mediationsinstanz, die bei Konflikten vermitteln sollte. Nach Verabschiedung eines verschärften „Commonwealth-Immigration"-Gesetzes im Februar 1968, das speziell gegen schwarze Immigranten errichtet war, sowie des zweiten „Race Relations Acts" im November desselben Jahres, welches Diskriminierung aufgrund der Hautfarbe bei der Wohnungsvermietung verbieten sollte, nannte Innenminister Jim Callaghan die Rassenbeziehungen ein „issue of great[est] social significance for our country and children".[47]

45 Zit. nach Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 54.

46 Ian R. G. Spencer, British Immigration Policy since 1939. The Making of Multi-Racial Britain, London und New York 1997, S. 53 f., 98–102; Thomas Mergel (Anm. 10), S. 125 ff.; Imke Sturm-Martin, Liberale Tradition und internationales Image. Regierungspolitik in der Dekolonisationsphase, in: Die britische Gesellschaft zwischen Offenheit und Abgrenzung. Einwanderung und Integration vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Karen Schönwälder und Imke Sturm-Martin, Berlin und Wien 2001, S. 112–132, hier S. 119 ff., 126; Nicholas Deakin, Colour, Citizenship and British Society, based on the Institute of Race Relations Report, London 1970, S. 195, 202.

47 Britain's First Race Relations Act, in: http://www.cre.gov.uk/40years/act_one.html; Britain's Second Race Relations Act, in: http://www.cre.gov.uk/40years/act_two.html (Callaghan-Zitat ebd.); Karen Schönwälder, Abgrenzung und Integration. Die Politik der Labour-Regierungen zwischen 1964 und 1970, in: Die britische Gesellschaft zwischen Offenheit und Abgrenzung (Anm. 46), S. 133–153, hier S. 141, 145. Vgl. auch Erik Bleich, Race Politics in Britain and France. Ideas and Policymaking since the 1960s, Cambridge 2003.

Bereits 1964 und 1966 ergaben Umfragen, daß über 80 Prozent der Befragten der Ansicht waren, es lebten zu viele Immigranten im Lande.[48] Ein üblicher fremdenfeindlicher Slogan lautete: "If they're black, send them back."[49] Am 7. Februar 1967 wurde die rechtsradikale National Front (NF) gegründet, die Immigration und multikulturelle Politikansätze strikt ablehnte. Sie war ein Zusammenschluß verschiedener rechtsnationaler Gruppen wie der Racial Preservation Society (RPS) und der League of Empire Loyalists (LEL). Die NF und ihre gegen Schwarze und Asiaten gerichtete Agitation waren nicht nur für unzufriedene Konservative attraktiv, sondern auch für Labourwähler aus der Arbeiterschicht. Bis Ende der sechziger Jahre konnte die NF in innerstädtischen Arbeiterbezirken sowie in Provinzstädten Erfolge verbuchen.[50] Tariq Ali bezeichnete Chauvinismus und Rassismus als die beiden „vulnerable points" der britischen Arbeiterbewegung.[51] Das erkannten auch die Tories und spielten spätestens seit Mitte der sechziger Jahre die „race card" aus. Immigrantenstopp wurde zum Thema, mit dem man Wahlen zu gewinnen hoffte.

Im Mittelpunkt des Themas Rassismus stand der nationalkonservative Parlamentsabgeordnete Enoch Powell, der im Schattenkabinett der Tories als Verteidigungsminister eine führende Rolle einnahm und forderte, die Grenzen für Einwanderer aus dem Commonwealth zu schließen. Am 20. April 1968, just zu der Zeit, als das Parlament die neue „Race Relations Bill" beriet, hielt Powell in seiner Geburtsstadt Birmingham eine berüchtigte Rede, die unter dem Schlagwort „Rivers of Blood" fortan zum Inbegriff des britischen Rassismus wurde.[52]

"The supreme function of statesmanship", so Powell, "is to provide against preventable evils." Mit den Übeln waren schwarze Einwanderer gemeint. In 15 bis 20 Jahren würden dreieinhalb Millionen Commonwealth-Immigranten und deren Abkömmlinge in Großbritannien leben. Deshalb sei „extreme urgency of action now" geboten. Es gelte, das „alien element" im Lande zu reduzieren, und zwar durch Einwanderungsstopp und forcierte Rückwanderung („re-emigration"). Tatenlos zuzusehen, wie jährlich 50 000 Angehörige der Einwanderer ins Land strömten, komme dem Ausheben des eigenen nationalen Grabes gleich. Das geplante Gesetz „against discrimination" beruhe auf einer gefährlichen Selbsttäuschung, einer „dangerous delusion", und benachteilige die „ordinary, decent, sensible" Briten. Diese fühlten sich schon als verfolgte Minderheit im eigenen Lande. Die geplante „Race Relation Bill" schütze „dangerous and divisive elements", die sich nicht integrieren wollten. Wenn er in die Zukunft schaue, so Powell am Ende seiner Rede in Anlehnung an Vergil, sähe er den

48 Karen Schönwälder (Anm. 47), S. 141.

49 Zit. nach Tariq Ali, 1968 and After, London 1978, S. 192.

50 Zur NF vgl. Stan Taylor, The National Front in English Politics, London 1982; Martin Walker, The National Front, 2. Aufl., Glasgow 1978.

51 Tariq Ali, 1968 and After (Anm. 49), S. 192. „Race", so auch David Caute (Anm. 12), S. 74, „was the most abrasive issue."

52 Zu Powell vgl. Robert Shepherd, Enoch Powell, London 1998; Tom Stacey, Immigration and Enoch Powell, London 1970; Paul Foot, The Rise of Enoch Powell. An Examination of Enoch Powell's Attitude to Immigration and Race, London 1969.

Fluß Tiber voller Blut schäumen, wenn die Regierung der Einwanderung nicht Einhalt geböte.[53]

Die Resonanz in der Presse war enorm. Unter dem Titel „Speech hat has raised a storm" berichtete beispielsweise die „Birmingham Post" am 22. April. Es gab deutliche Zustimmung und klare Ablehnung. Schon am Tag nach der Rede entließ Oppositionsführer Edward Heath Powell aus seinem Schattenkabinett. Die Rede sei „racialist in tone, and liable to exacerbate racial tensions", so die Begründung.[54] Nicht nur Politiker waren erbost. Powells Rede wurde mit Nazipropaganda verglichen, zumal es für zusätzliche Empörung sorgte, daß Powell seine Rede ausgerechnet am Jahrestag von Hitlers Geburtstag gehalten hatte. Aus der Bevölkerung erhielt er allerdings massenweise Unterstützung: ein am 23. April gingen 45 000 fast ausschließlich positive Zuschriften ein. Zudem belegte eine Gallup-Umfrage Ende April 1968, daß 74 Prozent der Befragten den Aussagen von Powells Rede zustimmten. Drei Tage nach der Rede marschierten über 1000 Dockarbeiter durch Westminster, und am folgenden Tag reichten 400 Fleischarbeiter des Smithfield-Fleischmarkts eine Petition zur Unterstützung Powells ein.[55]

Am 1. Mai 1968 erschien die Sondernummer des „Black Dwarf", mit der die Erstausgabe der neuen Zeitung angekündigt wurde. Auf dem Titelbild prangte das Konterfei Powells mit einer SS-Schirmmütze – eine deutliche Kritik an seiner Blutstromrede. Als Tariq Ali, von einer Veranstaltung kommend, auf einen Demonstrationszug zur Unterstützung von Powell traf, die aus Packern des Fleischmarkts Smithfield und aus Hafenarbeitern bestand, konnte nur die schnelle Flucht tätliche Übergriffe oder Schlimmeres verhindern.[56] Aufgrund seiner öffentlichen Reden, Diskussionsbeiträge und Artikel war Tariq Ali bekannt. Konfrontiert mit dem „unverhohlenen Rassismus der meisten Boulevardzeitungen und verschiedener Labour- und Tory-Parlamentsabgeordneten", hatte er sich im Juli 1968 bereits „an rassistische Beschimpfungen [...] gewöhnt".[57] Die britische Boulevardpresse benutzte häufig Ausdrücke wie „ausländischer Abschaum", um Ali und andere Rädelsführer zu schmähen. Die Studenten reagierten auf die rassistischen Angriffe mit Solidaritätsbekundungen. So lautete eine der Parolen auf einer Veranstaltung in der LSE am Vorabend der großen Demonstration am 26. Oktober 1968 „Wir sind alle ausländischer Abschaum"[58] – eine Abwandlung der Protestparole französischer Studenten, die zuvor mit dem Slogan „Wir sind alle deutsche Juden" gegen das Einreiseverbot für Daniel Cohn-Bendit protestiert hatten.[59]

53 Enoch Powell, Speech to the Annual General Meeting of the West Midlands Area Conservative Political Centre, Birmingham, 20. 4. 1968, in: http://theoccidentalquarterly.com/vol1no1/ep-rivers.html.

54 *Birmingham Post*, 22. 4. 1968, in: http://www.sterlingtimes.co.uk/powell_press.html (Heath-Zitat ebd.). Vgl. auch David Caute (Anm. 12), S. 75.

55 Patrick Cosgrave, The Lives of Enoch Powell, London 1989, S. 252 f.; Paul Foot (Anm. 52), S. 116 f.; Ian R. G. Spencer (Anm. 46), S. 142 f.

56 Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 213 f.; 1968 (Anm. 12), S. 273.

57 Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 247, 226.

58 Zit. in ebd., S. 247.

59 Ingrid Gilcher-Holtey, Die Phantasie an die Macht, S. 315.

Rassismus war das Thema, das auch zur Mobilisierung an den Universitäten selbst beitrug. Dabei ging es weniger um Diskriminierung von Studenten, sondern vielmehr um den Protest gegen akademische Kontakte zu Apartheitsregimen im Commonwealth. Schon im Juni 1964 waren Tariq Ali und einige Kommilitonen von der Oxforder Disziplinarbehörde zu einer Geldbuße verurteilt worden, weil sie gegen den Besuch des südafrikanischen Botschafters an der Universität protestiert und die Freilassung von Nelson Mandela gefordert hatten.[60] Und an der LSE, dem späteren Zentrum der Londoner Studentenunruhen, nahmen die Proteste ihren Anfang, nachdem die Universität im Mai 1966 Dr. Walter Adams, den Principle des University Colleges in Rhodesien, zum Nachfolger des Direktors nominiert hatte. Das Rhodesische College war im Frühjahr desselben Jahres aufgrund verschiedener Rassefragen in die Schlagzeilen der britischen Presse geraten. Der „Agitator", das Organ der Socialist Society der LSE, attestierte Adams deshalb, er sei "not a suitable person to be placed in charge of any higher education. Nor, especially is he suitable as the Director of a multiracial college like L.S.E." Und der Präsident der Student Union, David Adelstein, ein Südafrikaner, schrieb, daß die Vergangenheit eines Mannes als Collegedirektor nicht irrelevant sei, wenn er im Begriff sei, Direktor eines anderen Colleges zu werden. Dieses Schreiben löste die „troubles" an der LSE aus, als es am 14. Oktober 1966 an die „Times" gesandt und drei Tage später veröffentlicht wurde.[61]

Reformuniversitäten als Zentren des Protests: die LSE

Die Leitung der LSE reagierte schnell und kündigte an, daß der Board of Discipline in dieser Sache zusammentreten werde, um über Konsequenzen für Adelstein zu beraten. Zahlreiche Studenten solidarisierten sich mit Adelstein, denn es ging um zwei Dinge: zum einen um die Vergangenheit des zukünftigen Direktors und zum anderen um die grundsätzliche Frage der Beteiligung von Studenten an Angelegenheiten der Universität. Ein Protestplakat verkündete: "Berkeley 1964: LSE 1966: We'll bring *this* school to a halt too." Seit 1964 hatten Studenten Mitbestimmung in den sie betreffenden Angelegenheiten gefordert. Gegenüber dem Board of Discipline erklärte die Student Union sich am 21. November 1966 gemeinschaftlich verantwortlich für das Schreiben und bat darum, auf Disziplinarmaßnahmen gegenüber ihrem Präsidenten zu verzichten. Das geschah. Außerdem berief die Universität eine aus Studenten und Dozenten paritätisch besetzte Kommission ein – das „ten-ten comittee" – welche die Beziehungen zwischen Studierenden und Professoren sowie die disziplinarischen Regeln überprüfen sollte.[62]

1967 griff der neue Vorsitzende der Gaduate Students' Association, der Amerikaner Marshall Bloom, den Fall Adams wieder auf und berief eine Studentenversammlung

60 Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 55 f.
61 Ralf Dahrendorf, LSE (Anm. 1), S. 448 (Zitate ebd.); David Caute (Anm. 12), S. 314 f.
62 Ralf Dahrendorf, LSE (Anm. 1), S. 449 f.; David Caute (Anm. 12), S. 315 f. (Zitat ebd.).

ein, die am 31. Januar 1967 im „Old Theatre" der LSE stattfinden sollte. Der Direktor verbot die Versammlung und postierte Porter vor den Türen des Theaters mit der klaren Anweisung, niemanden hereinzulassen. Die Studentenvertreter waren erbost und entschieden, sich über die Anordnung hinwegzusetzen. Es wurden Flugblätter verteilt, welche die Angelegenheit auf eine politische Ebene hoben: "This is an attack on free speech – it must be opposed. This meeting shall take place." Immer mehr Studenten versammelten sich in der Eingangshalle. Schließlich stürmten sie das Theater. Dabei erlitt einer der Pedelle einen Herzinfarkt und starb. Sein Tod beendete den Aufruhr abrupt.[63]

Die Remobilisierung der Studenten begann, als das Disciplinary Board kurze Zeit später erneut zusammentrat und Adelstein und Bloom wegen des Vorfalls belangen wollte: Mißachtung der Anordnung des Rektors, lautete die Anklage, und beide wurden der Schule bis zum Semesterende verwiesen. Noch am selben Tag, als der Disziplinarrat seinen Beschluß veröffentlichte, versammelten sich 800 Studenten zu einem Sit-in, der insgesamt neun Tage andauern sollte. Das war der erste Massenstreik an einer britischen Universität. Am 15. März 1967 beteiligten sich über 1500 Studenten, auch von anderen Colleges, am Sit-in. Seit dem Frühjahr 1967 gerieten die Unruhen an der LSE in die Schlagzeilen, die etwa lauteten: "Rebellion at the School of Rebels".[64] Diese Formulierung ist bezeichnend, weist sie doch auf das Phänomen hin, daß die studentischen Proteste der Jahre 1967 bis 1969 gerade an neuen oder an als liberal geltenden Universitäten besonders heftig verliefen. Die LSE kann – obwohl seit 1894 existent – zu den Reformuniversitäten gezählt werden. Gegründet von Sydney Webb, einem engagierten Sozialpolitiker, galt die LSE ohnehin als „School for Rebels". Von einer Minderheit, wie oft behauptet, kann mit Blick auf die protestierenden Studenten der LSE allerdings nicht gesprochen werden.

Etwa ein Drittel der rd. 2800 Studenten der LSE war 1967 in der einen oder anderen Weise an den Protesten beteiligt. Außerdem besetzen mehrere hundert Studenten ihre Universität vor und während der großen Vietnamdemonstration am 27. Oktober 1968, um den Demonstranten Unterkünfte zur Erholung zur Verfügung zu stellen.[65] Und als am 24. Januar 1969 in der Central Hall in Westminster eine große Theoriedebatte zwischen „alter" und neuer Linken stattfand, fand Tariq Ali die Ankunft eines Kontingents der LSE, das von dem Dozenten Robin Blackburn angeführt wurde, besonders bemerkenswert. Blackburn berichtete von den Kämpfen an der LSE, die sich Studenten mit Polizisten lieferten.[66] Es waren diese Ereignisse, welche Staatssekretär Edward Short Anfang 1969 zu seiner Polemik im Parlament veranlaßten, in der er die ausländischen Studenten als radikale Aufwiegler und die Protestierenden als akademische Gewaltverbrecher bezeichnete. Die LSE war allerdings nicht die einzige Londoner

63 David Caute (Anm. 12), S. 316; Ralf Dahrendorf, LSE (Anm. 1), S. 452 f.

64 Ralf Dahrendorf, LSE (Anm. 1), S. 455 f. (Zitat 256); David Caute (Anm. 12), S. 316 f.

65 Tessa Blackstone u. a., Students in Conflict. L.S.E. in 1967, London 1970, S. 181–211, 228 ff.; 1968 (Anm. 12), S. 280; Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 244.

66 Tariq Ali, Street Fighting Years (Anm. 21), S. 259; David Caute (Anm. 12), S. 323 ff.

Hochschule, an welcher die Studenten aufbegehrten. Zu Auseinandersetzungen kam es auch an der Regent Street Polytechnic und dem Holborn College of Law and Commerce sowie an verschiedenen Kunsthochschulen. Protestiert wurde zudem selbst in Cambridge und Oxford sowie an den Universitäten Birmingham, Bristol, Edinburgh, Essex, Hull, Keele, Leeds, Leicester, Manchester, Sussex und Warwick.[67]

3. „1968" in Großbritannien – ein Fall historischer Amnesie

In Großbritannien gab es zwar keinen „Mai 68" wie in Frankreich, aber es gab Massenproteste und direkt-koerzive bzw. gewaltsame Aktionen an zahlreichen Universitäten. Zudem läßt sich eine chronologische Koinzidenz bestimmter Ereignisse in Großbritannien und anderen europäischen Ländern feststellen – wenngleich in unterschiedlicher Dimension – sowie eine transnationale Diffusion von Protestideen und -formen. Die britische „68er"-Bewegung war spätestens seit 1967 international vernetzt, und ein transnationaler Kommunikationsraum existierte. Aktionsstrategien und Parolen wurden übernommen, Delegationen in Nachbarländer entsandt. Was in den späten sechziger Jahren in Großbritannien geschah, unterschied sich nicht wesentlich von dem, was sich zur selben Zeit in anderen westeuropäischen Ländern ereignete. „1968" in Großbritannien ist deshalb ein zu Unrecht vergessener Erinnerungsort. Wie läßt sich dieser Fall historischer Amnesie erklären?

Vier Gründe können angeführt werden. So gilt es erstens, auf die Besonderheiten der britischen Gesellschaft hinzuweisen: die Klassenstruktur und das tiefsitzende Klassendenken, wobei der Begriff „class" in Großbritannien weitgehend wertfrei verstanden wird. Mit dem Klassendenken, der Akzeptanz der Klassenstruktur, geht ein ausgeprägtes Verständnis von Ordnung im Sinne von „respectable politics" einher, das die Artikulation abweichender Meinungen nur im Rahmen der dafür vorgesehenen institutionellen Bahnen akzeptiert, nicht aber in Gestalt von Regelverletzungen oder gar gewalttätigen Auseinandersetzungen.[68] Zudem läßt die Offizialkultur Selbstkritik nur bedingt zu, was dazu führt, daß grundsätzlich eher positive Ereignisse erinnert werden. Somit gehören die „Street Fighting Years" (Tariq Ali) nicht zu den erinnerungswürdigen Ereignissen.

Die britische Klassenstruktur unterschied sich deutlich von der deutschen „nivellierten Mittelstandsgesellschaft" (Helmut Schelsky). So zählten sich gemäß einer Selbstbeschreibung der britischen Gesellschaft im Jahre 1960 gut zwei Drittel der Bevölkerung zur „Working Class" und knapp ein Drittel zur „Middle Class". Die Zuordnung zur „Upper Class" sowie zu den Zwischenklassen untere Mittelschicht und obere Arbeiterschicht war mit je einem Prozent verschwindend gering. Eine forcierte

67 David Caute (Anm. 12), S. 302 f., 308 ff., 323; Nick Thomas, Challenging the Myths of the 1960s (Anm. 11), S. 277–297.

68 Vgl. Charles Townshend, Making the Peace. Public Order and Public Security in Modern Britain, Oxford 1993; Thomas Mergel (Anm. 10), S. 112 f.

Bildungspolitik sollte nach dem Zweiten Weltkrieg die Chancengleichheit erhöhen und der Wohlfahrtsstaat die Klassengegensätze abmildern, nicht jedoch abschaffen.[69]

Die Verteilung der Bevölkerung auf im wesentlichen zwei Klassen sowie das Fehlen einer Art Bildungsbürgertums deutet bereits auf eine vergleichsweise geringe Anzahl an Studenten hin. In der Tat blieb Bildung in Großbritannien bis weit in die fünfziger Jahre sozial exklusiv. Nur vier Prozent eines Jahrgangs kamen überhaupt in den Genuß einer akademischen Ausbildung. Nachdem eine vom Parlament eingesetzte Kommission unter Sir Robbins 1961 die Verdoppelung der Studentenzahlen empfohlen hatte, wurden in den Folgejahren einige neue Hochschulen errichtet, darunter Essex und Sussex. Dennoch gab es 1968 erst 56 Universitäten und 30 polytechnische Hochschulen. Wenn es auch gelang, die Studentenzahlen bis 1967/68 zu verdoppeln, handelte es sich lediglich um 200 000 Studierende – weniger als die Hälfte der französischen Studentenzahlen –, so daß auf jede Hochschule im Schnitt etwa 2000 Studenten entfielen. Der Anteil der Arbeiterkinder unter den Studenten blieb allerdings bei etwa drei Prozent konstant.[70]

Allein mangels Masse konnte sich daher kaum eine relevante Erinnerungsgemeinschaft ehemaliger studentischer Aktivisten bilden. Hinzu kam, daß es eine etwa dem deutschen SDS vergleichbare nationale Studentenorganisation nicht gab. David Adelstein von der LSE und David Triesman von der Essex University gehörten beide der im November 1966 als Gegenpol zur reformerischen National Union of Students (NUS) gegründeten Radical Student Alliance (RSA) an und verfügten über ein hohes Ansehen bei den Studenten. Gleichwohl kam die RSA nie über 800 Mitglieder hinaus. Ihre Nachfolgerin, die Revolutionary Socialist Students Federation (RSSF), die im Juni 1968 an der LSE gegründet wurde, hatte zwar nach eigenen Angaben bis Jahresende rund 2500 zahlende Mitglieder, aber auch sie schaffte es in den 18 Monaten ihres Bestehens nicht, die Bewegung nachhaltig zu beeinflussen.[71]

Ein zweiter Grund für das „Vergessen" der „68er"-Ereignisse mag im Fehlen eines Gemeinschaftserlebnisses von nationaler Bedeutung liegen. Einen spektakulären Todesfall wie in Berlin, der die Wahrnehmung synchronisierte und die Öffentlichkeit mobilisierte, gab es nicht. "But had there been fighting, with serious injuries, possibly even a killing", erinnert sich ein studentischer Aktivist. "I'm quite sure a major student rising across the country would have taken place, and the thing would have exploded."[72] Zudem blieb die VSC eine „single-issue"-Bewegung, so daß auch die Großdemonstrationen nicht für weitergehende politische Zwecke genutzt wurden: "VSC's refusal to go beyond the issue of Vietnam and place concrete demands on the Labour government left it unable to capitalize on the mass mobilization and led the demonstrators politically nowhere."[73]

69 Thomas Mergel (Anm. 10), S. 114 f.
70 Ebd., S. 123 f.; Ingrid Gilcher-Holtey, Die 68er Bewegung (Anm. 8), S. 81.
71 David Caute (Anm. 12), S. 303, 320 f.; 1968 (Anm. 12), S. 130, 132, 277 f.
72 John Rose, zit. in: 1968 (Anm. 12), S. 280.
73 Ebd., S. 281.

Ein dritter Grund liegt darin, daß es nicht gelang, eine gesamtgesellschaftliche Solidaritäts- und Protestbewegung zu bilden, welche die Regierung mit konkreten politischen Forderungen unter Druck setzte. Obwohl der mobilisierende internationale Kampf gegen den Vietnamkrieg durch den nationalen Kampf gegen Rassismus ergänzt wurde, war gerade dieses Thema nicht dazu angetan, eine klassenübergreifende Mobilisierung zu bewirken, denn viele Briten lehnten Einwanderer aus den ehemaligen Kolonien vehement ab. Sowohl Konservative als auch die Labourregierung spekulierten darauf, mit einer harten Linie gegen Immigranten Wählerstimmen zu gewinnen. Das 1968 erlassene zweite „Commonwealth-Immigration"-Gesetz war „das am deutlichsten rassistisch motivierte Gesetz, das je von einer britischen Regierung verabschiedet wurde".[74] Die britische Immigrationspolitik, welche die Einwanderung aus den ehemaligen Kolonien durch die „Commonwealth-Immigration"-Gesetze von 1962 und 1968 beschränkte und zugleich mit den „Race Relations Acts" von 1965 und 1968 staatliche Antidiskriminierungsmaßnahmen ergriff, war nur scheinbar widersprüchlich. Aus der Perspektive der ehemaligen Weltmacht war die Regierung gezwungen, einen „Ausgleichsversuch in mehrere Richtungen" (Karen Schönwälder) zu unternehmen, zumal die koloniale Migration mit dem Dekolonisierungsprozeß zusammenfiel und deshalb das angeschlagene Selbstbild Großbritanniens direkt betraf.

Die Freizügigkeit innerhalb des Commonwealth war konstitutiv für diese Nationengemeinschaft in Nachfolge des „Empires". Mit dem „British Nationality Act" von 1948 hatte man sich die Loyalität der Kolonialterritorien durch die Garantie britischen Bürgerrechts gesichert. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt die ungehinderte Mobilität faktisch nur für Briten sowie ausgewählte Angehörige indigener Oberschichten vorstellbar und eine Masseneinwanderung nach Großbritannien abwegig. Gut zehn Jahre später, als der koloniale Zustrom Realität wurde, konnte die freie Einreise aus Commonwealthstaaten nach Großbritannien nicht einfach beschränkt werden, ohne damit zugleich das Gebilde des Commonwealth insgesamt in Frage zu stellen. Zugleich schätzten Regierung und Opposition die britische Bevölkerung „als zutiefst einwanderungs- und fremdenfeindlich" ein (wobei die Politiker die xenophobe Grundhaltung nicht selten teilten) und sahen sich deshalb gezwungen, den sozialen Frieden mittels restriktiver Einwanderungspolitik einerseits sowie gesetzlicher Antidiskriminierungsmaßnahmen andererseits zu sichern.[75]

Als vierter und letzter Grund für das „Vergessen" der Studentenproteste von „1968" muß schließlich die „Rivers-of-Blood"-Rede Enoch Powells genannt werden, mit der er der virulenten Fremdenfeindlichkeit gerade im Jahre 1968 Ausdruck verlieh, um „the

74 Geoffrey Alderman, Modern Britain 1700–1983. A Domestic History, London 1986, S. 176 (Übers. des Verf.). Vgl. auch Imke Sturm-Martin, Liberale Tradition und internationales Image (Anm. 46), S. 128 f.

75 Karen Schönwälder (Anm. 47), S. 142–145, 151 (Zitat). Vgl. auch Ian R. G. Spencer (Anm. 46), S. 8 bis 102, 124 f.; Imke Sturm-Martin, Zuwanderungspolitik in Großbritannien und Frankreich. Ein historischer Vergleich (1945–1962), Frankfurt a. M. und New York 2001, S. 243 ff., 248 ff., 259 ff.

very meaning of white-Britishness in a post-colonial world"[76] hervorzuheben. Powell erreichte insbesondere die Arbeiterschaft, deren Solidarisierung mit der antirassistisch eingestellten Studentenbewegung von vornherein unmöglich war. "The race issue was symptomatic of the failure of the New Left in Britain to achieve even a shadow of unity with the unionized workers."[77] Während man sich Powells Rede bis heute erinnert, wird der studentische Antirassismus ausgeblendet, weil er nicht in konkrete politische Forderungen umgesetzt wurde und somit verpuffte. Deshalb sind ausgerechnet die für Powell demonstrierenden Arbeiter, nicht jedoch die gegen den Rassismus aufbegehrenden Studenten in das kulturelle Gedächtnis der Briten eingegangen.

Obwohl die von den Studenten maßgeblich mitgeprägte Protestbewegung 1967/68 mehr Menschen als je zuvor mobilisierte, konnte die Stärke der Bewegung nicht in politische Macht transformiert werden. Obwohl aber die etablierte Ordnung nirgends ernsthaft herausgefordert wurde, haftete den Unruhen in der Wahrnehmung der Aktivisten und Zeitzeugen durchaus etwas Revolutionäres an. Ungewöhnlich ist an den britischen Studentenprotesten deshalb nicht, daß und wie sie stattfanden, sondern daß sie aus dem kollektiven wie dem historischen Gedächtnis fast komplett ausgeblendet wurden. Dieser britische Sonderfall historischer Amnesie ergänzt die politische Geschichte des „mindestens ein Jahrzehnt" währenden Jahres 1968. Das letzte Wort zur Deutung von „1968" in England ist noch nicht gesprochen.

76 Anna-Marie Smith, New Right Discourse on Race and Sexuality. Britain 1968–1990, Cambridge 1994, S. 6.

77 David Caute (Anm. 12), S. 76.

Philipp Schaeffer

Orientalist, Bibliothekar, Widerstandskämpfer

Von Hans Coppi

Das Leben von Philipp Schaeffer war ein Leben in Brüchen, das sich nicht vollendete, sondern im Alter von 48 Jahren gewaltsam beendet wurde. Er studierte fünf Jahre Orientalistik, war sechs Jahre erwerbslos und hat fünf Jahre als Bibliothekar, zwei Jahre als Expedient in einer Kühlanlagenfirma, aber nie in seinem eigentlichen Beruf als Orientalist und Sinologe gearbeitet. Fast sechs Jahre mußte er in Haft verbringen, weitere vier Jahre in russischer Verbannung. Materielle Werte schienen ihm nicht wichtig gewesen zu sein, obwohl er die ersten zwanzig Jahre im Überfluß lebte.

Familiärer Hintergrund

Es war ein Leben in unterschiedlichen Kulturkreisen. Philipp Schaeffer wuchs in einer sehr wohlhabenden Familie am Newski-Prospekt, inmitten der russischen Hauptstadt Sankt Petersburg auf. Der Ururgroßvater väterlicher – wie auch mütterlicherseits – war Michael Hamburger, ein israelitischer Stadtkoch aus Breslau.[1] Dessen Sohn, Johann August Hamburger, Schaeffers Urgroßvater, wanderte um 1830 nach St. Petersburg aus. Dort trat er zum christlichen Glauben über. Als Galvanoplastiker leitete er die Werkstatt in der Petersburger Kaiserlichen Akademie der Künste. Aus den vorhandenen Gipsmodellen berühmter antiker Skulpturen, die der Zar als Geschenk nach dem Sieg über Napoleon erhalten hatte, fertigte er 50 galvanoplastische Kopien für *Zarskoje Selo,* der Zarenresidenz bei St. Petersburg. Mit dem von Hamburger entwickelten Verfahren werden noch heute die dort zu bewundernden Figuren vor Feuchtigkeit geschützt. Aus der Ehe von Julia Sophie Hamburger mit dem Kaufmann Johann Woldemar Schaeffer stammt der Vater. Johann Philipp Schaeffer hatte nach dem Tod der Großmutter väterlicherseits ein beträchtliches Vermögen geerbt und trat 1890 in das 6. ostpreußische Infanterieregiment Nr. 43, dem Paukenhundregiment, in Königsberg ein. Wegen seiner Größe von 1,97 m wurde der Leutnant als Flügeloffizier geschätzt. Er heiratete 1893 in der Kirche der St. Petersburger deutsch-reformierten Gemeinde, Hedwig Clementine, die Tochter des aus Reval stammenden Kaufmannes Justus Eggers und seiner Frau Amalie Hamburger, einer Enkelin des israelitischen Stadtkochs aus Breslau.

1 Michael Hamburger, der als „Schutzjude" galt, war zunächst Leichenwärter und Hochzeitsbitter. Er kam in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Breslau und wurde unter dem Namen seines Herkunftsortes registriert. Der 1800 geborene älteste Sohn verließ früh das Elternhaus und wanderte nach Sankt Petersburg aus, wo er zum christlichen Glauben übertrat. Diesen und auch alle anderen Hinweise auf den familiären Hintergrund verdanke ich der ältesten Tochter von Phillip Schaeffer, Antonie Tosca Grill, und ihren umfangreichen genealogischen Forschungen.

Deutsch-russische Prägungen

1896, zwei Jahre nach der Geburt seines Sohnes Philipp, quittierte der Vater den Dienst, um einer sich abzeichnenden Versetzung nach Süddeutschland zu entgehen. Die Familie zog nach St. Petersburg in das väterliche Haus am Newski-Prospekt 11.

Philipp Schaeffer besuchte das Gymnasium der deutschen reformierten Gemeinde. Der Heranwachsende hatte zunehmende Schwierigkeiten mit seiner Mutter. Die Ehe der Eltern lief nicht gut, und die feindselige Auflehnung des Sohnes überstieg alle Grenzen. Die Mutter bat den Mann ihrer Schwester, Jacobus Belsen,[2] einen anerkannten Maler und Zeichner, sich des Jungen anzunehmen. Im Haus der Familie Belsen in Kamenij Ostrow, einer Villengegend bei St. Petersburg, fand er eine verständnisvolle Aufnahme. Jacobus Belsen behielt seinen Neffen als fröhlich, locker, entgegenkommend und begeisterungsfähig in Erinnerung, der sich beim Basteln und Zeichnen als sehr geschickt erwies.[3] Das Abiturzeugnis weist in Religion und Physik sehr gute, in Latein, Mathematik und Philosophie gute und in Griechisch, Russisch, Deutsch und Französisch befriedigende Leistungen aus.[4] Inwieweit sich der Heranwachsende für das russische Leben und die Kultur interessierte, ob er auf den Spuren von Dostojewski durch St. Petersburg wanderte, wissen wir nicht; von russischen Freunden aus den Vorkriegsjahren ist nichts überliefert.

Nach Beginn des Ersten Weltkrieges konfiszierten die Behörden das beträchtliche Vermögen der Familie. Bis März 1918 lebten Philipp Schaeffer und sein Vater, die als „feindliche Ausländer" St. Petersburg verlassen mußten, in Schenkursk, einer Stadt im Gouvernement Archangelsk, in der Verbannung. Es war ein für die beiden Männer einfaches, schweres und entbehrungsreiches Leben. Sie bauten Boote, fingen Fische, knüpften Netze und schlugen Holz für den langen kalten Winter. Philipp Schaeffer verliebte sich in eine russische Lehrerin. Die Eltern von Antonina Glasatschewa waren zunächst gegen die Verbindung ihrer Tochter mit einem Deutschen, einem für sie „feindlichen Ausländer". Nach der Volljährigkeit Antoninas heirateten sie im Februar 1916 und gründeten eine Familie. Antonie Tosca kam 1917 in Schenkursk und Irene 1918 in St. Petersburg zur Welt.

Schaeffers führten später in Berlin ein offenes und geselliges Haus. Antonina Schaeffer sang russische Balladen zur Gitarre. Piroschkis, Blinis, Borschtsch und Schtschi gehörten zu den Köstlichkeiten, wenn russische Emigranten, Flüchtlinge aus Ungarn, Journalisten und Intellektuelle in die Atelierwohnung am Kurfürstendamm

2 Jakobus Belsen, 1870 in Rußland geboren, 1937 in New York gestorben, war ein anerkannter Maler, Zeichner und Buchillustrator. 1919 verließ er St. Petersburg, lebte dann in Berlin, nach dem Tod seiner Frau Maria heiratete er Lotte Wollenberger, die in der Redaktion des „Vorwärts" und für eine sozialdemokratische Frauenorganisation tätig war. Belsen arbeitete als Illustrator und Karikaturist u. a. für den „Vorwärts", den „Bücherkreis" und den „Wahren Jakob". Nach 1933 fanden Jakobus Belsen und seine Frau Lotte, eine „Halbjüdin", keine Arbeitsmöglichkeiten mehr. Sie emigrierten 1937 nach New York.

3 Privatarchiv Antonie Tosca Grill, Jacobus Belsen, Das Leben eines Künstlers, Unser Neffe, S. 42.

4 Deutsches Historisches Museum Berlin [künftig zitiert: DHM], Konvolut Philipp Schaeffer, Abiturzeugnis Philipp Schaeffer vom 31. Mai 1913.

Philipp Schaeffer, um 1925
(Quelle: Stadtbibliothek Berlin-Mitte)

Philipp Schaeffer, 1931 (Quelle: GDW)

kamen, redeten, aßen, tranken und sangen. Philipp Schaeffer war kontaktfreudig, an anderen Menschen interessiert, und er konnte die Gesellschaft unterhalten. Ein Mann mit einer großen Ausstrahlung und einer gewinnenden Art. Und er liebte seine Kinder, spielte mit ihnen, nahm sie ernst, erklärte ihnen die Welt, war ein verständnisvoller Vater. Die Töchter behielten ihren Vater als einen lebensfrohen Menschen mit viel Humor in Erinnerung. Vor dem Schlafengehen spielte er ihnen oft auf einer Okarina ein Lied vor.[5]

Orientalist, Buddhist und Sinologe

Anna Seghers war beeindruckt von Schaeffers starkem Gerechtigkeitsempfinden, schätzte ihn als „lustigen und guten Kameraden", der immer „gleichmütig gut gestimmt war".[6] Sie und andere erinnerten sich an den baltischen Klang in seiner Stimme mit dem leicht rollenden R. Doch war er nicht am ganzen Körper tätowiert, wie es Anna Seghers beschreibt, sondern nur an den Unterarmen.[7]

Schaeffer vermittelte Menschen, mit denen er zusammen studierte, arbeitete, sich politisch verbunden fühlte und mit denen er später die schweren Jahre im Zuchthaus Luckau und im Wehrmachtsgefängnis Spandau verbringen mußte, das Gefühl freundschaftlicher Verbundenheit. Er konnte von seinem großen Wissen auf eine Weise abgeben, daß ihn seine Gesprächspartner, auch wenn sie keine Intellektuelle waren, verstanden.[8]

Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Humor öffneten ihm den Zugang zu den Menschen. Ein Mann, der trotz aller Gefährdungen immer aufgeräumt war und der in der illegalen Arbeit die (bewußte und unbewußte) Angst fort zu lächeln vermochte.[9] Mit einer nicht zu erschütternden Gelassenheit meisterte er schwierigste Lebenssituationen. Grundlagen dieser inneren Stabilität liegen sicherlich in seinem Charakter begründet, aber wohl auch in der langjährigen Beschäftigung mit der ostasiatischen Kultur und dem Buddhismus. Da er keine Neigung für ein besonderes Studium hatte, folgte er dem Rat seines Onkels, Jakobus Belsen, 1913 mit dem Studium orientalischer Sprachen zu beginnen. Der 19jährige entschied sich nicht für Arabisch, Persisch und

5 Antonia Tosca Grill, Philipp Schaeffer – mein Vater, Vortrag am 17. Juni 2003 anläßlich der Ausstellungseröffnung über Philipp Schaeffer in der Philipp-Schaeffer-Bibliothek, Berlin-Mitte.

6 Vgl. Anna Seghers, Erinnerungen an Philipp Schaeffer, in: *Neue Berliner Illustrierte,* Berlin, Jg. 30 (1975), Nr. 45, S. 11.

7 Brandenburger Landeshauptarchiv Potsdam [künftig zitiert: BLHArch], Rep. 29/16217, Bl. 74, Zuchthaus Luckau, Personalakte Phillip Schaeffer, Personalbeschreibung.

8 Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin [künftig zitiert: GDW], Sammlung Rote Kapelle, Auszug aus einem Erlebnisbericht aus dem Zuchthaus Luckau/NL des ehemaligen politischen Strafgefangenen Günther Wackernagel. Ferner: Die Beauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik [künftig zitiert: BStU], FV 98/66, Bd. 211, Bl. 334 f. Für Dr. Mader zu Dr. Schaeffer, (1979: 73 J.) Bericht Lolf (Hella) Hünecke (der Name ist geschwärzt).

9 Bibliothek „Philipp Schaeffer" Berlin-Mitte [künftig zitiert: BPS], Sammlung Siegfried Behrsing, Brief Fritz und Lolf (Hella) Hünecke an Joachim Kaubisch vom 20. 4. 1977.

Türkisch, sondern für die sinologische Abteilung der orientalischen Fakultät an der St. Petersburger Universität. Ihn interessierten mehr die Ursprünge der orientalischen Sprachen und vor allem das Chinesische sowie die Weltschauung des modernen Buddhismus im fernen Osten.[10] Als Hauptfächer belegte er Chinesisch, Japanisch und Mandschurisch.[11] Mandschurisch wurde in Zentralchina in der Mandschurei und Sinkiang gesprochen, war etwa 200 Jahre lang eine Verkehrssprache (Lingua franca) zwischen China und der Außenwelt. In der Verbannung beschäftigte sich Schaeffer mit Sanskrit, der uralten Kunst- und Kultursprache Indiens. Aus dem Sanskrit, der Sprache der indischen Brahmanen, entwickelten sich die heutigen indischen Sprachen.

Er entnahm dem Buddhismus (nicht im religiösen Sinne) das Prinzip des Denkens, die Entfaltung der inneren Möglichkeiten, kein Dogma zuzulassen, alles selbst zu prüfen, die Natur des Geistes zu erkennen. Anfang 1924 arbeitete Schaeffer bei dem Indologen Prof. Dr. Max Walleser am Institut für Buddhismus in Heidelberg. Fast dreißig Jahre seines Lebens beschäftigte er sich mit der ostasiatischen Kultur und besonders mit der chinesischen Sprache. Eine große Faszination ging für ihn von den chinesischen Schriftzeichen aus. Anerkannte chinesische Gelehrte, Dichter und Künstler waren zugleich auch berühmte Kalligraphen.

„Das Prinzip, aus dem die chinesische Schrift entstand", schreibt Schaeffer 1925 in einem Aufsatz, „ist nicht wie bei uns die Wiedergabe des Lautes, sondern die rein zeichnerische Wiedergabe des Gegenstandes, der übermittelt werden soll. Dieses hieroglyphische Prinzip bewirkte auch, daß die älteste Schrift nur Begriffe behandeln konnte, die sich zeichnerisch erfassen ließen. So finden wir die Zeichen für Sonne, Mond, Raum, Berg, Mensch, Kind, Pferd, Elephant, Schildkröte usw. auf den ältesten Denkmälern, die wir mit Bestimmtheit um 1500 vor Christi Geburt datieren dürfen. Abstrakta mußten gefunden werden, also die Wiedergabe für Begriffe, die nicht gesehen wurden. Aus vorhandenen Begriffen kombinierten die Chinesen neue Begriffe, so aus den Zeichen ‚Weib' und ‚Kind' – lieben, aus ‚Mann und Wort' – ‚Treue', aus ‚Mund' und ‚Vogel' – singen. Durch Verdoppelung eines Zeichens entstand eine weitere Gruppe: 2 mal Mund – Ehepaar, 2 mal ‚Baum' – ‚Hain', 3 mal ‚Baum' = ‚Wald' oder aus 2 mal ‚Weib' entsteht der Begriff ‚Streit'."[12]

Aus diesem Aufsatz ging die Arbeitsgrundlage für das chinesische Wörterbuch hervor, an dem Schaeffer Mitte der zwanziger Jahre zu arbeiten begonnen hatte. Er versuchte, die Verzweigungen der Schrift von einem Grundstamm auf einzelnen Karteikarten festzuhalten und sie in eine Systematik zu bringen. 1934 besaß er bereits mehrere tausend säuberlich in Karteikästen geordnete chinesische Schriftzeichen.[13]

10 Otto Rosenberg, Die Weltanschauung des modernen Buddhismus im fernen Osten, übersetzt aus dem Russischen von Philipp Schaeffer, in: *Materialien zur Kunde des Buddhismus.* Hrsg. von Prof. Dr. M. Walleser, 1924, H. 6. Schaeffer war Rosenbergs Schüler an der Petersburger Universität. Rosenberg starb 1923 in Deutschland.

11 Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: BArch], R 58/3646, Bl. 175, Stapostelle Berlin Sonderuntersuchungskommission, Vernehmung Dr. Phillip Schaeffer vom 22. 3. 1935.

12 Vgl. Philipp Schaeffer, Einiges über die chinesische Schrift, in: *Der Bücherkreis,* [Jg. 1], August 1925, H. 11, S. 9–11, zitiert nach einer Abschrift. Vgl. GDW, Sammlung Rote Kapelle.

13 BStU, FV 98/66, Bd. 211, Bl. 346. Erinnerungen Fritz Hünecke, 1979.

Schaeffers Talent für asiatische Sprachen kam Anna Seghers erstaunlich vor, als sie ihn am Sinologischen Seminar der Heidelberger Ruprecht-Karls-Universität im Jahre 1921 kennenlernte.[14] Gemeinsam besuchten sie Vorlesungen und belegten Übungen zur Interpretation philosophischer Texte, zur chinesischen Umgangssprache, zur Landes- und Volkskunde Ostasiens, zu religiösen und philosophischen Systemen Ostasiens und zum Buddhismus.[15] Schaeffer beschäftigte sich darüber hinaus mit indischer Philosophie, mit Tibetanisch und Sanskrit. Nach ihrer erfolgreich verteidigten Dissertation „Jude und Judentum im Werke Rembrandts" tuschte er Anna Seghers Lieblingsmärchen in chinesischen Schriftzeichen auf Seidenpapier. Seine Tochter Antonia Tosca erinnert sich, daß er chinesische Seidenblätter hatte, die er aber nie zeigte. Die Ostasiaten erschließen sich, so Schaeffer, ihre Kunst auf andere Weise: „In China und Japan, ist das Bild nicht dazu bestimmt, einen dekorativen Fleck an der Wand abzugeben. Das Auge soll nicht gegen die auf Papier oder Seide gebannte Schönheit abstumpfen oder durch die nebeneinander aufgehängten Bilder zur Unruhe und Oberflächlichkeit getrieben werden. Nur dann soll ein Bild auf das Auge wirken, wenn der Besitzer Zeit und Absicht hat, sich in das Werk zu vertiefen. Der chinesische Kunstverständige und Sammler hütet seine Schätze vor jedem fremden Blick. Vor dem gleichgültigen und verständnislosen Kunstgebaren hütet er seine Sammlungen, um sie nicht zu entweihen."[16]

Schaeffer versuchte Mitte der zwanziger Jahre vergeblich, sich auf eine Stelle in einem deutschen Konsulat in China zu bewerben, um auf diese Weise das große und im Umbruch befindliche Reich der Mitte aus eigener Ansicht kennen zu lernen. Das Auswärtige Amt bevorzugte jedoch Referendare mit einer juristischen Ausbildung. Nachdem 1927 seine Ehe geschieden worden war, hatte er offensichtlich keine Chance mehr, in den diplomatischen Dienst einzutreten.[17] In dieser Zeit begann Schaeffer eine Jiu-Jitsu-Ausbildung in einem Studio in Berlin. Das Jiu-Jitsu (sanfte Kunst) ist eine der ältesten Kampfkünste Japans. Ihr Ziel ist es, einen bewaffneten, unbewaffneten oder auch mehrere Angreifer abzuwehren, unter Kontrolle zu bringen und ihm dabei nur soviel Schaden zuzufügen, wie unbedingt zur Verteidigung erforderlich ist.

In den langen Jahren der Haft ließ Schaeffer sich chinesische und japanische Lehrbücher in das Zuchthaus Luckau schicken. Nur, als er das Neue Testament in einer nordchinesischen Fassung bestellen wollte, lehnte dies die Anstaltsleitung mit der Begründung ab, daß Schaeffer bereits mehrere eigene Bücher habe. Das Neue Testament in deutscher Sprache sei aber zulässig, vermerkte der Zuchthausdirektor.[18] Dieser Hinweis auf das Nordchinesische zeigt, daß Schaeffer auch chinesische Dialekte

14 Vgl. Anna Seghers, Erinnerungen an Philipp Schaeffer(Anm. 6).
15 Vgl. Christiane Zehl Romero, Anna Seghers Eine Biographie 1900–1947, Berlin 2000, S. 129.
16 Vgl. Philipp Schaeffer, Der Ostasiate und seine Kunst, in: *Der Bücherkreis*, [Jg. 1], Dezember 1925, H. 15, S. 53–56.
17 Diesen Hinweis verdanke ich Frau Grill, März 2003.
18 BLHArch, Rep. 29/16217, Bl. 12, Zuchthaus Luckau, Personalakte Philipp Schaeffer, Anträge und Beschwerden.

beherrschte. Anna Seghers erinnerte sich, daß sie eines Tages in Paris ein Brief des Luckauer Anstaltspfarrers mit der Bitte erreichte, ihm ein chinesisches Wörterbuch für Schaeffer zu schicken.

Ostasien schien Schaeffer eine zweite Heimat geworden zu sein. Er hinterließ mit seinem immer kahler werdenden Kopf auch äußerlich den Eindruck eines Buddhas. In dem letzten Brief aus Plötzensee verabschiedete er sich von seiner zweiten Frau Ilse mit „Dein alter Buddha".[19]

In der 32seitigen Dissertation, mit der er am 9. Januar 1924 zum Doktor der Philologie promovierte, hatte Schaeffer die sechzig Lehrverse des Negativismus von Nâgârjuna aus der chinesischen und tibetanischen Version übersetzt, da die ursprüngliche Fassung im Sanskrit nicht mehr vorhanden war. Der Philosoph Nâgârjuna, ein südindischer Brahmane, der um 250 nach der Zeitenwende eine neue Periode des Buddhismus begründete, gilt als eine der wichtigsten Figuren in der buddhistischen Tradition.[20] Für Karl Jaspers gehörte Nâgârjuna zu den großen Philosophen, der Nichtdenkbares denken und Nichtsagbares sagen wollte.[21] Vielleicht ist Schaeffer von Jaspers, dessen Vorlesungen er in Heidelberg besuchte, angeregt worden, sich mit dem in Deutschland weitgehend unbekannten Buddhisten zu beschäftigen. Gemäß den Prinzipien der „drei Tore zur Befreiung" setzte sich die Negation Nâgârjunas die Aufgabe, solange alle Begriffe zu zertrümmern, bis der Übende an den Punkt kommt, wo er sich von aller Unterscheidung löst und in die unentschiedene Wirklichkeit eindringt. Die Dialektik zielt darauf ab, im Betreffenden eine Krise auszulösen, die ihn völlig umkrempelt, und nicht, eine Wahrheit herauszumeißeln.[22]

Die Übersetzung nach der chinesischen Version hatte er bereits 1923 veröffentlicht.[23] Im Anhang der Dissertation ist ein lexikalischer Index der 1144 chinesischen, im Text vorkommenden Zeichen. Vielleicht war dies der Anstoß für die bis kurz vor seinem Tod anhaltenden Arbeiten an einem chinesischen Wörterbuch. Nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Luckau im Jahre arbeitete er nächtelang an seinem Wörterbuch weiter.[24] Anfang 1943 versuchte Schaeffer, seinem 20jährigen Zellennachbarn Helmut Marquart im Wehrmachtsstrafgefängnis Spandau den von ihm entwickelten Aufbau des chinesischen Wortschatzes zu erklären.[25] Wenige Tage vor seiner Hinrichtung richtete er noch ein Gesuch an den Ankläger des Reichskriegsgerichts, Manfred Roeder, ihm eine Schreibmöglichkeit zu gewähren, damit er das System des

19 DHM, Personenkonvolut Schaeffer, Philipp Schaeffer, Brief vom 12. 5. 1943 an Ilse Schaeffer. – Abgedruckt im Anhang.

20 Vgl. Stephan Batchelor, Nagarjuna – Verse aus der Mitte. Eine buddhistische Vision des Lebens, Berlin 2002.

21 Vgl. Karl Jaspers, Die großen Philosophen, München 1957.

22 Vgl. Thich Nhat Hanh, Schlüssel zum Zen, Freiburg 1996.

23 Die 60 Lehrverse des Negativismus, nach der chinesischen Version übersetzt von Philipp Schaeffer, in: *Materialien zur Kunde des Buddhismus.* Hrsg. von Prof. Dr. M. Walleser, Heidelberg 1923, H. 3.

24 GDW, Sammlung Rote Kapelle, Elfriede Paul, Beitrag zum Prozeßbericht, undatiert.

25 Vgl. Julius Mader, Phillip Schaeffer – Humanist und Asienforscher. Zum 80. Geburtstag eines kommunistischen Kämpfers, in: *Asien, Afrika, Lateinamerika,* Jg. 2 (1974), Nr. 6, S. 982–988, hier S. 985.

von ihm entwickelten Wörterbuches aufschreiben und es somit der Nachwelt erhalten könne.[26] Der Antrag wurde abgelehnt.

Anna Seghers

Anna Seghers verband seit ihrem Studium eine enge Freundschaft mit Phillip Schaeffer. Davon legt nicht nur der Artikel in der „Neuen Berliner Illustrierten" aus dem Jahre 1975 nachdrücklich Zeugnis ab.[27] Als sie 1946 nach Berlin zurückkehrte, suchte sie nach ihrem alten Freund, hoffte, er würde ihr beistehen in dieser zertrümmerten Stadt, unter den ihrem Eindruck nach verwirrten Menschen. Sie hoffte, von ihm zu erfahren, was in den Jahren ihrer Emigration in Deutschland wirklich passiert war, sich das für sie Unvorstellbare erklären lassen. Als sie den Schriftsteller Günther Weisenborn 1947 eher zufällig nach Schaeffer fragte, erzählte der ihr, daß dieser, mit ihm im gleichen Prozeß angeklagt, zum Tode verurteilt und in Plötzensee ermordet worden war. Sie fragte nicht weiter nach, da ihr diese Nachricht sehr nahe ging.[28] In den Briefen aus dieser Zeit kam sie immer wieder auf seinen Tod zurück.[29] Schaeffers Foto hing bis zu ihrem Tode an der Pinnwand ihres Arbeitszimmers. Es ist noch heute in der früheren Wohnung, der Anna-Seghers-Gedenkstätte in Berlin-Adlershof, zu sehen.[30]

Die Jahre mit Philipp Schaeffer in Heidelberg zählten zu den glücklichen und unbeschwerten in ihrem Leben. Eine Zeichnung ihres späteren Mannes Laszlo Radvanyi zeigt die beiden Männer bei einer Radtour nach Köln. In der Mitte hängt ein Korb mit einer jungen Frau. Anna Seghers und ihr Mann besuchten auch später in Berlin Schaeffers in der Atelierwohnung am Kurfürstendamm. Die Töchter erinnern sich heute noch an ihren Sohn, Pierre Radvanyi, den sie im Kinderwagen spazieren fuhren. Noch im Wehrmachtsgefängnis Spandau erzählte Philipp Schaeffer seinem Mitgefangenen Heinrich Scheel oft von Anna Seghers.[31]

Familiäre Veränderungen

1927 trennten sich Philipp und Antonina Schaeffer. Ihren Kindern erzählten sie, daß sie jetzt mit anderen Partnern zusammen leben wollen. Antonina Schaeffer heiratete Philipp Schaeffers Cousin Jakob Belsen und Schaeffer im Jahre 1929 die Bildhauerin

26 BArch, DY 55/V 241/3/15. Gesuch „An den Herrn Oberkriegsgerichtsrat Dr. Roeder" vom 4. 5. 1943, abgelehnt am 6. 5. 1943.

27 Vgl. Anna Seghers, Erinnerungen an Philipp Schaeffer (Anm. 6).

28 GDW, Sammlung Rote Kapelle, Brief Anna Seghers an Günther Weisenborn vom 9. 6. 1967 (Abschrift).

29 Vgl. Anna Seghers, Hier im Volk des kalten Herzens. Briefwechsel 1947. Hrsg. von Christel Berger, Berlin 2000.

30 Die Anna-Seghers-Gedenkstätte befindet sich in der Anna-Seghers-Straße 81, 12489 Berlin-Adlershof.

31 Vgl. Heinrich Scheel, Vor den Schranken des Reichskriegsgerichtes, Berlin 1993, S. 308. Ferner GDW, Sammlung Rote Kapelle, Befragung Heinrich Scheel von 1968, S. 104.

Ilse Liebig, die zunächst die Höhere Handelsschule in Posen besucht, dann drei Semester an der Handelshochschule in Berlin studiert hatte und 1921 an die Kunstgewerbeschule in Berlin-Charlottenburg gewechselt war. Dort lernte sie den Bildhauer Eliso Garbani-Nerini kennen. Die 1925 geschlossene Ehe war 1928 geschieden worden.[32]

Dank der Lastenausgleichzahlungen für das 1914 in Rußland konfiszierte Vermögen konnten sich Schaeffers 1930 ein kleines einstöckiges Haus im Spandauer Tiefenwerder erbauen. Über eine an der Hauswand steil aufwärts führende Treppe gelangte man in das „Türmchen", das Philipp Schaeffer bewohnte. Parterre hatte Ilse Schaeffer ihr Atelier eingerichtet. Die Jahre in Tiefenwerder gehörten wohl zu den glücklichsten seines Lebens. Das kleine Haus war direkt am Wasser gelegen. Phillip Schaeffer liebte es, zu schwimmen, zu segeln und zu rudern. Er hatte ein Motorrad. Zeitweise wohnte auch seine jüngere Tochter Irene bei ihm, da sie die Trennung von ihrem Vater nicht auszuhalten vermochte. Da das Haus für drei Personen zu klein war, besuchte die Tochter bald ein Internat und kam nur an den Wochenenden nach Hause.

Ein neuer Beruf: Bibliothekar

Nachdem Philipp Schaeffer 1925 und 1926 zeitweilig als Lektor und Expedient bei der UfA-Filmgesellschaft tätig gewesen war, fand er im Frühjahr 1927 für sechs Wochen aushilfsweise eine Tätigkeit als „geistiger Notstandsarbeiter" und Anfang Mai 1927 eine feste Anstellung in der Stadtbibliothek Berlin-Mitte. Mit der Eröffnung der modernsten Berliner Volksbibliothek in der Brunnenstraße 181, Anfang Dezember 1928, wurde Schaeffer der Aufbau und die Verwaltung des großen Lesesaals für Erwachsene übertragen.[33] In dem Arbeiterviertel in Berlin-Mitte, in dem viele Menschen in überwiegend schlechten und beengten Wohnverhältnissen leben mußten, boten die großzügig und modern gestalteten Räume mit über 16 000 Büchern nicht nur für Erwachsene, sondern auch für Kinder und Jugendliche vielfältige Bildungsmöglichkeiten.[34]

Dank der Übernahme der wertvollen Buchbestände aus der ehemaligen sozialdemokratischen Heimannschen Bibliothek und deren Katalogisierung durch Schaeffer entstand eine der besten sozialwissenschaftlichen Sammlungen in Berliner Bibliotheken.[35] Er systematisierte, katalogisierte und bibliographierte die Bücher, beriet die Leser(innen), eine Tätigkeit, in die er sich schnell einarbeitete und die ihm viel Freude bereitete, auch wenn diese Aufgaben unter seinen eigentlichen Kenntnissen und Fähigkeiten lagen.[36]

32 BStU, FV 98/66, Bd. 211, Bl. 94, Ilse Schaeffer, Lebenslauf, Zernsdorf, 3. 5. 1951.

33 BPS, Sammlung Phillip Schaeffer, Zeugnis des Bezirksamtes Mitte zu Philipp Schaeffer vom 18. 4. 1932.

34 Oberbürgermeister Gustav Böß eröffnete gestern in der Brunnenstraße die neue Bücherei für alle, in: *Berliner Stadtblatt*, Beiblatt vom 9. 12. 1928. Mit einem Foto, auf dem Phillip Schaeffer in dem Erwachsenenlesesaal der neuen Bibliothek zu sehen ist.

35 Vgl. Erwin Marks, Bibliothekare im Widerstand, in: *Laurentius*, Jg. 12 (1995), Nr. 2, S. 72–85, hier S. 76.

36 GDW, Sammlung Rote Kapelle, Protokoll der Befragung der Genossin Ilse Schaeffer vom 27. 2. 1968.

Bald beteiligte sich Philipp Schaeffer an den Diskussionen der Volksbibliothekare, die sich 1930 in Probstzella und 1931 in Halberstadt zu ihren Jahreskonferenzen trafen. Während Walter Hofmann, Leiter der Leipziger Bücherhalle, und andere auf dem Ausbau der Institution Bücherei als neutraler Einrichtung in der von politischen Auseinandersetzungen geschüttelten Weimarer Republik beharrten, forderten Jüngere das Recht auf pädagogische Arbeit aus weltanschaulicher Erkenntnis heraus. Die Teilnehmer behielten die „rückhaltlose Offenheit" und die trotz leidenschaftlicher Diskussionen nie preisgegebene „kollegiale menschliche Übereinstimmung" in Erinnerung. Zu den Aktivisten der kleinen Gruppe kommunistischer Volksbibliothekare gehörte Schaeffer.[37] Er sah in der Bibliotheksarbeit eine Möglichkeit, gesellschaftliche Veränderungen voranzubringen, die Bibliotheken aus einer unverbindlichen Neutralität herauszuführen und in aktuelle politische Debatten einzubinden.

Nicht das Sammeln des gedruckten Wissens und die unbesehene Ausleihe an die Leser(innen) sah er als Aufgabe des Bibliothekars an, sondern Anregungen zu geben, mit den Leser(innen) zu sprechen und ihnen bei der Auswahl zu helfen. Viele Arbeitslose kamen in die Bibliothek, aber Schaeffer wollte nicht nur ein Bildungsangebot unterbreiten, sondern die Besucherinnen und Besucher anregen, sich mit Ursachen und Auswegen aus ihrer Misere zu beschäftigen.

Dazu sammelte er einen Kreis gleichgesinnter Volksbibliothekare um sich, die er für die Ziele der KPD zu gewinnen versuchte. Sie trafen sich an Wochenenden auf dem Grundstück in Tiefenwerder. Schaeffer machte sie mit marxistischer und vormarxistischer Philosophie vertraut und erteilte Russischunterricht. Diesem Kreis gehörte auch Lotte Schleif an, die er 1930 in Probstzella kennengelernt hatte. Nach einer Ausbildung zur Diplombibliothekarin, war sie zunächst in Gera und seit 1930 an der Stadtbibliothek Neukölln tätig. Sie trat im Februar 1933 mit dem Willen in die verbotene KPD ein, illegale Arbeit zu leisten.[38]

Infolge einer Umorganisation in der Bibliothek wurde Schaeffer im April 1932 entlassen. Der wirkliche Grund der Kündigung soll jedoch in seiner politischen Tätigkeit in der Bibliothek gelegen haben, insbesondere die bekannt gewordene Mitgliedschaft in der KPD und in der Roten Gewerkschaftsopposition, einem kommunistischen Gewerkschaftsverband.[39]

Politischer Wandel zum Kommunisten

Schaeffer war 1928 der KPD beigetreten.[40] Wenig ist über die Beweggründe bekannt, die ihn zum Kommunisten werden ließen. Dieser Schritt stellte einen grundlegenden Wandel in seinen bisherigen politischen Anschauungen dar.

37 Vgl. Erwin Marks, Probstzella 1930, in: *Der Bibliothekar. Zeitschrift für das Bibliothekswesen,* Jg. 44 (1989), Nr. 2, S. 54–61, hier S. 57.
38 Siehe Anm. 35, S. 80.
39 Vgl. Befragung Ilse Schaeffer (Anm. 36).
40 Siehe Anm. 11.

Zu den Trennungsgründen der Eheleute Schaeffer im Jahre 1927 zählte auch, daß Philipp Schaeffer sich inzwischen den Kommunisten zugewandt hatte. Seine Frau und auch der Vater lehnten die Bolschewiki und den Kommunismus ab. Die Familie war über die linksradikale Politisierung sehr verwundert, hatte Philipp Schaeffer doch noch 1919 im Baltikum gegen die „Roten" gefochten. Als er Anfang Juni 1918 nach Deutschland kam, wurde er in das I. Badische Leibregiment 109 in Karlsruhe eingezogen, kam aber nicht mehr an die Front. Er meldete sich 1919 als Freiwilliger zum Badischen Sturmbataillon Kurmark,[41] ein nach der Novemberrevolution gebildetes Freikorps, das im Baltikum mit der Landwehr zunächst gegen die in Lettland errichtete Sowjetmacht und gegen Einheiten der Roten Armee kämpfte. Alexander Steenbock-Fermor hat die Landwehr als einen nationalistisch beseelten Haufen von Landsknechten in Erinnerung behalten.[42] Philipp Schaeffer soll in dieser Zeit Kokain und Morphium konsumiert haben, wovon er dann aber wieder loskam.[43] Die Baltikumkämpfer mußten das unabhängig werdende Lettland Ende 1919 auf Druck der Engländer verlassen.

Schaeffer, so erinnert sich Anna Seghers, war in der Heidelberger Universitätszeit „organisierter politischer Tätigkeit eher abhold".[44] Sein Studienbuch zeigt weitgefächerte sozialwissenschaftliche Interessen. Bei dem Nationalökonomen Emil Lederer, der bei der SPD die Sozialisierungskommission leitete, belegte er Nationalökonomie, Finanzwirtschaft, Geld- und Kreditpolitik sowie Handelspolitik und bei Karl Jaspers Vorlesungen zu Hegels Logik, zu dem dänischen Philosophen Kierkegaard sowie zu empirischer Psychologie.[45]

Es scheint der Einfluß von Laszlo Radvanyi, einem ungarischen Emigranten, gewesen zu sein, der Schaeffers Entschluß, Kommunist zu werden, beförderte. Nach der Niederlage der ungarischen Räterepublik war Radvanyi 1920 nach Deutschland geflohen. Während der Diskussionen im Heidelberger Sonntagskreis trat neben dem Unbehagen am Alten immer stärker die Suche nach etwas Neuem in den Vordergrund. Marxistische und kommunistische Ideen boten sich als Teil des Neuen an. Sowjetrußland war das große soziale Experiment und erschien als Folie für die revolutionäre Umgestaltung der alten Welt, als Anfang für das zu Erwartende und Kommende. Radvanyi promovierte bei Karl Jaspers über den Chiliasmus, der religiösen Haltung, die mit dem baldigen Eintreten eines tausendjährigen Reiches rechnet, das die Weltgeschichte beenden wird.[46] 1924 trat er der KPD bei. Anna Seghers und Phillip Schaeffer folgten ihm im Jahre 1928.

Laszlo Radvanyi leitete unter dem Namen Johann-Lorenz Schmidt in Berlin die MASch, die Marxistische Arbeiterschule, deren Bildungskurse Schaeffer in Charlotten-

41 Ebd.; BLHArch, Rep. 29/16217, Bl. 14, Zuchthaus Luckau, Personalakte Phillip Schaeffer, Lebenslauf: Freiwilliger im Baltikum.

42 Alexander Stenbock-Fermor, Der rote Graf. Baltischer Aristokrat, Weißgardist, Bergarbeiter, Widerstandskämpfer, Schriftsteller, Berlin 1976.

43 GDW, Sammlung Rote Kapelle, Protokoll der Befragung von Heinrich Scheel, 1968, S. 104 f.; Heinrich Scheel (Anm. 31), S. 308.

44 Christiane Zehl Romero (Anm. 15), S. 146.

45 DHM, Personenkonvolut Schaeffer, Studienbuch Philipp Schaeffer.

46 Christiane Zehl Romero (Anm. 15), S. 160 f.

burg besuchte. Zu den Referenten gehörte auch Willy Münzenberg, ein überzeugender Propagandist, eine Lichtgestalt in der KPD-Führung, bekannt als Initiator und Herausgeber vieler kommunistischer Zeitungen und Zeitschriften. Schaeffer war mit dem Journalisten Werner Hirsch befreundet, der einige Zeit die „Rote Fahne" leitete und später persönlicher Mitarbeiter von Ernst Thälmann war.[47]

Seit 1932 im Sekretariat des KPD-Unterbezirks in Spandau tätig, beteiligte sich Schaeffer aktiv an den Wahlkämpfen des Jahres 1932, verteilte Flugblätter und klebte Plakate. In der Spandauer Rudergruppe von „Fichte", einer der KPD nahestehenden Sportorganisation, diskutierte er mit Berliner Arbeitern über die sich zuspitzenden sozialen und politischen Probleme.[48] Seine Frau Ilse, die seit 1931 der KPD angehörte, weihte er in Einzelheiten seiner politischen Tätigkeit nicht ein.

Erwerbslos und illegal

Philipp und Ilse Schaeffer waren im Mai 1933 für einige Tage im Berliner Polizeipräsidium inhaftiert worden. Die Polizei beschlagnahmte die Kästen mit den Karteikarten, auf denen chinesische Schriftzeichen verzeichnet waren, als gefährliches konspiratives Material.[49] Schaeffers wurden nach ihrer Freilassung von Angehörigen der Spandauer SA beobachtet und wiederholt bedroht. Die Idylle in „Klein Venedig" war zu auffällig. Ende 1933 zogen sie zunächst in die Rathenowstraße nach Moabit und danach in eine kleine Wohnung in der Dorotheenstraße 19 (heute Nr. 68) in der Mitte Berlins, unweit der Friedrichstraße.

Schaeffer war nun erwerbslos und widmete sich vor allem der illegalen Arbeit. Er hatte zahlreiche Verbindungen in den noch aktiven und organisierten kommunistischen Untergrund sowie zu Sympathisanten, die bei der Herstellung von antifaschistischen Propagandamaterial und dem Verfassen von Artikeln halfen. Unermüdlich knüpfte er immer wieder das durch Verhaftungen gerissene Netz illegaler antifaschistischer Arbeit, hatte Treffs mit Vertretern des Roten Studentenbundes und mit Aktivisten der Berliner Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit. Außerdem verhalf er gefährdeten Kommunisten zur Flucht ins Ausland. Der von der Gestapo bereits gesuchte Rudolf Bergtel fand Anfang 1934 auf seine Bitte vor seiner illegalen Ausreise nach Prag vorübergehend Aufnahme bei der Bibliothekarin Lotte Schleif.[50]

Die von Schaeffer und anderen Gesinnungsgenossen 1934 und 1935 herausgegebene illegale Zeitschrift „Die Rote Standarte. Organ der revolutionären SA-Männer der Gruppe Berlin-Brandenburg"[51] sollte die kritische Distanz der SA-Angehörigen zur

47 Werner Hirsch (1899–1941), emigrierte 1934 in die Sowjetunion, wurde 1937 verhaftet und kam 1941 in einem Straflager um.

48 Vgl. Befragung Ilse Schaeffer (Anm. 36).

49 BArch, R 58/3646, Bl. 176, siehe Anm. 11.

50 GDW, Sammlung Rote Kapelle, Reichssicherheitshauptamt IV A 2, Verhörprotokoll Lotte Schleif vom 19. 9. 1942; Protokoll über Befragung Rudolf Bergtels vom 30. 8. 1969.

51 Ein Exemplar befindet sich in der Bibliothek des Bundesarchivs in Berlin.

Naziherrschaft fördern. Die Artikel verdeutlichten den Widerspruch zwischen den nationalrevolutionären antikapitalistischen Phrasen und der politischen Praxis der NS-Führung. Hitlers Mordkomplott am 30. Juni 1934 gegen seine alten Kampfgefährten aus der SA und andere vermeintliche konservative Oppositionelle war für die Kommunisten ein Hoffnungszeichen, an die nunmehr desillusionierten SA-Angehörigen heranzukommen.

Die monatlich erscheinende „Rote Standarte" wurde über Gewährsleute in SA-Stürmen verteilt oder per Post an SA-Angehörige verschickt. Diese „Zersetzungsarbeit" unter Mitgliedern der NSDAP und in den SA-Stürmen hatte in der KPD bereits eine lange Tradition. Zum militärpolitischen Apparat, dem Nachrichtendienst der KPD unter Hans Kippenberger, gehörte eine Abteilung, die sich seit 1931 mit der Herauslösung und Gewinnung von Anhängern der Nazi-Bewegung beschäftigte. Es gab vor 1933 bereits zahlreiche hektographierte Stadtteil-Zeitungen, die SA-Angehörige aufforderten, die Reihen der Nazis zu verlassen und sich der KPD anzuschließen. Ehemalige Angehörige des Freikorps, so Alexander Steenbock-Fermor, der wie Schaeffer 1919 im Baltikum gekämpft hatte und der legendäre Beppo Römer, der mit dem Freikorps Oberland 1921 den Annaberg in deutsch-polnischen Grenztumskämpfen eroberte, von Hitler enttäuschte Nationalsozialisten und andere hatten zwischenzeitlich die Fronten gewechselt. Sie gaben ab 1931 eine Zeitschrift mit dem programmatischen Namen „Aufbruch" im Sinne des Leutnants a. D. Richard Scheringer heraus, der nationalsozialistische Propaganda bei der Reichswehr betrieben und sich im März 1931 zu den Zielen der KPD bekannt hatte.[52]

Philipp Schaeffer hat wahrscheinlich bereits vor 1933 dem Berliner militärpolitischen Apparat der KPD angehört.[53] Nach seiner Entlassung aus der Volksbibliothek Mitte soll Schaeffer im Jahre 1932 vorübergehend eine Anstellung bei der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS gefunden haben. Ilse Schaeffer überbrachte auch nach 1933 schriftliche Informationen ihres Mannes, deren Inhalt sie nicht kannte, an Mitarbeiter von TASS.[54]

Der Gestapo gelang es, im Laufe des Jahres 1933 und 1934 große Teile des KPD-Nachrichtendienstes zu zerschlagen und viele Mitstreiter zu verhaften. Als Walter Muth Mitte 1934 den militärpolitischen Apparat für Berlin-Brandenburg neu aufbauen sollte, fand er nur noch wenige Getreue – darunter auch Philipp Schaeffer, zuständig für die Zersetzung der SA.[55]

Schaeffer prüfte und testete neue Mitstreiter mit zunächst unverfänglichen Fragen für diese gefährliche Arbeit.[56] Nach vorfühlenden Gesprächen fragte er den Studenten

52 Hans Coppi, „Aufbruch" im Spannungsfeld von Nationalismus und Kommunismus, in: „Aufbruch". Dokumentation einer Zeitschrift zwischen den Fronten. Hrsg. von Susanne Roemer und Hans Coppi, Koblenz 2001.

53 Phillip Schaeffer gab in seiner Vernehmung vor der Gestapo am 22. 3. 1935 an, daß er im Laufe des Jahres 1931 die Parteibeiträge nicht mehr entrichtet und sich aus der KPD gelöst habe. Vgl. BArch, R 58/3646, Bl. 175 (Rückseite), siehe Anm. 11.

54 Siehe Anm. 34.

55 BArch, SgY 30/0665, Bl. 28. Walter Muth, Kurzbericht über meine illegale Arbeit.

56 BPS, Sammlung Siegfried Behrsing, Brief Fritz Hünecke an Joachim Kaubisch, 20. 4. 1977.

Fritz Hünecke, einem früheren Kommunisten, ob er in die SA eintreten könne, um ihn über die Ausrüstung, die Lage, aber auch über Diskussionen innerhalb des SA-Sturms zu unterrichten sowie die „Rote Standarte" zu verteilen. Im Zehlendorfer SA-Sturm-Lokal gelang es Hünecke, unbemerkt die hektographierte Zeitschrift in Jacken- und Manteltaschen zu stecken. Als die SA-Führung einige der Männer, darunter Fritz Hünecke, beobachtete und offensichtlich verdächtigte, hielt es Schaeffer für geraten, ihn von dieser „Verteiler"-Tätigkeit zurückzuziehen.[57] Hella Lehrburger, die er seit 1931 kannte und zufällig wieder getroffen hatte, fragte er nach mehreren Gesprächen: „Wärest du bereit, gemeinsam mit Fritz (Hünecke) in Kaffeehäusern, Kneipen und anderen Gaststätten Unterhaltungen mit Tischnachbarn anzuknüpfen – vorsichtig natürlich, um ihre Meinung über das Hitlerregime zu erkunden?"[58]

Offensichtlich versuchte er auch, seinen Vetter Jakob Belsen, seit 1927 mit Antonina Schaeffer verheiratet, für die illegale Arbeit zu gewinnen. Belsen denunzierte Schaeffer bei der Polizei, worauf dieser am 10. und 11. Dezember 1934 von der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin vernommen wurde. Schaeffer erstattete daraufhin Anzeige wegen falscher Anschuldigungen, kam aber vom 15. Dezember bis 12. Januar in das Untersuchungsgefängnis Moabit.[59] Der Staatsanwalt stellte Mitte Januar 1935 das Verfahren wegen Vorbereitung zum Hochverrat mangels Beweisen ein. Schaeffer lebte nunmehr illegal. Einmal suchte er spätabends Hella Lehrburger auf, erbat sich zwei Bücher, streckte sich auf dem Boden der Küche aus, legte seinen Kopf auf die Bücher und schlief ein. Er wollte weder etwas zu essen noch vor vier Uhr früh geweckt werden.[60] Der Drang, wieder eine Tasse selbst gekochten Kaffee zu Hause zu trinken, war jedoch so groß, daß er Mitte März 1935 seine Wohnung aufsuchte und dort erneut verhaftet wurde.[61] Die Gestapo hatte Schaeffer bereits seit Juli 1934 „scharf beobachtet", fand aber bei der Wohnungsdurchsuchung kein illegales Material.[62]

Die Vernehmungsprotokolle der Gestapo bezeugen, daß Schaeffer trotz „verschärfter" Vernehmungen – zwei Rippen wurden ihm bei den Verhören gebrochen – mit Umsicht und stets ausweichend auf die gestellten Fragen einging. Befragt nach weiteren Kontakten zu gesuchten oder inzwischen verhafteten Kommunisten, zog er sich darauf zurück, daß er für Personen und Zahlen schon immer ein schlechtes Gedächtnis hatte. Da er sich jede Woche mit fünf oder sechs Personen getroffen habe, könne er sich auch an Einzelheiten nicht mehr erinnern. Die Arbeit für die SA-Zeitung gab er zu, aber alles andere versuchte er, abzustreiten und seine sonstigen Kontakte abzuschirmen. Als er gefragt wurde, ob er in Prag gewesen sei, ließ er den Gestapobeamten wissen: „Nein, ich habe das Emigrantendasein der russischen Emigranten in Deutschland gesehen, und ich möchte nicht das gleiche Schicksal teilen. Lieber sitze

57 Ebd., Brief Fritz Hünecke an Siegfried Behrsing vom 19. 6. 1985.
58 Ebenda, Lolf (Hella) und Fritz Hünecke, Dr. Philipp Schaeffer, Rerik, April 1978, S. 2.
59 BArch, NJ 12658, Kammergericht Berlin, Strafsache gegen Schaeffer und Genossen.
60 BPS, Sammlung Siegfried Behrsing, Lolf (Hella) und Fritz Hünecke, Dr. Philipp Schaeffer, Rerik, April 1978, S. 4.
61 BArch, SgY 30/0665, Bl. 77. Walter Muth, 1. Entwurf einer Materialsammlung.
62 Ebd., R 58/3667, Bl. 4 f., Reichssicherheitshauptamt, Abteilung IV, Lagebericht Berlin März 1935.

ich hier hinter Gittern. Ich bin seit 1918 in Deutschland, und habe mich einigermaßen eingewöhnt, obwohl ich es mir anders vorgestellt habe. Man hat als Auslandsdeutscher nicht ganz den festen Boden, und doch gehöre ich, auch als Gegner, zu diesem Haufen und da bleibe ich auch drin."[63]

Am 7. November 1935 wurde er in einem Prozeß vor dem 4. Strafsenat des Berliner Kammergerichtes wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt und kam sofort in das Zuchthaus Luckau.[64]

Gefangener im Zuchthaus Luckau

Über achthundert Häftlinge saßen in Luckau ein, über ein Drittel waren Politische. Die Zellen waren vier Meter lang und zwei Meter breit. Für einen Gefangenen gedacht, wurden sie fast ausnahmslos mit drei Mann belegt.[65] In der ersten Zeit teilte Schaeffer mit Wilhelm Guddorf die Zelle, einem früheren Redakteur der „Roten Fahne", der mehrere europäische Sprachen, aber auch Arabisch und Hebräisch beherrschte. Guddorf lernte von Schaeffer Russisch und begann, auf dessen Anregung, sich mit Chinesisch und Japanisch zu beschäftigen. Sie teilten Anfang 1936 die Zelle mit einem Perser, der ihnen zugeteilt wurde, da er kein deutsch, sondern nur französisch sprach.[66]

Schaeffer und andere ältere Gefangenen fühlten sich auch verantwortlich für die Jüngeren.[67] Günter Wackernagel, damals Mitte zwanzig, erinnert sich: „Er war ca. 1,70 bis 1,75 cm groß, schlank sehnig und mit glatt rasiertem Kopf, wie ein buddhistischer Mönch, der mit schnellen Schritten und flinken Bewegungen aus dem Zellenbau kommend zu unserem Stellplatz zur Freistunde auf dem Zuchthaushof eilte, um sich in die Kompanie der ‚Ehrlosen' einzureihen. Philipp Schaeffer war ein äußerst bescheidener und liebenswerter Mensch mit einem großen Einfühlungsvermögen und großem Spezial- und Allgemeinwissen. [...] Er war stets zugänglich und aufgeschlossen, und es bereitete ihm offensichtlich große Freude, mich und die anderen Gefangenen von seinem Wissen profitieren zu lassen. Er war auch schnell entschluß- und begeisterungsfähig und sprach mit einer bewunderungswürdigen Liebe und Achtung von seiner Frau, an der er sehr hing und die sich zu dieser Zeit wohl noch in Haft befand."[68]

Schaeffer hat Wolfgang Abendroth dazu gebracht, Persisch und Arabisch zu lernen, da es entsprechende Lehrbücher in der Zuchthausbibliothek gab. Er machte ihm klar, daß er auf diese Weise sein Gedächtnis üben und seine wissenschaftliche

63 Ebd., R 58/3646, Bl. 177 (Rückseite), siehe Anm. 11.

64 Ebd., NJ 12658, Urteil des 4. Strafsenats des Kammergerichts Berlin gegen Dr. Phillip Schaeffer und andere vom 7. 11. 1935.

65 Vgl. Günther Drobisch, Alltag im Zuchthaus Luckau 1933–1939, in: Brandenburg in der NS-Zeit. Studien und Dokumente, Hrsg. von Dietrich Eichholtz, Berlin 1993, S. 247–272.

66 BArch, RY I/2/3/102, Bl. 77, Bericht Waldemar Szeczinowski, in Luckau vom 26. 7. 1934 bis 18. 4. 1936.

67 Vgl. Hans-Joachim Nicke, In Ketten durch die Klosterstraße. Leben und Kampf eingekerkerter Antifaschisten im Zuchthaus Luckau, Berlin 1986, S. 60.

68 GDW, Sammlung Rote Kapelle, Auszug aus einem Erlebnisbericht aus dem Zuchthaus Luckau/NL des ehemaligen politischen Strafgefangenen Günther Wackernagel.

Rezeptionsfähigkeit retten könne. Beide waren über die Moskauer Prozesse und das Ergebnis der Prozesse sehr beunruhigt. Sie hatten durch Erzählungen eines Wachmeisters davon erfahren. „Nun steigerte sich der Terror immer mehr", erinnert sich Abendroth, „für uns beide sind die Namen der Verurteilten aller oppositionellen Gruppen in der UdSSR in unserer politischen und wissenschaftlichen Entwicklung ja keineswegs nur abstrakte Begriffe gewesen; sie haben unser Denken mitbestimmt. Die Behauptungen der Anklage konnten wir deshalb nicht glauben. Unsere seelische Verfassung ist entsprechend."[69]

Zeitweise arbeitete Schaeffer in der Gefängnisbibliothek. Dort befanden sich Bücher aus vielen Wissensgebieten, auch fremdsprachige französische und englische Literatur. Er brachte Mitgefangenen Russisch bei, was im Zuchthaus Luckau verboten war. Von ihm verfaßte Kassiber mit Grundregeln der russischen Grammatik und mit einem begrenzten Vokabelschatz wurden an Mitgefangene geschmuggelt.[70] Im letzten Jahr wurde Schaeffer als Kipperwagenfahrer in einer Außenarbeitskolonne im Straßenbau eingesetzt. „Was mich so tief beeindruckte", erinnert sich Wilhelm Geusendamm, der im Bett über ihm lag, „war seine Menschlichkeit, seine Warmherzigkeit, die sein ganzes Wesen zum Ausdruck brachte. Ich wußte wenig von seinen wissenschaftlichen Leistungen (übrigens arbeitete er meines Wissens ohne weitere Hilfsmittel an einer persischen Grammatik) [...] Ich sehe ihn noch am Tisch sitzen. Er konnte die Kälte schwer ertragen und setzte, wenn irgend möglich die Mütze auf den kahlen Kopf. Wenn ihn der Wachtmeister deswegen anbrüllte, nahm er ein wenig lächelnd die Mütze ab, nur um sie später zwar nicht aufzusetzen, aber mit der Hand flach auf den Kopf zu drücken. Er war zu dieser Zeit ein starker Raucher. Morgens um 4 Uhr wurde es meistens unter mir unruhig. Ich kannte den Grund, stand leise auf, schnitt mit einer Rasierklinge Kautabak haarfein, stopfte damit eine kleine Tüte aus Zeitungspapier, kramte aus meiner Matratze Lunte und Feuerstein und gab ihm das glimmende Etwas. Er verzog sich damit sofort an den kalten Ofen und blies genüßlich den Rauch in den Abzug, damit die Aufsicht nach ‚Aufschluß' nichts merkte."[71]

Die jüngere Tochter, Irene Schaeffer, konnte ihren Vater in Luckau besuchen. Es sind für sie noch heute traumatische Erlebnisse, da sie sich bereits nach 15 Minuten von ihrem Vater verabschieden mußte. Sie richtete im Mai 1939 an „die Kanzlei des Führers", ein Gesuch, ihren Vater vorzeitig aus dem Zuchthaus zu entlassen. Eine ähnliche Eingabe schickte Ilse Schaeffer in der Sorge, daß ihr Mann nach der im März 1940 zu erfolgenden Entlassung, in ein Konzentrationslager überstellt werden könnte. Trotz befürwortender Stellungnahmen der Zuchthausverwaltung und selbst der Gestapo

69 Vgl. Wolfgang Abendroth, Ein Leben in der Arbeiterbewegung. Gespräche. Aufgezeichnet und hrsg. von Barbara Dietrich und Joachim Perels, Frankfurt a. M. 1976, S. 179 f.

70 Vgl. Erich Hanke, Erinnerungen eines Illegalen, Berlin 1974, S. 152. Jeden Sonntag erhielt ich den Inhalt seines Briefes. Am Ende eines Jahres kannte ich die Grammatik einigermaßen und etwa tausend Vokabeln. Walter Muth lernte Grundbegriffe der russischen Sprache. Siehe Anm. 62.

71 BPS, Sammlung Siegfried Behrsing, undatierter Brief von Wilhelm Geusendamm an das Ehepaar Hünecke; Wilhelm Geusendamm, Herausforderungen, Kiel 1985, S. 33.

lehnte der Vorsitzende des 4. Strafsenats des Kammergerichts Berlin eine vorzeitige Entlassung auf Bewährung für die sechs Monate ab.

Ilse Schaeffer

Ilse Schaeffer war 1936 verhaftet und vom Berliner Kammergericht wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden. Nach ihrer vorzeitigen Entlassung versuchte die Gestapo, sie für eine Mitarbeit zu gewinnen, was sie jedoch ablehnte. Walter Franz, ein aus dem Zuchthaus Luckau entlassener Gesinnungsfreund ihres Mannes, suchte sie Ende 1938 auf und nahm sie zu Elfriede Paul mit. Ilse Schaeffer besuchte daraufhin wiederholt die Ärztin und traf dort ihren Freund Walter Küchenmeister, den Bildhauer Kurt Schumacher, seine Frau Elisabeth, aber auch Walter und Marta Husemann, die sie schon aus Tiefenwerder flüchtig kannte. Sie alle gehörten zu einem Freundes- und Widerstandskreis, der sich Mitte der dreißiger Jahre um den Luftwaffenoffizier Harro Schulze-Boysen gebildet hatte.[72]

Im Sommer 1939 erschien plötzlich Wilhelm Guddorf bei Ilse Schaeffer und stellte sich als Mitgefangener ihres Mannes in Luckau vor. Guddorf war am 20. April 1939 aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen entlassen worden. Er hatte Kontakte zu Harro Schulze-Boysen und zu Kommunisten in Berlin und Hamburg. Ilse Schaeffer unterstützte Guddorf und half ihm bei Schreibarbeiten, so auch bei der Vervielfältigung von Flugblättern.

Als Ilse Schaeffer im Juli 1939 Lotte Schleif zu Hause besuchte, traf sie dort auf Rudolf Bergtel, der mit einem anderen Häftling am 29. Juni aus dem Konzentrationslager Aschendorfer Moor geflohen war. Nach einem Aufenthalt in Bremen fuhren sie getrennt nach Berlin. Bergtel suchte Lotte Schleif auf, die Philipp Schaeffer schon im Januar 1934 gebeten hatte, den Illegalen Rudolf Bergtel für einige Tage aufzunehmen. Davon war der Gestapo nichts bekannt. Lotte Schleif beherbergte ihn, wußte aber nicht, wie sie ihm weiterhelfen konnte. Ilse Schaeffer wandte sich daraufhin an Elfriede Paul, die Harro Schulze-Boysen und Kurt Schumacher darüber informierte. Sie kümmerten sich um den Entflohenen, verschafften ihm Übernachtungsmöglichkeiten, verwarfen aber die Absicht Bergtels, in Berlin zu bleiben und politisch zu arbeiten. Elfriede Paul besuchte in der ersten Augusthälfte 1939 den lungenkranken Walter Küchenmeister in der Schweiz und sprach mit dem Schauspieler Wolfgang Langhoff über eine Fluchtmöglichkeit Bergtels in die Schweiz. Als sie am 13. August nach Berlin zurückkam, konnte sie ihm eine Anlaufadresse in Zürich mitteilen.

Bergtels Steckbrief hing bereits auf allen Bahnhöfen. Harro Schulze-Boysen besorgte die Fahrkarte, brachte ihn am Abend des 15. August 1939 zum Anhalter Bahnhof und setzte ihn in den Zug nach Bludenz. Kurt Schumacher saß in einem anderen Abteil. Elisabeth Schumacher hatte ihren Mann und Rudolf Bergtel als zünftige Bergsteiger

72 Vgl. Dieser Tod paßt zu mir. Harro Schulze-Boysen – Grenzgänger im Widerstand. Briefe 1915 bis 1942. Hrsg. von Hans Coppi und Geertje Andresen, Berlin 2002.

mit Rucksack, Stock und Gamsbart ausgestattet. Als passionierter Bergsteiger kannte sich Kurt Schumacher in den Bergen in der österreichisch-schweizerischen Grenzregion gut aus. Nach einem längeren Anstieg übernachteten sie in einer Höhle und liefen am nächsten Morgen weiter. Am Schweizertor trennten sie sich. Rudolf Bergtel kam unbehelligt in die Schweiz und meldete sich in der Züricher Buchhandlung Stauffacher. Dort wurde er bereits erwartet.[73]

Alte und neue Freunde

Nach seiner Entlassung Mitte März 1940 mußte sich Philipp Schaeffer bei der Gestapo melden. Dort wurde er belehrt, keine Kontakte zu kommunistischen Kreisen aufzunehmen. Sollte dies dennoch geschehen, hätte er darüber die Gestapo zu informieren. Schaeffer arbeitete nun als Expedient, vorwiegend als Packer, bei der Firma Frigidaire, einem Kühlanlagenbetrieb in Friedrichshain, stand unter Polizeiaufsicht und mußte sich regelmäßig bei der Polizei melden. Nach fünf Jahren Haft, fand er eine veränderte politische Landschaft vor. Es bestand innerhalb der kommunistischen Bewegung kein organisatorischer Zusammenhalt mehr. Kommunisten trafen sich überwiegend in kleinen unauffälligen Kreisen, erörterten die Lage und hatten gelegentliche Kontakte zu anderen Nazigegnern. Schaeffer suchte alte Freunde, darunter die Bibliothekarin Lotte Schleif und seinen früheren Mitgefangenen aus Luckau, Wilhelm Guddorf, auf. Durch seine Frau lernte er auch Kurt Schumacher und seine Frau Elisabeth sowie Elfriede Paul und Walter Küchenmeister kennen. Bei Schumachers traf er auf Harro und Libertas Schulze-Boysen, die er einmal in ihrer Wohnung aufsuchte. Die Hitlergegnerin Maria Gräfin von Maltzan behielt Schaeffer als „überragende Persönlichkeit" in Erinnerung.[74]

Seine Frau bezog er in die illegale Arbeit nicht mit ein. Er ließ lediglich durchblikken, daß er in enger Verbindung mit Harro Schulze-Boysen, Elisabeth und Kurt Schumacher sowie Wilhelm Guddorf stehe. Als Guddorf im Herbst 1940 verlangte, die Kontakte zu Walter Küchenmeister abzubrechen, da Küchenmeister in den zwanziger Jahren aus der KPD ausgeschlossen worden war und deshalb ein „unsicherer Kantonist" sei, zog sich Schaeffer aus dem Kreis um Schulze-Boysen zurück.[75] Ein freundschaftliches Verhältnis verband Schaeffer weiterhin mit Elisabeth Schumacher, die ihn auch mit ihrem Vetter Kurt Hohenemser bekannt machte. Bei dem vergeblichen Versuch, dessen Vater, den blinden jüdischen Musikwissenschaftler Dr. Richard Hohenemser, und Mutter Alice zu retten, zog sich Philipp Schaeffer Ostern 1942 schwere Verletzungen zu. Das Ehepaar hatte sich in seiner Lankwitzer Wohnung, Havensteinstraße 6,

73 Vgl. Elfriede Paul, Ein Sprechzimmer der Roten Kapelle, Berlin 1987, S. 115 f.; GDW, Sammlung Rote Kapelle, Reichssicherheitshauptamt IV A 2, Verhörprotokoll Lotte Schleif vom 19. 9. 1942; Protokoll über die Befragung Rudolf Bergtels vom 30. 8. 1969; Befragung Ilse Schaeffer (Anm. 36).

74 Vgl. Gerda Szepansky, Frauen leisten Widerstand, 1933–1945. Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten, Frankfurt a. M. 1996, S. 120.

75 Vgl. Elfriede Paul, Beitrag zum Prozeßbericht, undatiert (Anm. 24).

eingeschlossen und gedroht, den Gashahn zu öffnen. Sie rechneten damit, die Wohnung zu verlieren, da ein SS-Mann darauf Anspruch angemeldet hatte. Am 6. April 1942 rief Kurt Hohenemser seine Cousine Elisabeth um Hilfe, die sofort Philipp Schaeffer verständigte. Obwohl aus der Wohnung bereits Gasgeruch drang, untersagte der Hauswart das Aufbrechen der Wohnungstür. Daraufhin ließ sich Philipp Schaeffer an einem Luftschutzseil vom 3. Stock herunter, um durch das Fenster in die Wohnung zu dringen. Als er die Höhe des zweiten Stocks erreicht hatte, riß das Seil, Schaeffer fiel auf das Trottoir und erlitt komplizierte Knochenbrüche an Unterarmen, Becken und Oberschenkel sowie eine schwere Gehirnerschütterung.[76] Das Hüftgelenk mußte mit einem 9 cm langen Nagel zusammengehalten werden, ein Fußgelenk versteifte, ein Arm blieb für immer gebrochen. Er konnte sich nur noch auf Krücken fortbewegen, ständige Schmerzen blieben zurück. Nach sechsmonatigem Aufenthalt im Gertraudenkrankenhaus kam er am 1. Oktober 1942 nach Hause und wurde einen Tag später im Rahmen des Verfolgungskomplexes „Rote Kapelle" von der Gestapo erneut verhaftet.

Haft, Prozeß und Tod

Gehunfähig – er konnte sich nur noch auf Krücken vorwärts bewegen – wurde er zunächst im Hausgefängnis der Gestapozentrale, Prinz-Albrecht-Straße 8, inhaftiert. Bei den Vernehmungen stritt er alle Vorwürfe ab, daß er sich nach seiner Entlassung weiterhin politisch betätigt habe und gab seine Verbindungen nicht preis. Ende Oktober wurde er in das Wehrmachtsstrafgefängnis Spandau eingeliefert, nur wenige Kilometer von Tiefenwerder entfernt. Sein Zellennachbar war zunächst Heinrich Scheel, der ihn 1933 bei Lotte Schleif kennengelernt hatte, worauf Schaeffer ihn bald ansprach. Scheel erinnerte sich an einen sehnigen und durchtrainierten Typ eines intelligenten Sportlers oder eines sportlichen Intellektuellen. Jetzt erkannte er ihn kaum wieder, ein Krüppel, der sich nur mühsam, unter Schmerzen und mit Hilfe zweier Armkrücken bewegen konnte. Scheel und andere Mitgefangene profitierten von Schaeffers „Knasterfahrungen", z. B. zeigte er ihm, wie man mit einem irdenen Topf, einer abgebrochenen Messerspitze und dem von einer Zahnbürste abgeschabten Zelluloid, Feuer anzünden konnte. Scheel lernte zudem bei ihm Russisch. Sie unterhielten sich durch den schmalen freibleibenden Schlitz der die Zellen verbindenden Heizungsrohre und schrieben sich Geschichten auf lange schmale Papierstreifen, die sie am Heizungsrohr entlang von einer Zelle in die andere schoben. In endlosen nächtlichen Gesprächen erzählte Schaeffer viel von seinem abenteuerlichen Leben. Er rechnete mit seiner Entlassung oder – ohne eine Spur von Todesfurcht – mit einer Todesstrafe und beriet Scheel bei der Vorbereitung auf seinen Prozeß, machte ihm und anderen Mut.[77]

76 GDW, Sammlung Rote Kämpfer, Brief Kurt Hohenemser vom 12. 6. 1989, zitiert in Frank Schröder und Kristine Schlaefer, Materialzusammenstellung zum Leben von Kurt und Elisabeth Schumacher; Elfriede Paul, Beitrag zum Prozeßbericht, undatiert (Anm. 24).

77 Vgl. Heinrich Scheel (Anm. 31), S. 304–308.

Philipp Schaeffer führte in Spandau das leicht zu erlernende Klopfalphabet ein, das über die Heizungsrohre eine Verständigung zwischen den Gefangenen durch die dicken Mauern ermöglichte. Schmerzen, Hunger und Kälte peinigten ihn.

Der 2. Senat des Reichskriegsgerichtes beschuldigte Philipp Schaeffer in dem Prozeß am 5. und 6. Februar 1943, ohne ihm konkrete Widerstandsaktivitäten nachweisen zu können, sich nicht von seinen kommunistischen Freunden ferngehalten und sie nicht angezeigt zu haben. Worauf Schaeffer in seinem Schlußwort erklärte: „Meine Herren, ich bin hier gefragt worden, warum ich diese Sache nicht zur Anzeige gebracht habe. Darauf muß ich Ihnen antworten: Ich bin kein Handlanger der Polizei."[78]

Schaeffer wurde als „unverbesserlicher und rückfälliger Hochverräter" zum Tode und seine Frau zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Am 17. Februar 1943 kam er in das Strafgefängnis Plötzensee. Das Gnadengesuch wie auch das Gesuch, seine Arbeiten am chinesischen Wörterbuch in der Zelle fortzusetzen zu können, wurden abgelehnt.

Am Abend des 13. Mai 1943 wurde Phillip Schaeffer um 19.25 Uhr im Beisein des Kriminalkommissars Hentze und des Kriminaloberassistenten Voß vom Reichssicherheitshauptamt und des Oberkriegsgerichtsrates Peltzer vom Reichskriegsgericht in Berlin-Pötzensee hingerichtet. Sein toter Körper kam in die Anatomie der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität.[79] Nichts sollte an ihn erinnern.

Erinnerung

Anläßlich des „Tages der Opfer des Faschismus" am 12. September 1952 erhielt die Volksbücherei in Berlin-Mitte den Namen ihres früheren Mitarbeiters. An dem unweit der Friedrichstraße gelegenen Wohnhaus in der Dorotheenstraße (früher Clara-Zetkin-Straße) 68 erinnert seit den fünfziger Jahren eine Gedenktafel an Philipp Schaeffer.[80] Die Sektion Asienwissenschaften an der Humboldt-Universität verlieh seit 1975 bis 1989 den „Philipp-Schaeffer-Preis" an Nachwuchswissenschaftler(innen).

Eine Ausstellung „Philipp Schaeffer. Orientalist, Bibliothekar, Widerstandskämpfer" wurde erstmalig im Juni 2003 in der Berliner Philipp-Schaeffer-Bibliothek, dann in Frankfurt an der Oder, Heidelberg, Leipzig und St. Petersburg gezeigt.[81]

An dem wieder hergestellten Familiengrab der Schaeffers auf dem St. Petersburger Friedhof der deutschen reformierten Gemeinde erinnert nunmehr, dank Antonie Tosca Grill, eine Tafel an ihren Vater.

78 Vgl. Günther Weisenborn, Memorial, Berlin 1948, S. 116.

79 GDW, Sammlung Rote Kapelle, Akten des Oberreichskriegsanwaltes in der Strafsache gegen Walter Küchenmeister u. a., Bl. 15.

80 „Hier wohnte der Wissenschaftler und Widerstandskämpfer Dr. Philipp Schaeffer. Geb. 16. Nov. 1894. Hingerichtet am 13. Mai 1943 in Plötzensee."

81 Die von Hans Coppi konzipierte und von Karl-Heinz Lehmann im Auftrag der Gedenkstätte Deutscher Widerstand gestaltete Dokumentation zeigt auf neun Tafeln durch Einbeziehung bisher unveröffentlichter Dokumente und Fotos aus Privatbesitz eine neue und umfassende Sicht auf das wechselvolle Leben Philipp Schaeffers. Die Ausstellung kann in der GDW ausgeliehen werden.

Anhang:
Brief Philipp Schaeffers an Ilse Schaeffer, Berlin-Plötzensee, 12. Mai 1943
(Quelle: Deutsches Historisches Museum, Personenkonvolut Schaeffer)

Berlin-Plötzensee, d. 12. V. [19]43

Liebes Kiz, du wirst dich vielleicht wundern, dass du einen Brief von mir ausser der Reihe bekommst, nun, Mädelchen, das soll nicht mehr vorkommen. Ich glaube, dass wir beide schon vorbereitet waren und so oder anders damit fertig werden. Sei nicht traurig, Lieb, gewiss hätte man noch ganz schön leben können, aber da es nun nicht anders ist... [...] Jedenfalls gehe ich aus dem Leben mit dem guten Nachgeschmack des Glücks, das ich im Laufe der Zeit genossen habe. Es war schön das Leben und man muss ohne Gier aufhören können. [...] Du kennst Deinen alten Buddha, und wenn es auch ein „fundamentaler" Moment im Leben ist, wenn man im Begriff ist zu leben aufzuhören, so ist es kein Grund darüber viele Worte zu machen, besonders mit einem Menschen, der einen so gut kennt, wie du mich. Irgendwie habe ich das Bedürfnis mit dir zu plaudern. [...] Eines tut mir leid, nämlich, das ich Dir nicht das Glück gebracht habe, dass ich dir bringen wollte. Es bleibt mir nur übrig, mich damit zu trösten, dass Du es mir nicht nachträgst. Dass Du es nicht tust, weiss ich aus Deinen letzten Briefen, die mir in der letzten Zeit so viel Liebes und Gutes gesagt haben. Als ich Dich in der Dahlmann Strasse 1926 kennen lernte und gleich wusste: „Diese Frau musst Du haben, um glücklich zu sein" – damals hatte ich recht. Wieviel schöne Zeiten hatten wir, ich vor allem, seit der Zeit verlebt und, Kiz, das warst Du der mir das alles geschenkt hat. Irgendwie glaube ich, dass es Dir ohne mich nicht schlecht gehen wird, und dass dieses unruhige Element auf anständige – wenn man von anständig reden kann – Weise aus Deinem Leben verschwindet. Jedenfalls wünsch ich Dir, liebes Kiz, dass Du Deine Strafe so gut wie möglich abmachst und dass Deine Arbeitsfähigkeit nicht darunter leidet. Ich weiss, was alles noch in Dir steckt und hoffe, dass es noch zur Entfaltung kommt. Es kann einem Künstler nie schaden viel zu erleben – auch hartes und bitteres nicht. Nur ein leeres und fettes Leben ist gefährlich – aber dieses braucht man ja nicht zu befürchten [...] Irenchen wirst Du auch noch sagen, dass ihr Papi, trotz aller Differenzen, sie immer geliebt hat [...] Also, liebes Kiz, sei nicht so traurig – ich bin es ja auch nicht. Es grüßt dich zum letzten Mal Dein alter Buddha, wenn auch nur in Gedanken und auf dem Umweg über Papier und Tinte. Leb wohl.

Editorische Protokollfragen

Zur Nachauflage eines MEGA²-Bandes*

Von Bernd Florath

Die vorliegende Ausgabe stellt innerhalb der MEGA² ein Novum dar: Sie ist eine Nachauflage. Band 20 der I. Abteilung ist vergriffen – ein Freunde der MEGA² durchaus hoffnungsvoll stimmender Umstand – und wird hier unverändert nachgedruckt in der Fassung, wie er zuerst 1992 im Dietz Verlag Berlin, dem heutigen Karl Dietz Verlag erschienen ist: unverändert bis auf den Titel, auf dem nunmehr die Internationale Marx-Engels-Stiftung (IMES) als Herausgeber firmiert, und selbstverständlich die neue Heimat der MEGA², der Akademie Verlag. Indes: einige Dinge sind bei dieser Metamorphose des Unveränderten – wie soll man es umschreiben – dadurch seltsam geraten: „Der vorliegende Band wurde noch unter der früheren Redaktionskommission erarbeitet" (S. 4*).[1] Was mag ein solcher Satz den Lesern der MEGA² in zwanzig Jahren sagen? Wer mit der Geschichte der MEGA² der letzten 14 Jahre vertraut ist, wird wissen, daß es sich um eine salvatorische Klausel der IMES handelt, die die hier vorgelegte unveränderte Neuauflage zwar als Herausgeber verantwortet, gleichzeitig aber zum reproduzierten Text nuanciert Abstand hält, der noch unter der Ägide der an dieser Stelle ungenannt bleibenden IMLs bei den ZKs der brüderlichen Parteien entstanden ist und der den in der Zwischenzeit außer Kraft gesetzten Editionsprinzipien folgte. Mithin, so könnte man die wolkige Formulierung deuten, suchen die neuen Herausgeber Distanz zu einer Reihe von inhaltlichen Aussagen der Bandeditoren, nicht aber zur Edition im engeren, philologischen Sinne. – Allein, das Wissen um diese Differenzierungen ist zwar noch halbwegs präsent in der gegenwärtigen Gemeinde der MEGA²-Nutzer, doch schon jetzt werden Studenten oder Doktoranden diesen anonymen und verklausulierten Vorbehalt nicht begreifen können, ohne sich näher mit der MEGA²-Editionsgeschichte zu beschäftigen. Konsequenterweise müßte eine »unveränderte« Auflage wohl auch die alten Herausgeber auf den Titel setzen, gegebenenfalls mit einem Hinweis auf die heutige Verantwortlichkeit, oder man setzt der alten Einleitung schlicht eine redaktionelle Notiz des heutigen Herausgebers voran, die knapp auf die entsprechenden, ja publizierten und greifbaren Vorgänge verweist. Dann würde sich auch der kryptische Satz jenen aufschlüsseln, denen er jetzt sibyllinisch erscheint. Für alle andern ist er ohnehin überflüssig. Die IMES sollte sich daher der Transparenz künftiger Nachauflagen wegen eine stereotype redaktionelle Erklärung abringen, die

* Rezension und Diskussion von:
MARX, Karl, und Friedrich ENGELS: **Werke, Artikel, Entwürfe. September 1864 bis September 1867** (= Marx, Karl, und Friedrich Engels: Gesamtausgabe [MEGA²]. Hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung, Amsterdam, I. Abteilung: Werke, Artikel, Entwürfe, Bd. 20). – 2. Aufl., Berlin: Akademie Verlag 2003. 57*, 2040 S.

1 Verweise auf den vorliegenden Band werden fürderhin nur mit der Seitenzahl im Text nachgewiesen.

auf die Umwälzungen der jüngeren MEGA²-Geschichte verweist, und auch Lesern nachvollziehbar bleibt, denen diese nicht mehr als selbstverständliche Begebenheit im Gedächtnis ist und die sich daher mit dieser erst zu befassen haben.

Selbst für MEGA²-Bände sind die Proportionen des Bandes eher ungewöhnlich: 260 der 825 Seiten des Textbandes bilden seinen Kern: Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels, der Rest wird vom Anhang eingenommen. Das ungewöhnliche Verhältnis erklärt sich durch die Aufnahme der Protokollbücher der IAA (328 Seiten), Texte Dritter, an deren Abfassung Marx oder Engels beteiligt gewesen sind und Organisationsdokumente, die von ihnen mit gezeichnet wurden. Die ersten drei Jahre des Bestehens der I. Internationale, des intensiven und prägenden Engagements von Marx an der Arbeit ihres Zentral- resp. Generalrates stehen im Mittelpunkt der meisten in dem Band veröffentlichten Texte. Er folgt damit dem Inhalt des ersten Teiles von Band 18 der Marx-Engels-Werke-Ausgabe (1962) und enthält die bis zum Erscheinen des ersten Bandes des „Kapitals" im September 1867 verfaßten Texte.

Unter den nicht bereits in den MEW gedruckten Texten befinden sich zwar relativ wenige Neuveröffentlichungen von Marx (Karl Marx, Programme du Congrès de Genève adopte à la Conférence de Londres [1865] [S. 187 f.]; Karl Marx, Programme du Congrès de Genève [1866] [S. 224]; Karl Marx, Adresse du Conseil Général de l'Association Internationale des Travailleurs. Aux membres et aux sociétés affiliées et à tout les travailleurs [S. 256–258]; Karl Marx, Le statisticien Otto Hübner sur la misère de masse en Allemagne [S. 259]), dafür aber eine Reihe von verstreut vorliegenden Texten, derer man jenseits guter wissenschaftlicher Bibliotheken kaum habhaft werden kann, und die, nunmehr den skrupulösen Editionsprinzipien der MEGA² folgend, neu – und ein Vergleich mit vorherigen Drucken offenbart recht schnell, daß das auch heißt: verändert – herausgeben und kommentiert vorliegen. Hierzu zählen die in diesen Band gehörenden Texte aus dem Архив Маркса и Энгельса (Karl Marx, Draft for a speech on France's attitude to Poland [Polemics against Peter Fox] [S. 38–53]),[2] Friedrich Engels' „Schwedisch-dänische Reisenotizen" (S. 249–255)[3] und vor allem die Protokolle des Central resp. General Council der Internationalen Arbeiterassoziation[4].

Neu gegenüber der MEW sind natürlich auch die nicht in deutscher Sprache abgefaßten Originalfassungen von dort bereits deutsch gedruckten Texten. An diesen fällt die in den verschiedenen Idioms auseinandergehende Verwendung scheinbar so eindeutig geprägter Termini auf wie der deutschen Arbeiterklasse und den englischen *working classes;* dem englischen *middle class* und der französischen *bourgeoisie.* Kleinere Korrekturen im Titel der Beiträge fallen vor allem dort wohltuend auf, wo sie in den MEW noch die Bedeutung des kleinsten Textes überhöhten. So wurde Marxens „Rezension" (MEW, Bd. 16, S. 84) der Engelsschen „Militärfrage" korrekterweise in „Inhaltsanzeige" umgetauft (S. 115).

2 Zuvor gedruckt in: AMÉ, Bd. XIV (1973), S. 322–357.

3 Zuerst in: Friedrich Engels, Auf Reisen, Berlin 1966, S. 184–191.

4 Zuvor gedruckt in: The General Council of the First International 1864–1866. The London Conference 1865. Minutes, Moscow 1962; The General Council of the First International 1866–1868. Minutes, Moscow 1964.

Eine außerordentlich wertvolle Bereicherung stellt die Aufnahme der Artikelserie „A working man's refutation of some points of political economy endorsed and advocated by John Stuart Mill, Esq., M. P." von Johann Georg Eccarius dar (S. 713–762). Sie gibt einen Eindruck von dem diskursiven Kontext, in dem Marx nicht nur bei seiner Arbeit am „Kapital" stand, sondern auch in den hinein er jenen Vortrag „Value, price and profit" hielt, der einen der bedeutsamsten Texte des vorliegenden Bandes darstellt. Die editorische Darbietung der Texte ist – wie von MEGA²-Bänden nicht anders gewohnt – von größter Sorgfalt und akribischer Genauigkeit geprägt. Fast ist es, als wollten die Herausgeber textverfertigenden Kollegen mit einem derart fehlerfreien Produkt jeden Mut zu eigenen Buchprojekten nehmen, so daß es schon wieder beruhigt, daß auch die MEGA² nicht perfekt ist: „Textverluste", so erfährt man in den „Editorischen Hinweisen", könnten nicht nur „durch Beschädigung des Papiers", sondern auch durch „*Titenverwischungen*" entstehen (S. 51*).

Zugleich bietet die vorliegende Neuauflage eines alten Bandes Gelegenheit, die Vorteile zu rekapitulieren, die die konzeptionellen Neuorientierungen der Edition aus dem Jahre 1992 – die gleichermaßen als Nebenprodukt der friedlichen Revolution des Herbstes 1989 auch Marx aus der ideologischen Umklammerung der Marx-isten befreite – gegenüber der alten Darbietung auszeichnet. In den neuen Editionsprinzipien verzichten die Herausgeber auf Einleitungen, „die sich vor allem mit der inhaltlichen Aussage und Bedeutung der im Band enthaltenen Arbeiten" beschäftigen.[5] Der vorliegende Band enthält nicht allein diese Einleitung in den Band, sondern auch im Apparat jeweils stark inhaltlich orientierte, weit über die Erklärung von „Entstehung und Überlieferung" hinausgehende Einführungen in die Einzeltexte. Bandeinleitung (geschrieben von Rolf Dlubek) und Einzeleinführungen verblüffen im Detail mit dem Gestus eines wohlwollenden Parteisekretärs, der über Fortschritte und Mängel in der ideologischen Entwicklung des zur Beurteilung stehenden Genossen befindet. Die für die politischen Entwicklung des Zeitraumes, dessen Texte im Band abgedruckt sind, zentrale Frage nach dem Verhältnis von politischer Arbeiterbewegung und den ökonomischen Streik derselben Zeit stellt sich in den redaktionellen Erklärungen dar, als gäbe hierfür eine gültige, „richtige Haltung", die zu entwickeln, zu begründen und in der Internationalen Arbeiterassoziation durchzusetzen die Mission von Marx gewesen sei. Es ist diese reichlich Hegelsche Vorstellung vom kommunistischen Weltgeist, der selbstverständlich im Marxismus der jeweiligen Politbüros und Institute für Marxismus-Leninismus seine Wirklichkeit gefunden hatte, und der nun gleichermaßen die jeweilige Entfernung mißt, die Marx und Engels auf dem Wege dorthin vor- oder hinter sich haben. Dementsprechend sind dann alle andern Auffassungen nicht alternative Antworten auf dieselben historischen Herausforderungen, sondern bloße Abweichungen vom direkten Weg des Geistes zu sich selbst: „Nicht wenige Vertreter sektiererischer Auffassungen aus den Reihen von Proudhonisten, Lassalleanern und Oweniten wandten sich jedoch gegen den Streikkampf. Von einer richtigen Haltung

5 Karl Marx und Friedrich Engels, Gesamtausgabe (MEGA). Editionsgrundsätze und Probestücke, Berlin 1972 (MEGA; Probeband), S. 41*.

zu dieser Frage hing es in hohem Maße ab, ob sich die Internationale Arbeiterassoziation zur Massenorganisation entwickelte" (S. 33*). Wenn die Debatte zwischen John Weston und Karl Marx im Central Council der IAA auf diese Weise eingeleitet wird, ist es freilich nicht verwunderlich, daß Marx „das Verständnis der Mitglieder des Zentralrats der Internationale dafür zu wecken [suchte], daß es für eine richtige Haltung zu den praktisch-politischen Fragen wissenschaftlicher Einsichten in die Zusammenhänge des gesellschaftlichen Lebens und insbesondere in die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus bedurfte" (ebd.). Kurz, Marx war im Besitz der wissenschaftlichen Einsichten, der daraus resultierenden Wahrheit und mußte diese nur noch verständlich machen. Die permanente Vermischung der Ebenen von Wissenschaft und Politik durch die Herausgeber vermag nicht zu erklären, wieso sich Marx mit seinen Positionen im politischen Gremium das eine Mal durchsetzte, das andere aber nicht, weil sie im Falle des Erfolgs dessen Ursache in Wissenschaft und Wahrheit suchen, im Falle des Mißerfolgs aber nicht etwa unterstellt werden könne, daß Marx Wissenschaft und Wahrheit verlassen hätte, sondern nur den miesen oder schwachen Charakter seiner Opponenten anzuführen vermögen, dem er unterlegen sei: „Gegen die Neigung vieler Führer der Trade-Unions zur Anpassung [...] führten Marx und seine Mitstreiter einen zähen Kampf, ohne aber verhindern zu können [...]. Marx Hoffnung, die Arbeiterbewegung im fortgeschrittensten Land durch die Internationale auf eine revolutionäre Bahn lenken zu können, sollte scheitern" (S. 29*). – Keine wirkliche Analyse der politischen Bedingungen dieses Scheiterns erhellt dem Leser, wieso Marx hier mit der „richtigen Haltung" und „wissenschaftlichen Einsichten" nicht obsiegte.

Indes vollkommen jenseits kritischer Anmerkungen stehen 1992 auch Marx und Engels nicht mehr. Der Personenkult war immerhin seit etlichen Wochen überwunden. Ein Engels, der in seinen Prognosen fehlte, ist nicht mehr der geniale Urvater marxistischer Militärwissenschaft, ja, er kann selbst einer gewissen Häme nicht entgehen: „Engels versucht sich [...] erneut als Militärwissenschaftler. Er irrte sich zunächst gründlich [...]" (S. 38*). Marx und Engels finden sich schon mal dicht neben der „richtigen Haltung" und „wissenschaftlicher Einsicht", weil sie die Möglichkeiten des Zarismus, in West- und Mitteleuropa zu intervenieren, „allerdings überschätzten" (S. 27*).

Wenn allerdings die Auseinandersetzungen innerhalb des Zentral- resp. Generalrates der Internationale als politische Kämpfe beschrieben werden, in denen es galt, Mehrheiten für konkrete Positionen zu gewinnen – und dies vollzieht sich zunächst entlang politischer Interessen und nicht wissenschaftlicher Kriterien oder gemessen an einer Wahrheit, die gleichsam überhistorisch einhundertdreißig Jahre post festum über die Häupter der Beteiligten gehalten wird –, so findet man recht bald einen Umgang mit demokratischen Gremien beschrieben, der jenen sehr vertraut klingen dürfte, die ihre Kenntnis dessen aus der Beobachtung der Praxis kommunistischen Parteizentralen schöpfen: Da werden Fraktionen gebildet, die den Zentralrat majorisieren sollen. „Im Exekutivkomitee des Zentralrates, dem Subkomitee, dessen Rolle Marx schrittweise zu erhöhen wußte, erlangten diese Männer die Mehrheit" (S. 26*). Wovon spricht der Autor dieser Zeilen? Vom Verhältnis eines Politbüros oder

Sekretariats zum Zentralkomitee einer kommunistischen Partei? Wie kann aus einem Subkomitee, dessen Aufgabe in nichts anderen bestehen sollte, für das Entscheidungsgremium Textvorlagen auszuformulieren, ein Exekutivkomitee werden? Die Autorität, die Marx als Persönlichkeit in der Internationale hatte, soll hier keineswegs in Frage gestellt werden. Allein, sie beruhte nicht auf den faulen Tricks, mit denen sich kommunistische Parteiführer in der Tradition Stalinscher Apparateherrschaft durchsetzten, sondern durchaus auf dem Respekt, den ein Mann vielfach bezeugter persönlicher Ausstrahlung, wissenschaftlicher Kompetenz und – hierfür sind die Generalratsprotokolle ein beeindruckendes Zeugnis – Überzeugungskraft unter seinen Mitstreitern hatte. Vielleicht wäre dem Autor der Einleitung mit der Weberschen Kategorie des Charismas besser geholfen gewesen, wenn diese nicht außerhalb einer marxistischen Denktradition stünde.

Scheinbar ist die Edition von solchen Schwächen der begleitenden Texte verschont. Doch sind auch hier skeptische Anmerkungen zu machen: Überhöhungen des Handelns von Marx und/oder Engels können sich letztlich auch im Umgang mit den Texten selbst niederschlagen. Da wird aus einem Brief von Engels, der der raschen Verbreitung einer aktuellen politischen Streitschrift dient, allein deshalb ein eigenständiger Text der Abteilung I der MEGA², weil er – was für eine Korrespondenz an Zeitungsredakteure nicht unüblich ist – nicht nur die zu publizierende Information enthält, sondern gleichzeitig noch die eine und andere Formulierungsalternative, die die Briefempfänger mehr oder minder aufgreifen oder auch nicht. Am Ende sei das Ganze dann „die bis dahin intensivste Pressekampagne zur Verbreitung einer Schrift des Marxismus" (S. 32*). Folge dieser Überhöhung ist, daß in der MEGA² aus einem Brief an Carl Siebel (S. 110, 1252 f.) nur jener Textteil ausgeschnitten wird, der diesem Adressaten von Engels als Textgrundlage vorgeschlagen wurde. Ähnliche Textbausteine, so könnte vermutet werden, wird Engels in den andern Briefen Wilhelm Liebknecht und Jacob Klein angeboten haben. Und aus zwei Fragmenten wird so gleichermaßen die handschriftliche Grundlage einer Publikation montiert, die es in dieser Form nie gab. Erst im Anhang des Bandes finden sich die von Siebel, Liebknecht und Klein besorgten Zeitungsnotizen, wie sie tatsächlich in den verschiednen Blättern gedruckt wurden, und nur in Band III/13 (S. 286 f.), wo er editorisch auch hingehört, wird der Brief an Siebel vollständig gedruckt. Dieses Verfahren verwirrt – vor allem wenn man bedenkt, daß zwischen dem Erscheinen von Band I/20 und dem von Band III/13 zehn Jahre lagen –, und es widerspricht den Editionsprinzipien der MEGA², ja es widersprach selbst den alten, bis 1992 gültigen: Die Zeitungsdrucke sind als »unter Mitwirkung von Marx und Engels verfaßt« in den Anhang des Bandes zu verbannen. Denn auch wenn der Textvorschlag von Engels auf eine Veröffentlichung zielte und in bearbeiteter Form veröffentlicht wurde, ist er selbst keine Veröffentlichung, sondern bleibt ein Brief, gehört also vollkommen konsequent in die III. Abteilung der MEGA². Die Wiedergabe eines Fragmentes des Briefes – sintemal eines gestückelten – als Werk (oder Werkvorform) täuscht über den Entstehungszusammenhang. Selbst wenn die Herausgeber den Leser 1992 nicht auf das Erscheinen des ausschlaggebenden Briefes haben warten lassen wollen, wäre die Engelssche Textvorlage in ihrer brieflichen

Ganzheit als Vorwegnahme des Briefbandes allenfalls im Apparat unterzubringen gewesen.

In der gesamten Geschichte der Marx-Edition, soweit sie durch die KPdSU geprägt worden war, sind Russophobie und Polenfreundschaft von Marx wie Engels eines der problematischsten, von Zensur, verkrampften Rechtfertigungen und Entschuldigungen, ja selbst von unfreiwilliger Komik gezeichnetes Kapitel. Es ist bezeichnend, daß Marx' Artikel in Urquarts „Free Press" in Russisch erst in Zeiten der Gorbačevschen Perestrojka und in Ostdeutsch niemals erschienen sind. Daß die Einforderung der Freiheit Polens von russischer Okkupation die Geburt der Internationale nicht nur begleitete, sondern elementar darstellte, bereitete parteioffiziellen Interpretationen immer Schwierigkeiten. So ordnet Dlubek die Unterstützung des Polnischen Aufstandes in die anderer nationaler Befreiungskämpfe durch die IAA ein: „der Italiener, Iren, Polen, Ungarn und anderer" Völker (S. 27*). Die exeptionelle Stellung der Unabhängigkeit Polens in den politischen Überlegungen von Marx und Engels ist in solcher Darstellung ebensowenig wiederzufinden wie die mehr als eindeutige Ausrichtung dieser Politik gegen Rußland. Preußen und Österreich waren nicht in gleicher Weise durch ihre Beteiligung an der Teilung Polens durch das Zarenreich an die Kandare genommen, wie Engels in seiner Artikelfolge „What have the working classes to do with Poland" ausdrücklich ausführt. Dieser Umstand führte dazu, daß sowohl Österreich als auch Preußen bei ihm „out of court" bleiben, wenn es gilt, den Feind der Unabhängigkeit Polens zu benennen (S. 194, 197).

Wird einerseits von den Herausgebern so die exeptionelle Bedeutung der polnischen Unabhängigkeit in den politischen Positionen von Karl Marx relativiert, so wird sie auf der andern Seite zugleich entkontextualisiert: Marxens „Resolution of the Polish Meeting in London, January 22, 1867" (S. 243), hier gleich als eigenes Werk von immerhin zwölf Worten abgedruckt (in der Werkausgabe noch sehr versteckt in einer Fußnote),[6] wird in den Erläuterungen wieder eingebettet in das sie umgebende Flugblatt mit allen andern Resolutionstexten, doch wer dort auch nur nach der Andeutung eines Hinweises auf den polnischen Messianismus sucht, tut das vergeblich. Es findet sich hier kein Hinweis darauf, ob Marx diesen Resolutionsentwurf, der gewissermaßen ein *locus communis* demokratischer Politik des 19. Jahrhunderts darstellte, frei oder eventuell bewußt an Mickiewicz anknüpfend formulierte.[7] Europa, so endete Marx seine Rede auf besagter Londoner Tea-Party, „must restore Poland, thus placing between herself and Asia 20 million of heroes" (S. 247) – wenn dies keine Adaption der polnischen Romantik ist, des *mesjanizm polski,* wonach Polen ein „Messias der Nationen" sei und durch seinen Leidensweg zur „Erlösung" der anderen Völker bestimmt sei, müßte Marx das Fahrrad neu erfunden haben. Immerhin ist dieser politische Topos so tief im politische Gedächtnis Europas eingegraben, daß er erst jüngst wieder vom deutschen Exkanzler Gerhard Schröder in seiner Rede anläßlich

6 MEW, Bd. 16, S. 200, Anm. 1.

7 Vgl. Gererdo Cunico, Messianismus bei Mickiewicz, in: Von Polen, Poesie und Politik ... Adam Mickiewicz 1798–1998. Hrsg. von Rolf-Dieter Kluge, Tübingen 1999, S. 171–196.

des 60. Jahrestages des Beginnes des Warschauer Aufstandes zitiert wurde: „Meine Damen und Herren, häufig ist – nicht nur in Polen und nicht nur von Polen – gesagt worden: Solange Polen nicht frei ist, kann auch Europa nicht frei sein."[8]

Es wird erwogen, vom Abdruck der Protokolle des Zentral- resp. Generalrats der IAA in den noch ausstehenden MEGA²-Bänden abzusehen. Künftig sollen lediglich „die darin verzeichneten Reden von Marx/Engels in geeigneter Weise" wiedergegeben werden.[9] Die Gründe für diese Reduktion sind zwar einleuchtend, hinterlassen jedoch noch größere Schwierigkeiten in der Kontextualisierung der Marxschen Texte bzw. der indirekten Zeugnisse über Marxsche Texte – und um mehr handelt es sich bei den Protokollen nicht –, als sich ohnehin schon zeigen. Der vorliegende Band 20 und der bereits erschienene Band 22 haben für die Wiedergabe der „Minutes" einen Standard vorgegeben, dem deren erstmalige Publikation aus den 1960er Jahren nicht entsprechen konnte. Da eine neue Edition dieser Dokumente der IAA nicht zu erwarten steht, wird sich hieraus ein Ungleichgewicht in der Verfügbarkeit dieser historischen Dokumente ergeben, die äußerst bedauerlich wäre. Die „Minutes" geben einen lebendigen und durch keine andre Quelle zu ersetzenden Einblick in die Geburt der internationalen politischen Organisation der Arbeiterbewegung.

Die Aufnahme der Protokollbücher des Zentralrates der I. Internationale geht in vielerlei Hinsicht über deren originalsprachige Erstveröffentlichung 1964 hinaus. Neben der bedeutend umfangreicheren und genaueren Kommentierung – hier schlägt sich die mitunter attackierte Breite des wissenschaftlichen Apparates außerordentlich fruchtbar nieder – sind die eigentlichen „Minute-Books" des Central Council durch Zeitungsberichte über seine Sitzungen ergänzt worden. Freilich verwirrt die Darbietung an einige Stellen: der Aufbau der Protokollbücher, deren handschriftliche Texte des öfteren durch eingeklebte gedruckte Berichte bereichert worden waren, erschließt sich ausschließlich bei strikt parallelem Lesen von Text und Apparat, da die Übergänge von handschriftlichem Protokolltext und Zeitungstext im Textband nicht erkennbar sind. Es scheint dies durch die Regeln der Edition unabwendbar. Allerdings wäre zu fragen, ob für einen solchen Fall nicht auch das Regelwerk ergänzt werden müßte. Überdies eröffnet sich ein eigentümliches Ungleichgewicht: Während Statements von Marx häufig durch die eingefügten Zeitungsschnipsel inhaltlich nachvollziehbar bleiben – hierzu ist das 1822 f. abgedruckte „Verzeichnis der vom Marx im Zentral- bzw. Generalrat der IAA vorgetragenen Berichte und Reden sowie der von ihm eingebrachten oder unterstützten Beschlußanträge" außerordentlich nützlich – verschwinden die Äußerungen anderer eher im dunkeln.

Nun ist die Dokumentation etwa der Auffassungen von John Weston über die Frage von Löhnen und Streiks zweifelsohne kein Gegenstand der Edition von Texten von Marx oder Engels, doch die Vermutung der Herausgeber, daß Westons Text nicht

8 Rede von Bundeskanzler Schröder zum 60. Jahrestag des Warschauer Aufstandes, 1. 8. 2004; http://www.bundesregierung.de/Reden-Interviews-,11635.691262/rede/Rede-von-Bundeskanzler-Schroed.htm (15. 8. 2004).

9 Jacques Grandjonc und Jürgen Rojahn, Redimensionierung des Projektes. Der revidierte Plan der Marx-Engels-Gesamtausgabe; http://www.bbaw.de/forschung/mega/revplan.html (15. 8. 2004).

überliefert sei (S. 1397 – Erläuterung zu 321.20), hat sie offenbar dazu verleitet, in der Einleitung der „Minutes" die Debatte so darzustellen, als hätten Marxens Repliken „die Position Westons völlig widerlegt" (S. 1335; vgl. 334.26–28), wäre deren Wiedergabe demzufolge überflüssig. Im Unterschied zum zitierten William Randall Cremer, sah sich Weston selbst indes keineswegs widerlegt, vielmehr meinte er, daß Marx "nothing had been advanced or proved which in any way affected the principles *he* affirmed" (334.25 f.). Nachdem Marx den zweiten Teil seines Vortrages über „Value, price and profit" am 23. Juni 1865 dem Zentralrat vorgetragen hatte, brachte gerade Cremer vor, daß "there were many who would like to have both papers – of Cit Weston and Cit Marx' reply – printed, but he hardly knew how the expense was to be met" (336.26–28).

Nicht schlüssig bleibt die beiläufige und nicht belegte Bemerkung der Herausgeber über „Westons Artikelserie in der ‚Bee-Hive Newspaper'", deren Einstellung den „Wunsch vieler Zentralratsmitglieder nach dem Druck der Polemik von Marx und Weston" neu aufleben ließ (S. 1128). Im Literaturregister sucht man vergeblich überhaupt eine Publikation Westons (S. 1949) zu finden, so daß im Dunkel bleibt, ob es sich bei der erwähnten, aber nicht verzeichneten Artikelserie um eine Wiedergabe der Westonschen Vorträge oder um etwas sachlich Verschiedenes handelte, ob diese Artikelserie möglicherweise gar nicht überliefert ist oder sie den Herausgebern nur nicht relevant genug erschien, um wenigstens ihre Titelei dingfest zu machen.[10]

Der Kommentar zu den Vorträgen von Marx löst diese Texte noch weiter aus ihrem Diskussionszusammenhang. In ihm dominiert zweifellos die Marxsche Werkentwicklung. Insofern ist es natürlich zutreffend, daß der Vortrag „Value, price and profit" zwischen dem Marxschen Manuskript von 1863/64 und der Erstausgabe des ersten Bandes des „Kapitals" steht. Wenn Marx indes aus seinem eigenen Vortrag wertvolle Erkenntnisse gewonnen haben soll (S. 36*), scheint dem eine eigenartige Ansicht der Entfremdung der Theorie gegen ihren Urheber zugrunde zu liegen oder aber die Vorstellung von Marx als einem fleißigen Parteiarbeiter, der sich in rastlosem Selbststudium des Marxismus die wissenschaftliche Weltanschauung des Proletariats aneignet. Die Marxschen Vorträge stehen aber an der Kreuzung zweier Entwicklungen: einerseits seiner Arbeit am „Kapital", andrerseits inmitten einer auf eine sehr politische Frage ausgerichteten Debatte innerhalb der Internationale. Genau dieses Dilemma sah auch Marx, sowohl, bevor er seine Vorträge hielt ("You can't compress a course of Pol. Econ. into 1 hour"[11]), als auch danach: „Der erste Theil davon Antwort auf Weston's Blödsinn; der zweite a theoretical Auseinandersetzung, so weit Gelegenheit passend dazu."[12] So vorteilhaft die Aufnahme der Artikel von Johann Georg Eccarius „A working man's refutation of some points of political economy endorsed and advocated by John Stuart Mill" in den Band ist, weil er den Diskussionsprozeß innerhalb der

10 Erst MEGA², III, 13, S. 1170, 1415, schafft Licht in dieses Dunkel: John Weston: Sparks from the workshop, in: The Bee-Hive Newspaper, Nr. 156 (8. 10. 1864), 158 (22. 10. 1864), 164 (3. 12. 1864), 178 (11. 3. 1865), 180 (25. 3. 1865), 186 (6. 5. 1865).

11 Karl Marx an Friedrich Engels, 20. 5. 1865, in: MEGA², III, 13, S. 467.

12 Derselbe an denselben, 24. 6. 1865, ebd., S. 482.

Internationale über die zeitgenössischen ökonomischen Theorien anschaulich macht, so sehr ist zu bedauern, daß der Gegenstand der Marxschen Polemik, die Thesen von Weston, nicht hinreichend referiert werden. Insofern durch die Konzentration künftiger MEGA²-Bände auf den engeren Korpus der Marxschen Schriften derartige Zusammenhänge eher noch weniger zu greifen sein werden, wäre zu wünschen, daß dies zum Ausgleich im derweil erneuerten Marx-Engels-Jahrbuch[13] stattfindet.

Ein wenig verwirrend ist auch die Zeugenbeschreibung des ersten Protokollbuches des Zentralrates: Ein Protokoll der Sitzung des Central Council vom 28. August 1866 findet sich darin nicht (S. 1497 zu 449.1–450.19). Der diese Lücke – und damit zugleich die frühere Ausgabe der „Minutes" (Moskau 1964) – ergänzende Text aus dem „Commonwealth" wird allerdings in die MEGA²-Edition der „Minutes" in einer Weise integriert, daß nicht auf den ersten Blick deutlich wird, daß es sich hierbei um eine vollkommen andere Überlieferung handelt. Die integrierte Rekonstruktion der Zentralratsprotokolle aus a) dem überlieferten „Minute Book" und b) verschiedenen ergänzenden Zeitungsberichten wird in Zeugenbeschreibung (S. 1343 f.) und Hinweisen zur Edition (S. 1344 f.) nicht klar ersichtlich. Aus dieser Beschreibung ergibt sich auf den ersten Blick die Vorstellung, es handele sich ausschließlich um ein einheitliches Dokument. Die besondere Betonung, daß der Zeitungsbericht des »Commonwealth« über die Sitzung vom 28. August 1866 „vollständig abgedruckt [wird], da kein Sitzungsprotokoll überliefert ist" (S. 1344), impliziert freilich die Frage nach den Kriterien, nach denen aus anderen Zeitungsberichten für den Abdruck in der MEGA² ausgewählt wurde. So ließe sich aufgrund der Czóbelschen Marx-Chronik vermuten, daß die Ausgabe der „Bee-Hive" vom 27. Mai 1865 sowohl auf die erweiterte Sitzung des Zentralrates vom 20. Mai 1865, auf der Weston den zweiten Teil seines Vortrages über Löhne hielt und über die gar kein Protokoll überliefert ist, als auch auf die vom 23. Mai eingeht.[14] Der im vorliegenden Band abgedruckte Auszug aus der „Bee-Hive" (S. 326) indes geht lediglich auf den Bericht von Dupont über den Streik der Tüllarbeiter in Lyon ein. Hier wäre – analog zur Übersicht über die Marxschen Berichte und Reden – eine Übersicht über die leider nur summarisch erwähnten (S. 1341 f.), das „Minute Book" der IAA ergänzenden Pressetexte wünschenswert gewesen.

Vielleicht mögen die hier vorgetragenen Kritiken an Details und Einwände den Eindruck erwecken, daß der vorliegende Band der MEGA² mißlungen sei. Weit gefehlt. Dieser letzte Band, der nach den Editionsprinzipien der verblichenen Institute für Marxismus-Leninismus erarbeitet wurde, ist für sich ein historisches Dokument. Er beweist die Fähigkeit und das durchweg erfolgreiche Mühen der Bearbeiter, die Texte von Marx und Engels in vorbildlicher Weise zu edieren. Er zeugt zugleich vom Versuch, diese Edition von unmittelbaren ideologischen Aspirationen der die herausgebenden Institute tragenden herrschenden Parteien so frei als irgend möglich zu halten. Man

13 Marx-Engels-Jahrbuch 2003, Berlin 2003; jüngst erschien der zweite Band für 2004.

14 „In den Sitzungen polemisiert Marx gegen Westons Ansichten über Streik- und Lohnbewegungen. Minutes – Marx an Engels 20. V. 1865. – Beehive 27. V. 1865." – Karl Marx. Chronik seines Lebens in Einzeldaten. Zusammengestellt vom Marx-Engels-Lenin-Institut Moskau, Moskau 1934, S. 244.

wäre geneigt als Gleichnis Kurt Tucholskys wunderbare Geschichte heranzuziehen von Lydia, der norddeutschen Geliebten des Gripsholmreisenden, die „auf der glatt gebohnerten Treppe der deutschen Grammatik empor[krabbelt] und [...] alle Nase lang wieder in sein geliebtes Platt zurück[rutscht]“,[15] wollte man die Kommentierung in ihrer Spannung von wissenschaftlicher Distanz und ideologisch geprägter Normativität beschreiben – wenn die Herausgeber denn ebenso bezaubernde Prinzessinnen wie Lydia wären. Es hätte nicht gelohnt, den Band nach den neuen Editionsprinzipien zu überarbeiten, bevor eine – ich wiederhole: begrüßenswerte – Neuauflage vonstatten gegangen wäre. Die Edition der Texte ist über wissenschaftlichen Zweifel erhaben, die Kommentierung ist das, was die Inhalte betrifft, zwar nicht in jedem Falle, sie ist es aber, wo es um die Editionsarbeit im engeren Sinne geht. Wo aus der Befangenheit der Herausgeber Risiken für den Kernbereich der Edition erwachsen, sollte hier mit der bewußt kleinteiligen Kritik verdeutlicht werden. Für künftige Neuauflagen aus den alten MEGA^2-Bänden bleibt zu hoffen, daß sich der neue Herausgeber, die Internationale Marx-Engels-Stiftung, zu einem ein wenig inhaltsreicheren Geleitwort hinreißen ließe. Selbst wenn dies einigen der älteren, z. T. ehrenamtlich ihr Wissen noch immer in den Dienst dieser Edition stellenden Kolleginnen und Kollegen, deren Arbeit damit mittelbar und unmittelbar kritisiert werden müßte, mißfallen würde – dem Anliegen, der historisch-kritischen Ausgabe des Werkes von Karl Marx und Friedrich Engels wäre damit gedient.

15 Kurt Tucholsky, Schloß Gripsholm, Reinbek 1975 (Gesammelte Werke in zehn Bänden, Bd. 9), S. 10.

Demokratische Geschichtsschreibung im Norden

Sechs Jahrbücher zur Demokratie in Schleswig-Holstein*

Von Gebhard Schultz

Mit der „Geschichte Schleswig-Holsteins vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit" (DG 13, Editorial, S. 6) beschäftigt sich das seit 1986 erscheinende Jahrbuch „Demokratische Geschichte" (DG). Es wird herausgegeben vom „Beirat für Geschichte" in der Gesellschaft für Politik und Bildung Schleswig-Holstein e. V. (Malente). Dieser 1984 gegründete Beirat ist „ein offener Kreis von Wissenschaftlern und historisch Interessierten",[1] der das Ziel verfolgt, „eine demokratische Regional- und Heimatgeschichte" zu fördern (DG 12, Editorial, S. 7). „Demokratische Geschichte" wird hierbei als „Geschichte von unten" und als „Geschichte der Demokratie" definiert (DG 11, Editorial, S. 7]. Die DG versteht sich als „demokratische Geschichtszeitschrift" und bekennt sich zum „Miteinander von Wissenschaftlern und Laien, Anfängern und Fortgeschrittenen, traditionellen und unorthodoxen Herangehensweisen" (DG 14, Editorial, S. 6].

Geschichte der Arbeiterbewegung

Bis 1996 erschien die DG mit dem Zusatz „Jahrbuch zur Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein". Das herausgebende Gremium hieß „Beirat für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein". In der DG selbst wird der Verzicht auf den Begriff „Arbeiterbewegung" (ab DG 11) merkwürdigerweise nicht begründet, obgleich jede Ausgabe des Jahrbuchs ein in der Regel sorgfältig formuliertes Editorial enthält, in dem Platz für eine Erklärung gewesen wäre. Auf meine Nachfrage teilte Mitherausgeber Uwe Danker mit, man habe sich „mit der leichten Modifikation des Namens unserer bereits eingeführten Publikationspraxis

* Rezension von:
Demokratische Geschichte. Jahrbuch für Schleswig-Holstein, Bd. 11 (= Veröffentlichung des Beirats für Geschichte der Gesellschaft für Politik und Bildung Schleswig-Holstein e. V.). – Malente: Schleswig-Holsteinischer Geschichtsverlag 1998. 320 S.; **Bd. 12.** 1999. 416 S.; **Bd. 13.** 2000. 400 S.; **Bd. 14.** 2001. 320 S.; **Bd. 15.** 2003. 350 S.; **Bd. 16.** 2004. 352 S.; **Register der Veröffentlichungen des Beirates für Geschichte in Schleswig Holstein.** 1999. 96 S. – Hrsg. von Birte Claasen [ab Bd. 13], Uwe Danker, Manfred Jessen-Klingenberg, Nils Köhler [ab Bd. 13], Sebastian Lehmann [ab Bd. 13], Regina Rocca [Bd. 11–12], Gabriele Romig [Bd. 11–12] und Rolf Schulte. (Die Nachweise erfolgen mit Angabe der Jahrgangsnummer und Seitenzahl, z. B. DG 12, S. 29.)

1 Faltblatt „Demokratische Geschichte", Malente o. J. [ca. 2000]. Der Beirat hat momentan „knapp über 500 Mitglieder" (Mitteilung von Uwe Danker, Schleswig). Im Jahresbeitrag von zur Zeit 20 Euro ist ein Abonnement des Jahrbuchs enthalten. Kontaktadresse: Beirat für Geschichte, Schweizer Str. 58, 23714 Malente. Einzelausgaben der DG können für 25 Euro auch über den Buchhandel bestellt werden.

angepaßt, die eben nicht ‚nur' Beiträge zur Arbeiterbewegungs- und Demokratiegeschichte" vorsehe, sondern, „jedenfalls was die Epochen bis zum Mittelalter angeht", weiter greife. Zudem enthalte die DG „als Innovation [...] zunehmend auch didaktische Beiträge". In der Tat bleibt die DG in den hier zu rezensierenden Jahrgängen ihrer bisherigen publizistischen Linie treu.[2] Die Jahrbücher enthalten nach wie vor viele Artikel zur Arbeits- und Lebenssituation der unteren Schichten, zu Arbeitskämpfen sowie zu diversen Aspekten in der Geschichte der Arbeiterbewegung.[3]

Einige Beispiele: Anhand von zeitgenössischen Quellen untersucht Rüdiger Möller die Lebensbedingungen von Arbeitsmigranten aus den preußischen Ostprovinzen, die in der Zuckerfabrik in Wesselburen (1869–1908) beschäftigt wurden (DG 13, S. 59–80). Juliet Ingram zeigt die enge Kooperation von Unternehmern, Polizei und Justiz bei der Bekämpfung eines Textilarbeiterstreiks in Neumünster im Jahre 1888. Sie greift hierbei unter anderem auf Berichte in der Lokalpresse zurück (DG 11, S. 47–72).[4] Leevke Heed befaßt sich auf der Basis von archivalischen Quellen und veröffentlichten Texten mit der Entwicklung des Arbeitersports in Kiel, die in der Hansestadt am Ende des 19. Jahrhunderts begann und bis zum Ersten Weltkrieg durch staatliche Repressionen behindert wurde. In der Weimarer Republik stabilisierte sich die Position des Arbeitersports in der Kieler Sportwelt, wenngleich die politische Komponente an Bedeutung verlor. Nach seiner Zerschlagung im Nationalsozialismus konnte der Arbeitersport in der Nachkriegszeit nicht wieder an seine frühere Bedeutung anknüpfen. Die Autorin führt dies weniger auf die ablehnende Haltung der Besatzungsmächte als auf die Auflösung des Arbeitermilieus zurück (DG 13, S. 147–198).[5]

Arbeiterbiographien

Ein wichtiger Bestandteil der DG sind biographisch orientierte Beiträge. Auch hierzu zwei Beispiele: Ingo Groth schildert auf eindrucksvollen fünf Seiten einfühlsam den „Fall Anna Kühl", der sich um 1850 in einem Dorf in der Nähe von Rendsburg

2 Zu den ersten zehn Bänden siehe Kurt Schilde, Demokratische Geschichtsschreibung im Norden. Zehn Jahrbücher zu Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein, in: *IWK*, Jg. 34 (1998), H. 2, S. 209–218. Nur am Rande sei eine kleine Veränderung erwähnt: Ihren Rezensionsteil hat die DG ab Bd. 12 eingestellt.

3 Die Bände 11–16 der DG enthalten 82 Artikel auf insgesamt 2160 Seiten. Es versteht sich von selbst, daß in diesem Rahmen nur auf einen kleinen Teil der Beiträge näher eingegangen werden kann. Artikel, die keinen Bezug zur Geschichte der Arbeiterbewegung haben, wurden dabei von vornherein außer acht gelassen. Im übrigen ist die Auswahl durchaus subjektiv von den Interessenschwerpunkten des Rezensenten geprägt. Der Beirat für Geschichte hat im Jahre 1999 ein Register zu seinen Veröffentlichungen vorgelegt, in dem auch die ersten zwölf Bände der DG erfaßt sind. Das Register enthält ein Autorenverzeichnis sowie ein Schlagwortregister, jedoch leider kein Orts- und Personenverzeichnis.

4 Der Artikel basiert auf der Examensarbeit der Autorin aus dem Jahre 1998.

5 Der Text ist ein Auszug aus einer Diplomarbeit, die Levke Heed 1999 an der Deutschen Sporthochschule Köln geschrieben hat. Susanne Zeis geht in ihrem Artikel „140 Jahre Turnen und Sport in Nortorf" (*DG 13*, S. 81–146) auch auf die Geschichte des Arbeitersports in dieser Kleinstadt ein (insbesondere S. 109–124).

zugetragen hat: Eine in ärmlichen Verhältnissen lebende, vom Liebhaber verlassene landwirtschaftliche Saisonarbeiterin tötet unmittelbar nach der Geburt heimlich ihr „uneheliches" Kind. Ein Kieler Gericht verhängt das Todesurteil ohne die ausweglose Lebenssituation der Anna Kühl auch nur in Erwägung zu ziehen; erst auf dem Gnadenwege wird hieraus eine Zuchthausstrafe (DG 11, S. 41–46). Von 1945 bis 1969 führte der Rendsburger Arbeiter Adolf Buhmann (1900–1987) ein Tagebuch. Solche Aufzeichnungen sind in dieser Bevölkerungsschicht ausgesprochen selten. Der von Stefan Wendt (Transkription) und Uwe Danker (sprachliche Überarbeitung und Vorwort) verantwortete „fast vollständige" Abdruck des Tagebuchs zeigt die Nachkriegszeit aus der Perspektive eines Arbeiters, der im Verlauf des „Wirtschaftswunders" in mancher Hinsicht zum Kleinbürger wird (DG 12, S. 133–190).

Nationalsozialismus

Ein besonderer Schwerpunkt der DG ist auch in den hier zu rezensierenden Bänden die Geschichte des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein. Gerhard Hoch rekonstruiert anhand von Prozeßakten die Verfolgung des kommunistischen Arbeiters Otto Gösch im „Dritten Reich" (DG 12, S. 123–132). Der Widerstand dieses im besten Sinne einfachen Mannes aus Kaltenkirchen bestand keineswegs in umfassenden politischen Aktivitäten. Gösch machte aus seiner kritischen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus kein Geheimnis und wurde wegen unvorsichtiger Äußerungen (unter anderem auf Bahnfahrten) mehrfach denunziert. „Um ihn [...] zur Strecke zu bringen, bedurfte es keiner Bemühungen seitens der staatlichen Organe, insbesondere der Gestapo in Neumünster. Diese Instanzen konnten sich weitestgehend auf die Zuarbeit und die Bereitwilligkeit zur Denunziation hinreichend vieler Bürger verlassen" (ebd., S. 126).

Der Kieler Historiker Daniel Roth beschreibt und analysiert in einer Zusammenfassung seiner Magisterarbeit die betriebliche Sozialpolitik der staatseigenen Rüstungswerft „Deutsche Werke Kiel AG" (DWK) im „Dritten Reich" (DG 13, S. 247–300). In der Werkszeitung und in anderen Publikationen der DWK wurde kontinuierlich über eine Vielzahl von unterschiedlichen Maßnahmen berichtet (betriebliche Verpflegung, Kinderbetreuung, Werkswohnungen, Erholungsheime, kulturelle Aktivitäten etc.). Die eigentliche Funktion dieser Leistungen bestand darin, auf kostengünstige Weise den betrieblichen Frieden zu gewährleisten. Die DWK profitierte von der Rüstungskonjunktur, so daß die Arbeiter und Angestellten der Werft über sichere Arbeitsplätze verfügten. In einer Situation, in der aufgrund der kriegswirtschaftlichen Erfordernisse die Arbeitsbelastung stieg, verfolgte die „Gefolgschaftsbetreuung" das Ziel, die Betriebszufriedenheit ohne Einkommenserhöhungen zu erhalten. Auch disziplinierende Effekte waren intendiert, da kein Rechtsanspruch auf Gewährung von Sozialleistungen bestand.

Zwangsarbeit im „Dritten Reich"

Gleich mehrere Beiträge befassen sich mit dem Thema Zwangsarbeit im „Dritten Reich": Christian Rathmer beschreibt auf anschauliche Weise die Arbeits- und Lebensbedingungen der ca. 30 000 bis 40 000 Zwangsarbeiter, die von 1939 bis 1945 in allen Zweigen der Lübecker Wirtschaft (insbesondere in der Rüstungsindustrie) eingesetzt wurden. Der weitaus größte Teil dieser Menschen stammte aus Osteuropa; das Durchschnittsalter lag bei etwa zwanzig Jahren. Rathmer zitiert ausführlich aus Erlebnisberichten und illustriert seinen Beitrag durch interessante Dokumente und Fotos, die zum Teil von ehemaligen Zwangsarbeitern zur Verfügung gestellt wurden (DG 11, S. 115–160).[6]

Tina Rathjen schildert den Alltag der „Fremdarbeiter" im Kreis Schleswig (DG 3, S. 301–338).[7] In der ländlich geprägten Region waren Zwangsarbeiter vor allem in der Landwirtschaft tätig, da dieser Sektor in hohem Maße von Einberufungen zur Wehrmacht betroffen war. Insbesondere polnische Männer wurden in den landwirtschaftlichen Betrieben des Kreises eingesetzt; es handelte sich, wie die Autorin hervorhebt, um ein „Massenphänomen" (ebd., S. 318). Rathjens Darstellung basiert im wesentlichen auf archivalischen Quellen und statistischen Berechnungen, die durch Diagramme visualisiert werden. Zeitzeugenberichte zieht sie – im Unterschied zu Rathmer – nicht heran. Textbegleitend sind acht großformatige, sehr eindrucksvolle Porträtfotos von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen abgedruckt, über deren Entstehung der Rezensent gern näheres erfahren hätte.[8]

Zwangsarbeit aus der dienstlichen Perspektive von Polizeibeamten vermittelt ein vollständig abgedrucktes Protokollbuch der Schutzpolizei Neumünster, Abteilung Ausländerüberwachung, das den Zeitraum vom 30. Oktober 1944 bis zum 2. Mai 1945 umfaßt. Sebastian Lehmann[9] hat das maschinenschriftliche Dokument transkribiert, erläuternde Fußnoten hinzugefügt und eine kurze Einleitung verfaßt (DG 14, S. 207 bis 256). In den zumeist knappen, sich häufig wiederholenden und bürokratisch formulierten Notizen, die offenbar als „Tätigkeitsnachweis" dienen sollten, hielten die Beamten ihren Überwachungsalltag fest: Sie kontrollierten Straßen und Lager, verwarnten Gastwirte wegen verbotenen Ausschanks an Zwangsarbeiter, trafen Ostarbeiter ohne das vorgeschriebene Abzeichen an, gingen Diebstählen nach etc. Immer

6 Rathmers Beitrag basiert auf Ausstellungsrecherchen. Eine ausführlichere Version ist zwischenzeitlich erschienen: Christian Rathmer: „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer …". Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945. Dokumentation zur Ausstellung in der Geschichtswerkstatt Herrenwyk vom 4. Mai 1997 bis zum 1. Februar 1998, Essen 1999 (siehe hierzu die Rezension von Rolf Schmolling, *IWK*, Jg. 37 (2001), H. 4, S. 533.

7 Die Autorin hat als studentische Mitarbeiterin an einem Gutachten zur Zwangsarbeit in Schleswig-Holstein mitgearbeitet, das vom Institut für Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG) im Jahre 2000 im Auftrag der schleswig-holsteinischen Landesregierung erstellt wurde. Der Artikel ist eine gekürzte Fassung ihrer Staatsexamensarbeit, die 2001 an der Universität Flensburg angenommen wurde.

8 Es findet sich lediglich der Hinweis „Sammlung Carla Stüwe, Süderbrarup; Privatbesitz Steen".

9 Auch Sebastian Lehmann war als wissenschaftlicher Mitarbeiter des IZRG an der Erarbeitung des bereits erwähnten Gutachtens beteiligt.

wieder wurden „Anzeigen gefertigt" und „Berichte an die Gehstapo" geschrieben. Auch wenn es in Neumünster keine größeren Widerstandsaktionen von Zwangsarbeitern gab, verzeichnet das Protokollbuch in den letzten Monaten des „Dritten Reiches" zunehmend kleinere Handlungen des Ungehorsams.

Nils Köhler befaßt sich mit den dänischen Arbeitern, die von 1940 bis 1945 in Schleswig-Holstein tätig waren und geht hierbei insbesondere der Frage nach, ob es sich hier um Zwangsarbeit gehandelt habe (DG 15, S. 223–238).[10] In der Tat kamen die insgesamt etwa 100 000 Dänen „ohne Ausnahme" (ebd., S. 237) freiwillig nach Deutschland, selbst wenn ihre Entscheidung häufig auf falschen Versprechungen beruhte. Die dänischen Arbeiter durften nach Beendigung ihrer Arbeitsverträge in ihr Heimatland zurückkehren und wurden als Angehörige des „germanischen Volkes" nicht aus rassistischen Gründen diskriminiert. Am Ende seines Artikels kommt Köhler zu folgendem Ergebnis: „So erscheint die Anwendung des Terminus ‚Zwangsarbeiter' auf die Dänen insgesamt unangebracht. Gleichwohl sei daran erinnert, daß auch Dänen zu Zwangsarbeitern werden konnten, etwa wenn sie aufbegehrten und ins Visier der Gestapo gerieten. So wird wohl allein die dänische Bezeichnung ‚Tysklandarbejdere' [Deutschlandarbeiter] dieser besonderen und in Schleswig-Holstein im Sommer 1943 über 7000 Personen zählenden Gruppe gerecht" (ebd., S. 238). Ist mit diesem Begriff tatsächlich viel gewonnen? Köhlers Aufsatz basiert, wie er selbst schreibt (ebd., S. 224, Anm. 2), im wesentlichen auf einem Beitrag von Therkel Straede aus dem Jahre 1991[11] und liefert allenfalls in Detailfragen neue Erkenntnisse. Um die Lebenssituation(en) der „Deutschlandarbeiter" genauer zu beschreiben und in den historischen Kontext einordnen zu können, bedarf es weiterer Forschungsarbeit. Hierbei wäre es angebracht, in stärkerem Maße auch auf Zeitzeugenberichte zurückzugreifen.[12]

KPD-Geschichte

Einen sehr lesenswerten, persönlichen Rückblick auf die Geschichte der kommunistischen Bewegung liefert Klaus Weigle unter dem Titel „Hein Meyn oder Ein infolge großer politischer Veränderungen mühseliger und zudem verspäteter Versuch, eine dem Verstorbenen und der Zeit angemessene Totenrede zu entwerfen" (DG 11, S. 213 bis 280).[13] Sein 1997 fertiggestellter Text ist einerseits ein Nachruf auf den Lübecker Kommunisten Hein Meyn (1906–1993), mit dem Weigle fünfundvierzig Jahre lang

10 Nils Köhler zählt ebenfalls zu den Autoren des IZRG-Gutachtens.

11 Therkel Straede, „Deutschlandarbeiter". Dänen in der deutschen Kriegswirtschaft, 1940–1945, in: Europa und der „Reichseinsatz". Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938–1945. Hrsg. von Herbert Ulrich, Essen 1991, S. 140–171.

12 Straede (ebd., S. 168) erwähnt in diesem Zusammenhang mehrere Texte ehemaliger „Tysklandsarbejder" „in belletristischer oder Memoirenform", die in dänischer Sprache publiziert wurden.

13 Der Artikel wird eingeleitet von Uwe Danker und Detlef Siegfried, Wie trauert man um einen Kommunisten? Randbemerkungen zu Klaus Weigles nicht gehaltener Totenrede auf Hein Meyn, in: *DG 11*, S. 209–212.

befreundet war. Zugleich schreibt der 1926 geborene Autor aber auch über sein eigenes Leben: Weigle war 1946 – auch unter dem Einfluß von Hein Meyn – in die KPD eingetreten. Anfang der fünfziger Jahre übte er das Amt des schleswig-holsteinischen Parteivorsitzenden aus. Auf Bitten Meyns hatte Klaus Weigle im Jahre 1961 zugesagt, am Sarg seines Freundes die Totenrede zu halten. Als Hein Meyn mehr als drei Jahrzehnte später starb, brach Klaus Weigle sein Versprechen. Obgleich die enge Freundschaft zwischen beiden erhalten geblieben war, hatten sie sich in ihrem politischen Denken weit voneinander entfernt: „Es gab Fragen, über die man auch in einer Totenrede nicht hinweggehen konnte" (ebd., S. 219).

Der Schiffbauer Hein Meyn war bereits in jungen Jahren in der SAJ und später im KJVD aktiv, 1931 schickte ihn die Partei auf die Leninschule in Moskau – dieses eine Jahr bezeichnet er 1988 „als die schönste Zeit seines politischen Lebens" (ebd., S. 239). Für sein politisches Engagement zahlte Hein Meyn den hohen Preis einer langjährigen Haft in Fuhlsbüttel, Sachsenhausen und Flossenbürg. Auch nach dem Kriege stand er zu seiner politischen Überzeugung: „Hein blieb in den kommenden Jahrzehnten ein Parteisoldat, womit ich sagen will, daß er die Aufgaben übernahm, die die Partei ihm stellte, und sie dort zu lösen suchte, wo sie ihn hinstellte" (ebd., S. 248). Hein Meyn geriet gelegentlich in Konflikt mit der Parteiführung,[14] war manchmal enttäuscht von seiner Partei[15] und nahm auch die Defizite des „realen Sozialismus" wahr. Er blieb jedoch im Grunde bis zu seinem Tode ein „linientreuer" Kommunist. Klaus Weigle erzählt diese Lebensgeschichte, um begreiflich zu machen, warum er sein Versprechen nicht einhalten konnte. Er argumentiert hierbei aus dem Blickwinkel seiner eigenen Biographie: Weigle engagierte sich noch nach dem KPD-Verbot als Kommunist und mußte die Folgen der staatlichen Repression tragen. Auch wenn er 1968 der DKP nicht mehr beitrat, blieb er der kommunistischen Bewegung verbunden.

Weigle bekannte sich allerdings offen zu seinen in den achtziger Jahren stärker werdenden Zweifeln. Politische Freunde reagierten darauf mit Mißtrauen. In einem Brief hielt Klaus Weigle 1990 sein Unbehagen fest: „Die Bewegung, die uns geformt hat, ist für das Ertragen und Auffangen von unterschiedlichen Auffassungen nicht geschaffen. [...] Eine dem Selbstverständnis erwachsene Rechthaberei, als Prinzipienfestigkeit gefeiert, läßt Genossen über Nacht zu Feinden werden. Mehr noch als dem Klassenfeind ist dem zweifelnd Fragenden gegenüber Wachsamkeit geboten, nagt er doch am Innersten der Bewegung, an ihrem Kern; er muß entlarvt, zur Unperson erklärt, seine Gedanken müssen aus Texten, sein Gesicht aus Fotos herausretuschiert werden. Im Namen der Parteilichkeit" (ebd., S. 223).

Trotz seines sehr (selbst)kritischen Blicks auf den Kommunismus ist es Weigles Anliegen, die Lebenswege von Kommunisten gegen oberflächliche Geschichtsdar-

14 Anfang der fünfziger Jahre warf ihm die Parteiführung eine „antisowjetische Haltung" vor, er verlor das Amt des Landesvorsitzenden und wurde gegen seinen Willen in der DDR verhört (ebd., S. 256, 272).

15 Hein Meyn gehörte zu den Mitbegründern der DKP in Schleswig-Holstein, wurde aber nicht mehr in den Parteiapparat berufen. „Diszipliniert, wie er war, ließ er sich nicht anmerken, daß ihn das kränkte" (ebd., S. 264).

stellungen in Schutz zu nehmen, in denen die kommunistische Bewegung als „eine Sekte skrupelloser Machtmenschen" denunziert wird: „Biographien wie die des Hein Meyn schrumpfen dabei [...] auf die von verbohrten, gewissen- und hirnlosen Mittätern zusammen, über deren Leben man bestenfalls nur den Kopf schütteln kann" (ebd., S. 27). Demgegenüber hofft der Autor nach wie vor auf das Engagement vieler Menschen für eine „bessere Gesellschaft" und billigt Hein Meyn in diesem Sinne eine Vorbildfunktion zu. Weigle hat mit diesem nachdenklichen und glänzend geschriebenen Artikel sein Versprechen letztlich doch noch eingelöst.

Ein weiterer Artikel, den Klaus Weigle zusammen mit Jürgen Brammer geschrieben hat, befaßt sich mit den Aktivitäten schleswig-holsteinischer Kommunisten nach dem KPD-Verbot im Jahre 1956 – ein Thema, das bisher nur unzureichend erforscht ist (DG 12, S. 281–330). Zurückgegriffen wird auf Gerichtsurteile, Dokumente der „Westabteilung" beim ZK der SED, öffentliche Mitteilungen des Verfassungsschutzes, Aussagen von Beteiligten „sowie eigene Erfahrungen und Kenntnisse der Autoren" (ebd., S. 283). Brammer und Weigle vermitteln anhand von Beispielen einen anschaulichen Eindruck von der politischen Arbeit der KPD in Schleswig-Holstein unter den Bedingungen der Illegalität. Während z. B. die Verbreitung illegaler Zeitschriften unter konspirativen Bedingungen durchgeführt werden mußte und für die Beteiligten mit einem hohen Risiko verbunden war, kamen auch Formen der politischen Aktivität zur Anwendung, die – an sich – legal waren. So wurden z. B. marxistische Bildungszirkel eingerichtet, Kommunisten arbeiteten in Betriebsräten mit und ließen sich bei Wahlen als unabhängige Bewerber aufstellen. Für den einzelnen bestand hierbei immer die Gefahr, daß die staatlichen Stellen sein politisches Wirken nicht als legales bürgerschaftliches Engagement hinnehmen sondern als Unterlaufen des KPD-Verbots auslegen würden.

Auch wenn die staatliche Repression nach 1956 in keiner Weise mit der Kommunistenverfolgung im „Dritten Reich" zu vergleichen ist, konnten die menschlichen Folgen im Einzelfall schwerwiegend sein. Für ihre politische Überzeugung mußten Kommunisten nicht nur Haftstrafen in Kauf nehmen, sondern häufig auch den Verlust des Arbeitsplatzes. NS-Verfolgte liefen zudem Gefahr, ihren Anspruch auf Entschädigungszahlungen zu verlieren. Das KPD-Verbot war in der öffentlichen Meinung allerdings durchaus umstritten, so daß Betroffene oft auch von Nichtkommunisten solidarisch unterstützt wurden.

Die Effektivität der kommunistischen Aktivitäten nach 1956 wird von den Autoren eher gering veranschlagt: „Die Kommunisten wurden in den Jahren des Parteiverbots nur dort wahrgenommen, wo sie sich als einzelne öffentlich zu Wort meldeten oder aktiv an sozialen und politischen Protestbewegungen teilnahmen. Zentral hergestelltes illegales Material wurde in so geringem Ausmaß verteilt, daß es keinen Einfluß auf die Meinungsbildung haben konnte" (ebd., S. 311). Interessant ist in diesem Zusammenhang die Einschätzung von Ewald Stiefvater, einem Mitglied der illegalen Parteiführung, den die Autoren wie folgt zitieren: „Die Partei tauchte nach dem Verbot zu tief ab. Bei der Vorbereitung der erwarteten Illegalität hatte die Parteiführung sich verständlicherweise von den Erfahrungen aus der NS-Zeit leiten lassen, die Vorstellungen

der älteren Genossen waren durch eigenes Erleben dieser Zeit, die der jüngeren durch die Widerstandsliteratur geprägt" (ebd., S. 293).[16]

Fazit

Die Jahrbücher behandeln ein breites Spektrum der schleswig-holsteinischen Geschichte, wobei der Schwerpunkt auf dem 20. Jahrhundert liegt. Die methodisch sehr unterschiedlichen Beiträge weisen durchweg eine hohe Qualität auf und sind gleichwohl verständlich formuliert. Bemerkenswert ist zudem die sorgfältige optische Gestaltung der Jahrbücher: Fast alle Artikel werden durch zeitgenössische Fotos und Dokumente aussagekräftig illustriert. Auch aus diesem Grunde sind viele Beiträge in besonderem Maße für die schulische und politische Bildung geeignet. Didaktisch orientierte Beiträge liefern nützliche Anregungen für Geschichts- und Politiklehrer.[17] Zudem publiziert die DG gelegentlich auch Schülerarbeiten.[18] Die DG ist nach wie vor ein wichtiges Fachperiodikum zur schleswig-holsteinischen Landesgeschichte, an dem allerdings auch viele „Nichtfachleute" Gefallen finden würden. In diesem Sinne wäre der Zeitschrift eine weite Verbreitung zu wünschen.[19]

16 Stiefvater und 13 weitere Beteiligte wurden von den Autoren in den Jahren 1998 und 1999 befragt, ebd., S. 286.

17 Derartige Artikel finden sich insbesondere ab Bd. 13 der DG und stehen unter der Überschrift „Forum Geschichtsunterricht" bzw. „Didaktisches Forum" (siehe z. B. Birte Claasen, „Die Sonne scheint allen, sogar denen, die das Ost-Abzeichen tragen". Zwangsarbeit als Thema in der Schule, in: *DG 13*, S. 359–368; dies., Der Weg ist das Ziel. Zeitzeugenbefragung im Geschichtsunterricht, in: *DG 15*, S. 311–317).

18 So z. B. einen Beitrag zum Widerstand in Wedel (*DG 12*, S. 77–94) und zwei kürzere Artikel zum Thema Zwangsarbeit im „Dritten Reich" (*DG 15*, S. 329–334 und S. 341–348).

19 Die Druckauflage der DG liegt bei 600 Exemplaren (Mitteilung von Uwe Danker). Der weitaus größte Teil der Auflage geht also an die 500 Mitglieder des Beirats.

Neue Literatur

Nach der Revolution 1848/49. Verfolgung, Realpolitik, Nationsbildung. Politische Briefe deutscher Liberaler und Demokraten 1849 bis 1861. Bearb. von Christian JANSEN (= Eine Veröffentlichung der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien). – Düsseldorf: Droste Verlag 2004. LXV, 813 S.

Die voluminöse Edition, die anhand von 419 Briefen die nachrevolutionäre Zeit in Deutschland bis 1861 unter politischen Aspekten beleuchtet, hat ihren konzeptionellen Ausgangspunkt nicht in der Reichsgründung, sondern in der Revolution von 1848/49. Das Ziel, eine einseitig kleindeutsch-nationale Sichtweise des Zeitabschnitts somit zu überwinden bzw. zu vermeiden, wurde mit dieser Edition durchaus erreicht.

Jansen hatte vor wenigen Jahren bereits eine umfangreiche monographische Untersuchung über den gleichen Gegenstand, seine Habilitationsschrift,[1] vorgelegt, einmal mehr die Erfahrung bestätigend, daß die geeignete Vorbereitung für eine Quellenedition eine Monographie zum gleichen oder einem verwandten Thema ist. Hier wie da bestimmen also nicht Bismarck und sein Werk Blickwinkel und Herangehensweise, sondern die Jahre 1848/49. Inhaltlich ging es mit diesem Paradigmenwechsel für die nachrevolutionäre Zeit um die Frage, „welche Folgen die Niederschlagung der Revolutionen für die Träger dieses epochalen Umbruchs hatte und welche Konsequenzen Liberale und Demokraten aus den Erfahrungen zogen, die sie während des ‚tollen Jahres' 1848/49 gemacht haben" (S. XI). Es geht Jansen also um die – je nach Standort verschiedenartige – historische Verarbeitung der Geschehnisse von 1848/49 im Jahrzehnt danach.

Wie bereits mehrfach praktiziert, setzt also auch Jansen, im Unterschied zu den rechtsliberal-nationalistischen Historikern, auf die Kontinuität von Revolution und nachrevolutionärer Zeit. Seit Mitte der fünfziger Jahre, so sein inhaltliches Konzept, sei die bürgerliche Linke allmählich wieder aus ihrer Defensive herausgekommen und hätte teilweise „klandestine" Oppositionspolitik fortgesetzt (S. XIV). Dabei habe sie, unter Rezeption der neuen internationalen Mächtekonstellation, vor allem einen Weg zur Wiederaufnahme der nationalen Ziele von 1848/49 gesucht.

Jansen will in seiner Edition – wie bereits in der Monographie – nicht die ganze Breite der nachrevolutionären Gesellschaft zu Worte kommen lassen. Es geht ihm um die „Gegenelite" – ein Spektrum historischer Persönlichkeiten von den „liberalen Gothaern bis zum Umfeld des Bundes der Kommunisten". Die meisten sind politische Denker oder Akteure aus der Zeit von 1848/49. Hinzu kommen einige jüngere Nationalliberale, die erst nach 1849 ihre politischen Erfahrungen sammelten (Rudolf Bennigsen, Victor Böhmert, Hermann Gröning, August Lammers, Fedor Streit). Allerdings muß gesagt werden: Stark vertreten sind im wesentlichen linkes Zentrum und die verschiedenen Schattierungen der gemäßigen Linken (einschließlich ihrer nach 1849 entstandenen „Mutationen"). Ob für beide die Bezeichnung „Gegenelite" zutrifft ist, mag dahingestellt bleiben.

Zu den bekanntesten Verfassern der Briefe gehören im liberalen Lager Ludwig Aegidi, Hermann Baumgarten, Karl Biedermann, Maximilian Duncker, Gottfried Gervinus, Karl Mathy, Johannes Miquel und Theodor Mommsen. Linksliberale, sie entstammten häufig dem linken Zentrum der Paulskirche, waren unter anderen Jakob Philipp Fallmerayer, Friedrich Wilhelm Löwe, Gabriel Rießer, Friedrich Theodor Vischer und Heinrich Wuttke. Zahlreich sind die Vertreter der verschiedenen Schattierungen der größtenteils gemäßigten kleinbürgerlich-demokratischen Linken: Julius Fröbel, Moritz Hartmann, Arnold Ruge, Heinrich Simon, Ludwig Simon, Karl Vogt und August Reinstein (Linke der Frankfurter Nationalversammlung); Ludwig Bamberger und August Becher (südwestdeutsche Verfassungsbewegung). Auch aus dem Umfeld der radikalen Linken bzw. der Arbeiterbewegung sind Briefe enthalten: Briefautoren sind u. a. Stephan Born und Hermann Heinrich Becker (der „Rote Becker").

Die Briefe offenbaren die Unterschiedlichkeit von liberalen und kleinbürgerlich-demokratischen Lebenswegen nach 1848/49. Haft und Emigration und infolgedessen die Sorge um die elementaren Dinge des Lebens, Geldnot usw. prägten das Dasein vieler ehemaliger oppositioneller

Linker mehr als eineinhalb Jahrzehnte lang, ehe Amnestien den Verfolgten teilweise die Rückkehr in die Heimat bzw. einen Neuanfang erlaubten. Für viele von ihnen war aber inzwischen schon Amerika die neue Lebensperspektive geworden.[2]

Demgegenüber ging es den Liberalen häufig mehr um den privat-persönlichen Bereich, um Beruf, Fortkommen und Karriere. Beispiel hierfür die Korrespondenz Baumgarten–Gervinus, die – für sich genommen – schon beinahe den Umfang eines eigenen Briefwechsels besitzt.

Für die in der Geschichtsschreibung, jedenfalls was die politischen Parteien anbelangt, häufig zu kurz gekommene unmittelbar nachrevolutionäre Zeit liegt damit ein in seiner Breite hervorragendes Reservoir ergänzender brieflicher Äußerungen vor.

Die Briefe aus einer Zeit restaurativer Ruhe sind weit entfernt von selbstbespiegelnder Krähwinkligkeit. Die Briefschreiber waren vielfach erstaunlich moderne Menschen. Sie bezogen Europa und die weite Welt in ihr Denken und Erleben ein, oft, weil ihnen ihr Vaterland nur den Weg in die Emigration übrigließ. Nicht selten, trotz noch altertümlicher Verkehrsmittel, schon aus Reiselust, häufig auch bloß als geistige Auseinandersetzung.

Die innere Unterschiedlichkeit, bisweilen Gegensätzlichkeit der parteipolitischen Richtungen, die in den Briefen zu Worte kommen, wird man unbedingt im Auge behalten müssen. Zweifel erscheinen angebracht gegenüber einer Sichtweise, den Centralmärzverein von 1849, der für Jansen den parteipolitischen Ausgangspunkt darstellt (S. XI) als „erste moderne Mitgliederpartei" in Deutschland anzusehen. Dieser parteipolitische Zusammenschluß hatte zwar eine antifeudale Frontstellung, aber er repräsentierte keine homogene Einheit.[3] Logisch erscheint dagegen, die Gründung der Deutschen Fortschrittspartei von 1861 quasi als den konzeptionellen Schlußpunkt seiner Edition zu wählen, waren doch vor allem „Nationalitätsdenken", aber auch „Realitätspolitik", die von Jansen als leitende Gesichtspunkte seiner Briefsammlung herausgearbeitet werden, auch bei der Fortschrittspartei seit ihrer Gründung im politischen Denken und Handeln immer mehr dominierend. Jansen sieht in der „deutschen Politik", dem wichtigsten politischen Tätigkeitsfeld der „Gegenelite" in den der fünfziger und sechziger Jahren, grundsätzlich vier Optionen: eine „demokratisch-föderalistische", eine „großpreußische parlamentarisch-demokratische", eine „großpreußisch-gouvernementale" sowie eine „supranational-föderalistische" Richtung.

Chronologisch werden die Briefe drei Phasen zugeordnet: 1. Übergangsjahre 1849 bis 1851 (130 Briefe); hier sind die Vertreter der Linken, besonders Emigranten, unter den Briefautoren stark vertreten; 2. Wandlungsprozeß 1852 bis Mitte 1857 (86 Briefe); 3. Phase der Reorganisation der liberal-nationalistischen Opposition (1857 bis 1861) (192 Briefe); besonders spürbar werden hier die Aktivitäten des liberalen Flügels bzw. die Herausbildung des Nationalvereins. Zum Schluß werden die Anfänge der Fortschrittspartei (1861/62) beleuchtet (11 Briefe).

Jansen macht genaue Angaben zum Charakter und Standort der Brieforiginale. Bei den publizierten Dokumenten handelt es sich überwiegend um Erstveröffentlichungen (meist aus Archivbeständen), in Ausnahmefällen um Wiederabdrucke von schwer zugänglichen Veröffentlichungen. Der Herausgeber hat für Editionen kaum ausgeschöpfte oder schwer zugängliche Archivalien genutzt, darunter die Nachlässe Werner Näf, Gottfried Gervinus, Moritz Hartmann und Carl Vogt, verschiedene Bestände des Bundesarchivs Berlin (ehemals Außenstelle Frankfurt a. M.) sowie des Russischen Staatlichen Archivs für Sozial- und Politikgeschichte Moskau (ehemals Parteiarchiv des Instituts für Marxismus-Leninismus).

Hervorzuheben ist die ausgezeichnete herausgeberische und editionstechnische Bearbeitung der Dokumente. Der Anmerkungsapparat gibt hervorragende inhaltliche Hilfen zum Verständnis des historischen Hintergrundes sowie zur Klärung sämtlicher in den Dokumenten auftretenden Fragen und Namen einschließlich der möglichen Lesarten des Textes, wiewohl bei dem Umfang des Werkes auch Fehler nicht zu vermeiden waren.[4] Ergänzt werden die Dokumente durch ein „Verzeichnis der Briefschreiberinnen und Briefschreiber" (mit Kurzbiographien) sowie durch Sach-, Zeitschriften- und Zeitungs- sowie Personenregister (einschließlich eines Verzeichnisses der jeweiligen Briefe von und an die betreffende Person).

1 *Christian Jansen, Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik*

in der nachrevolutionären Epoche 1849–1867, Düsseldorf 2000.

2 *Enthalten ist auch (am Schluß der gesamten Dokumentation) ein spannender Bericht über die dramatische Flucht des wegen seiner Teilnahme am badischen Aufstand auf dem Hohen Asperg bei Stuttgart inhaftierten ehemaligen Paulskirchenabgeordneten Gustav Adolf Rösler Anfang 1850 in Gestalt eines Briefes des Hauptorganisators dieser Flucht (S. 782–791). Der Brief stammte von Georg Friedrich Krauß, Stuttgarter 48er Demokrat und Arbeiterdelegierter, und war gerichtet an den Pfarrer und späteren Redakteur Franz Hopf aus Stuttgart (vgl. S. XXXI, 477). Er entstand im Jahre 1863. Das Brieforiginal befindet sich in Privatbesitz. Es wurde erstmals in der Stuttgarter Frauenzeitschrift „Freya", Jg. 6 (1866), S. 193–200, publiziert. – Die Flucht Röslers gelang und ermöglichte ihm im April 1850 mit Frau und Kind die Überfahrt nach New York.*

3 *Im „Lexikon zur Parteiengeschichte", Bd. 1, S. 403 (Leipzig 1983), das Jansen nicht erwähnt, hat Rolf Weber den Centralmärzverein „als Dachorganisation [...] der verschiedenartigen demokratischen Vereine" bezeichnet.*

4 *Zwei Beispiele: L. Mieroslawski war nicht Kommandant der Festung Rastatt (S. 6) – vgl. Mieroslawski-Biographie, in: Akteure des Umbruchs, Bd. II. Hrsg. von Walter Schmidt u. a. (im Druck); auf S. 34, Anm. 3, handelt es sich bei dem erwähnten Fröbel nicht um Julius Fröbel, sondern um dessen Bruder Karl, der zu dieser Zeit in Zürich lebte – Biographie über Johanna Küstner-Fröbel, ebd.*

Gunther Hildebrandt, Berlin

„Die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie". Teil 1: Die Berichte der Regierungspräsidenten über die sozialdemokratische Bewegung in den Regierungsbezirken Frankfurt/Oder und Potsdam während des Sozialistengesetzes 1878–1890. Bearb. und eingel. von Beatrice FALK und Ingo MATERNA (= Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs. Hrsg. von Klaus Neitmann, Bd. 49; Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin. Hrsg. von Klaus Dettmer, Bd. 8, T. 1). – Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2005. 325 S.

Das Sozialistengesetz (1878–1890) selbst nahm als Bestandteil der Bismarckschen Kurswende 1877/79 eine zentrale Stellung in der Gesamtpolitik des Deutschen Reiches ein. Um so gewichtiger erscheint der Triumph der Partei August Bebels und Wilhelm Liebknechts über das Ausnahmegesetz und den „Eisernen Kanzler" Bismarck. Das Sozialistengesetz beeinflußte wesentlich den Formierungsprozeß der sozialistischen Partei, die sich im Widerstand erneuerte, politisch-ideologisch reifte und sich als anerkannte Interessenvertreterin des werktätigen Volkes durchsetzte. Das erfolgreiche Durchbrechen des Ausnahmegesetzes wirkte erheblich auf die Entwicklung der internationalen Arbeiterbewegung ein. In diesem hier nur andeutbaren Zusammenhang ist das Wechselverhältnis von Staat und Arbeiterbewegung ein besonders spannender und forschungsträchtiger Problemkomplex, geht es dabei doch nicht allein um Repression und Widerstand, sondern auch um die widerspruchsvolle Entwicklung von Elementen, die zur Veränderungen im gesamtgesellschaftlichen Kräfteverhältnis beitrugen, sei es in den „oberen Regionen" das Aufbrechen unterschiedlicher Konzeptionen oder im sozialen „Untergrund" die Entwicklung eines eigenständigen proletarischen Milieus.

Es ist also ein weitgespannter Komplex gesellschaftlicher und politischer Prozesse, der direkt oder indirekt mit dem Sozialistengesetz in Verbindung steht und in einer außerordentlich umfangreichen Literatur thematisiert worden ist, und zwar nicht zuletzt auch durch gewichtige Quelleneditionen, die sowohl Entscheidungsprozesse auf staatlicher Seite dokumentieren (exemplarisch sei auf die große Bismarck-Ausgabe verwiesen) als auch die Auseinandersetzungen im proletarischen Lager belegen, wie sie u. a. durch die Marx-Engels-Bände, die „Ausgewählten Reden und Schriften" August Bebels in 12 Bänden, die originalgetreue Reproduktion des „Sozialdemokraten" oder die umfangreichen Briefwechsel von August Bebel, Wilhelm Liebknecht, Karl Kautsky, Eduard Bernstein usw. vorliegen.

Einen spezifischen Bereich bestreiten dabei die „Übersichten der Berliner politischen Polizei über die allgemeine Lage der sozialdemokratischen und anarchistischen Bewegung",[1] die die mit Erlaß des Sozialistengesetzes außerordentlich intensivierten Beobachtungen der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung

resümieren, also, wenn man so will, den Gesamtprozeß ins Auge fassen. Eine – gewiß nicht die reichhaltigste – Informationsquelle für diese faktenreichen „General-Übersichten" stellten die vom Innenministerium angeforderten Berichte der Mittelbehörden, also der preußischen Regierungspräsidien, dar, die sich ihrerseits auf Auskünfte der ihnen unterstellten Verwaltungsworgane stützten.

Im vorliegenden Band sind die einschlägigen Berichte der Regierungspräsidenten für die Regierungsbezirke Frankfurt/Oder (28 und zwei Spezialberichte, S. 53–166) sowie Potsdam (29 Berichte, S. 170–276) mit zahlreichen weiterführenden Anmerkungen ediert. Als besonders wertvoll hervorzuheben sind hierbei die biographischen Angaben, die in ihrer Gesamtheit ein personelles Netz von Lokalfunktionären dokumentieren.

Die Berichte der Regierungspräsidenten haben in mehrfachem Sinne ihren besonderen Reiz. Abgesehen von der selbst für damalige Verhältnisse peinlichen Verständnislosigkeit gegenüber der Arbeiterbewegung, gerierten sich die Behörden als Retter des bestehenden junkerlich-bourgeoisen Staats- und Gesellschaftssystems, das sie auf Biegen und Brechen gegen die „Umsturzpartei" glaubten verteidigen zu müssen. Hatte Bismarck ausdrücklich Bestrebungen der Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage zu tolerieren versprochen, so standen „vor Ort" selbst die (gewerkschaftsnahen) Hilfskassen resp. Kranken- und Sterbekassen im Visier der Behörden, auch wenn sie nur sieben oder dreizehn Mitglieder zählten (S. 73, 1879). „Akte besonderer Fürsorge seitens der Arbeitgeber für die Arbeiter vermag ich nicht anzuführen", konstatierte von Heyden, Regierungspräsident Frankfurt/Oder (S. 135, 30. März 1887). Wenn in den großen Zentren wie Berlin, Hamburg oder Leipzig die konzentrierten Repressivmaßnahmen die Aktionsfähigkeit der Arbeiterbewegung nicht zu brechen vermochten, so wurden diese Zentren in der Anfangsphase des Sozialistengesetzes gleichsam insular eingeschnürt, indem örtliche „Agitatoren" – wie u.a. Theodor Uhlich, Vorsitzender des Rathenower Fachvereins der optischen Arbeiter (S. 215, Anm. 15; Signalement, S. 294) – durch unterschiedlichste Maßregeln „kaltgestellt" wurden.

Naturgemäß strahlte indessen Berlin, das Zentrum, auf das Umland aus. So wurde der aus Berlin ausgewiesene Vergolder Ferdinand Ewald in Brandenburg zum eigentlichen Leiter der sozialdemokratischen Bewegung. Der Rückhalt in der nahen Hauptstadt stabilisierte lokale Zentren wie etwa Spremberg, Cottbus, Sorau, Jüterbog oder Luckenwalde bzw. die direkt an Berlin grenzenden Kreise Niederbarnim resp. Teltow-Storkow, die ihrerseits für die weitere Ausbreitung der Agitation Sorge trugen.

Aus den Berichten geht hervor, wie sehr zwei unterschiedliche Entwicklungen zum Träger sozialdemokratischen Einflusses wurden:

Einmal waren dies gewerkschaftliche Fachvereine resp. Unterstützungskassen z. B. der Maurer, Tischler oder Tabakarbeiter, die ein Netz lokaler Organisationsstützpunkte bildeten und eine beachtliche Versammlungstätigkeit zu sozialen Themen (wie Kranken-, Unfall- oder Invaliditätsgesetz, Arbeitsverhältnisse etc.) entwickelten (siehe u. a. für Frankfurt/Oder 1886, S. 123, für die Stadt Brandenburg 1885, S. 220 f., wo die Fachvereine als „Herde der sozialdemokratischen Wühlerei" denunziert wurden). War auch deren Mitgliederzahl zumeist gering, bildeten sie doch wichtige Bestandteile eines mehr oder weniger legalen Organisationsnetzes und einen Orientierungspunkt für die Arbeitskollegen. Hatte in den Anfangsjahren des Sozialistengesetzes die tiefgreifende Wirtschaftskrise die elementare Arbeiterbewegung nahezu vollständig gelähmt, so kräftigten sich die Fachvereine im Verlauf konjunktureller Aufschwungsphasen Mitte und gegen Ende der 1880er Jahre, in denen sie sich als Träger ökonomisch-sozialer Kämpfe bewährten.

Zum anderen waren es die Reichstagswahlen, die auch von der sozialistischen Bewegung als Höhepunkte politischer Auseinandersetzung aufgefaßt wurden. Die (zumeist geheim durchgeführten) Wahlvorbereitungen wie Aufstellung von Kandidaten, Druck und Verbreitung der sozialdemokratischen Stimmzettel, Versuche zur – gesetzwidrig zumeist be- resp. verhinderten – legalen Wahlagitation mittels Versammlungen oder Flugblätter spornten nicht nur den Kern sozialdemokratischer Kader zu höchster Leistung an, sondern übten auch gerade deshalb eine unübersehbare Sogwirkung auf das proletarische Milieu aus. Als konstitutives Element des sich ausdehnenden sozialdemokratischen Organisationsprozesses sind die Reichstagswahlen kaum zu überschätzen: wenn es galt, die absolute Mehrheit und damit das Mandat eines großen

Wahlkreises von rund 100 000 Einwohnern zu gewinnen, kam es auf jede Stimme an, mußte also der Organisationsprozeß bis in die entlegensten Dörfer vorangetrieben werden.

Die Berichte dokumentieren beide Faktoren, die flächendeckende Ausdehnung der sozialdemokratischen Verbindungsstränge und Stützpunkte einerseits, andererseits die weit über die Zahl „eingeschriebener" Mitglieder hinausgehende sozialdemokratische Stimmenzahl bei den Reichstagswahlen. Letztere sind in den Berichten allerdings schwerpunktmäßig und damit lückenhaft angeführt. Teilweise in den Anmerkungen verifiziert, ersetzen sie leider nicht eine tabellarische Übersicht der amtlichen Resultate der jeweils zehn Reichstagswahlkreise, die durchgehend exakte Vergleichsgrößen geboten hätte.[2] Im Regierungsbezirk Potsdam übertraf die Sozialdemokratie erst 1887 den bereits 1877 erreichten Stimmenanteil, gewann jedoch 1890 im Wahlkreis Niederbarnim durch Arthur Stadthagen erstmals ein Mandat. Während in Teltow-Beskow-Storkow-Charlottenburg Wilhelm Werner mit fast 20 000 Stimmen 38,5 Prozent und in Westhavelland Ferdinand Ewald 36,1 Prozent erreichte, erzielte die Sozialdemokratie 1890 in den Wahlkreisen Oberbarnim 9,8 Prozent und in Ruppin-Templin lediglich 2,2 Prozent. Im konservativ dominierten Regierungsbezirk Frankfurt/Oder hatte die Sozialdemokratie 1877 einen Stimmenanteil von 8,1 Prozent gewonnen, den sie erst 1887 mit 7,8 Prozent wieder nahezu erreichte und 1890 auf 17,3 Prozent mehr als verdoppeln konnte. Drei Wahlkreise stützten dieses Ergebnis 1890 mit jeweils rund 30 Prozent: Sorau, Cottbus-Spremberg und Frankfurt-Lebus. Mit Guben-Lübben, Königsberg/Neumark, Calau-Luckau und Züllichau-Crossen hatten vier weitere Wahlkreise gegenüber 1884 und 1887 einen gewaltigen Sprung gemacht und verfügten 1890 über 12,1 bis 17,1 Prozent sozialdemokratischer Stimmen. Arnswalde-Friedeberg kam 1890 erstmals auf 7,6 Prozent, Landsberg/W.-Soldin auf 232 Stimmen (1,1 Prozent) und Ost- und West-Sternberg mit 52 Stimmen auf 0,6 Prozent.

Eine ganze Anzahl der Berichte der Regierungspräsidenten präsentieren sich als nichtssagende Stereotype mit einigen eingestreuten Details. Das ändert sich ab Mitte der 1880er Jahre, als sich die Behörden mit einer in die Öffentlichkeit vorstoßenden oder gar die Legalität erkämpfenden Bewegung konfrontiert sahen. Nach dem Potsdamer Regierungspräsidenten von Neefe werde die Gesetzgebung „unwirksam bleiben, solange das direkte und geheime Wahlrecht der Sozialdemokratie die Macht der Konstituierung als politische Partei gewährt" (Spezialbericht vom 18. Mai 1887, S. 238).

Es sind Mosaiksteine, die das hier nur angedeutete Gesamtbild vermitteln, wobei die sorgfältig recherchierten Anmerkungen einen hohen Anteil dieser Mosaiksteine enthalten.

Der Band enthält einen Anhang, der das Sozialistengesetz im wörtlichen Abdruck sowie 19 Abbildungen bietet, darunter das die Staatsmacht demonstrierende Gebäude der Regierung Potsdam (S. 287), die (handschriftliche) Bekanntmachung des „Kleinen Belagerungszustandes" über Spremberg und Umgebung vom 20. Mai 1886 (S. 295) oder eine Skizze der Provinz Brandenburg mit den Regierungsbezirken und Kreisen (S. 286), die man sich in größeren Konturen (unter Kennzeichnung der Reichstagswahlkreise und Markierung wenigstens der wichtigsten Orte) gewünscht hätte.

Den Abschluß bildet ein dreiteiliges Verzeichnis: ein Personenregister (S. 303–317), ein Register der Druckschriften (S. 317–320) sowie ein Register der Organisationen, Parteien und Vereine (S. 320–324).

1 *Dokumente aus geheimen Archiven. Übersichten der Berliner politischen Polizei über die allgemeine Lage der sozialdemokratischen und anarchistischen Bewegung 1878–1913, Bd. 1: 1878 bis 1889. Bearb. von Dieter Fricke und Rudolf Knaack, Weimar 1983.*

2 *Statistik des Deutschen Reiches, Bd. XXXVII, Juni-Heft (Wahlen 1877, 1878), LIII (Wahl 1881), Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches 1885, I (Wahl 1884), 1887, IV (1887) und 1890, IV (1890).*

Wolfgang Schröder, Taucha

PFEIFER, Arthur: **Briefe aus Waldheim 1960 bis 1976.** Hrsg. von Sieglinde und Fritz MIERAU (= Edition Kontext). – Berlin: Kontext Verlag 2004. 416 S.

„Dabei [1890 beim Betrachten einer Schneeflokke unter der Lupe] erlebte ich jenes ‚Staunen', das Plato als den Beginn der Wissenschaft ansah. Seit

jener Zeit Platos hat sich die Aufgabe des Lehrers nicht gewandelt, eben jenes Erlebnis des Staunens hervorzurufen. Nicht allen ist dies bekannt" (3. 12. 1973, S. 349).

Pädagoge war und blieb Arthur Pfeifer, geboren am 29. Januar 1884 in Dresden und gestorben am 29. Oktober 1976 in Waldheim, bis zuletzt mit Leib und Seele. Entsprechend lautet der kurze Inhalt seines letzten von insgesamt 3000 Briefen an die mehr als dreißig Jahre jüngere Leipziger Lehrerin Gertrud Schade am 21. September 1976: „Ich kann niemand mehr etwas beibringen!" (S. 381). Sein Anspruch, Kindern etwas „beizubringen", in ihnen Neugierde und Verständnis für eine Sache zu wecken und diese dann auch gründlich anzugehen, zieht sich wie ein roter Faden durch diese Briefedition. Für den Volksschullehrer, der daneben auch begeisterter Fotograf, „Buchbinder, Blumenmaler, Mikroskopierer, Kristallograph und Kalligraph" (S. 14) war, galt tatsächlich die in der DDR überstrapazierte Maxime: „Im Mittelpunkt steht der Mensch." Es überrascht daher nicht, daß Pfeifer allergisch auf alle pädagogischen Planungsversuche reagierte. Auf dem Reißbrett konzipierte Pädagogik bzw. die Auffassung vom Lehrer als einem „Erziehungsingenieur" waren ihm ein Greuel: „Wenn die Gemeinschaft gedeihen soll, muß erst der Einzelne für sich allein sich zu einem Wertfaktor entwickeln. Das geschieht eben nicht in der Herde" (S. 10 sowie Brief vom 26. 8. 1960, S. 41).

Dem vielseitigen Kunsterzieher war 1946 die Leitung der Waldheimer Volkshochschule übertragen worden. In dieser Stadt soll es kaum einen Bewohner gegeben haben, der ihm im Laufe seines langen Lebens nicht als „Schüler, Kollege, Freund oder Gesprächspartner" begegnet wäre. Er kannte sie alle, die Lehrer, Ärzte und Unternehmer, den Buchhändler, den Pfarrer, den Kantor und den Friedhofsgärtner. Das geistige Erbe der Stadt Waldheim war dem umfassend Gebildeten ein Anliegen (S. 11).

Die sorgfältig edierten Briefe aus den Jahren 1960 bis 1976 zeigen einen niemals untätigen, bis ins Greisenalter wissensdurstigen, menschenfreundlichen Einsiedler, einen Büchernarren, Stifter- und Goethe-Enthusiasten, den nur besondere Anlässe aus seinem „Bau", wie er seine Behausung gerne nannte, locken konnten. Solche waren meist wissenschaftliche Vorträge, interessante Gespräche, Konzerte, Besuche in Museen oder Bibliotheken. Bloße Zerstreuung, insbesondere das Fernsehen, oder gar kollektiv organisierte Geselligkeit waren dem Unzeitgemäßen zuwider. Mit den „modernen Zeiten" und ihrer Beschleunigung, wie sie je spezifisch sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik seit den sechziger Jahren angebrochen waren, stand er auf Kriegsfuß. Die Bundesrepublik kannte er – abseits ihrer Museen und Bibliotheken – allerdings nur wenig durch Besuche seiner in Nürnberg lebenden Tochter Irene sowie Besuche bei Freunden in Westfalen und anderswo. An der „westlichen Welt" imponiere ihm nichts, ihre „schönen Kulissen stehen am Wege zur Hölle", heißt es recht apodiktisch am 30. Juni 1960 (S. 39). Dennoch verfolgte Pfeifer das politische Geschehen auch in der Bundesrepublik wenigstens in groben Zügen.

In den dreißiger Jahren war Pfeifer von den Nationalsozialisten mehrmals beruflich gemaßregelt, sein Sohn Hans zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Zur DDR hatte Arthur Pfeifer ein insgesamt ambivalentes Verhältnis. Immer wieder finden sich Hinweise auf die nervenaufreibenden Beschwernisse des sozialistischen Alltags, etwa den permanenten Mangel an alltäglichen Gebrauchsgegenständen wie Briefumschlägen, halbwegs brauchbaren Farben und Lacken. Empfindlich reagierte der profunde Goethe-Kenner grundsätzlich auf „geschraubtes, überhebliches Gerede", wie „*Grundsätze* für die *Planung*, Organisation und Leitung der pädagogischen *Forschung* zur weiteren Entwicklung des sozialistischen Volksbildungswesens der DDR". Solche Funktionärs-Worthülsen waren für ihn ein Ausdruck geistiger Versteinerung (4. 10. 1962, S. 91). Auch litt der rüstige Rentner, der in seinen mittleren Jahren beruflich in der Welt herumgekommen war, an der umständlichen Reisebürokratie, daran, daß man in der DDR nicht dahin fahren konnte, wohin man wollte.

Von Bette Davies soll der Ausspruch stammen, Altwerden sei nichts für Feiglinge. Wie der intellektuell niemals einrostende Pädagoge Pfeifer das euphemistisch als „vierten Lebensabschnitt" umschriebene Greisenalter meisterte, sollte uns Hoffnung geben.

Beate Ihme-Tuchel, Berlin

Hüls, Elisabeth: **Johann Georg August Wirth (1798–1848). Ein politisches Leben im Vormärz** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 139). – Düsseldorf: Droste Verlag 2004. 609 S.

Über Wirth – beileibe kein Unbekannter, in seiner Bedeutung aber lange Zeit wohl unterschätzt – liegt nach dem vor wenigen Jahren erschienenen Buch von Krausnick[1] nun eine zweite neuere, umfängliche und inhaltlich gewichtige Biographie vor, die gleichzeitig als Beitrag zur Vormärzhistoriographie gelten kann, erhellt sie doch auch den geschichtlichen Hintergrund und den Raum, in dem sich Wirth bewegte.

Es handelt sich um eine bei Wolfram Siemann entstandene Dissertation (München 2001). Sie ist gefällig geschrieben und zeichnet sich durch eine umfassende Auswertung der Archivalien und gedruckten Quellen sowie eine lange Literaturliste aus.[2] In sieben Kapiteln untersucht Hüls „Herkunft, Kindheit und Ausbildung" sowie den „Juristen", den „Publizisten", den „Häftling", den „Hambacher", den „Exilanten" und den „Politiker" Wirth. Damit wird die für eine Biographie unerläßliche chronologische Abfolge der einzelnen Abschnitte gewahrt.

Wirth, gelernter Jurist aus dem fränkischen Hof, dem aus Geldmangel die Promotion versagt und dem ohne Doktordiplom auch der Weg in den Staatsdienst versperrt blieb, wurde – wie manch anderer in ähnlicher Lage – nach 1830 ein bekannter oppositioneller Publizist in Rheinbayern. Er war Redakteur beim „Kosmopoliten" und beim „Inland", danach Herausgeber der „Deutschen Tribüne", des „Oppositionsblatts für Baiern" und des „Liberalen Deutschlands". Im Juli 1831 hatte er seinen Wirkungsort in die bayerische Rheinpfalz verlegt. Sein Name war vor allem mit dem Hambacher Fest 1832 und der Organisierung der demokratischen Bewegung in Südwestdeutschland, vor allem des Anfang 1832 gegründeten Preß- und Vaterlandsvereins, verbunden, was ihm mehrfach das Verbot der von ihm herausgegebenen Zeitungen und schließlich eine mehrjährige Haft eintrug. Im Hauptprozeß erreichte Wirth zwar einen Freispruch, anschließend aber wurde er wegen des vergleichsweise geringfügigen Delikts der Beamtenbeleidigung zu mehreren Jahren Haft verurteilt.

Die Jahre um 1830 werden von Hüls mit Recht als Höhepunkt der politisch-publizistischen Tätigkeit und Wirkung von Wirth herausgearbeitet. Hüls hütet sich vor vereinfachenden Urteilen, so in bezug auf die nicht unwichtige Frage der politischen Zuordnung Wirths. Ob er zum revolutionär-demokratischen oder zum liberalen Flügel der Opposition zählte, ist nicht einfach zu beantworten. Hüls sieht bei Wirth reformistische wie radikalere Phasen: „Für die 20er Jahre und auch für die Zeit beim *Inland* ist die Antwort klar: Die an den Staat gerichteten Reformschriften zeigen, dass Wirth an die Fähigkeit der Staaten glaubte, sich zum Besseren zu verändern. Er ging davon aus, dass man die Regenten mit Argumenten überzeugen könne [...], doch ist in jedem Fall im direkten zeitlichen Umfeld des Hambacher Festes ein entschiedenerer Zug bei Wirth festzustellen. In seiner Assisenrede entwickelte er ein Programm zur Durchsetzung einer Grundreform, die auf einen deutschen Nationalstaat und die Abschaffung der 34 deutschen Regenten zielte. Als letztes Mittel, das angewendet werden sollte, um diese Veränderungen zu erreichen, nannte Wirth ausdrücklich die Revolution. Sie kann allerdings nicht als *plötzlicher* gewaltsamer Umbruch verstanden werden, da er sie als ultima ratio präsentierte" (S. 554 f.).

Hüls zeigt, daß Wirth den legalen Rahmen bis zur Grenze ausschöpfte und es, seine juristischen Kenntnisse nutzend, mitunter gut verstand, den Staatsorganen den „Schwarzen Peter" der Gewaltanwendung zuzuspielen. Bis 1832 hatte er es im wesentlichen noch mit der Zensur zu tun, danach bekam er härtere Machtmittel zu spüren. 1832 bis 1836 war er inhaftiert. Danach entzog er sich der von den Behörden nunmehr angeordneten strengen Aufsicht durch Flucht in die mehr als zehn Jahre andauernde Emigration nach Frankreich und in die Schweiz.

1847 kehrte er kurz vor Ausbruch der Revolution nach Deutschland (Karlsruhe) zurück.

Wirth war damals als historische Persönlichkeit über den Zenit hinaus. Nach eineinhalb Jahrzehnten Haft und Emigration war er gesundheitlich angeschlagen und der revolutionären Bewegung in Deutschland sicher auch fremd geworden, dennoch „ein interessierter Zeitgenosse" (S. 525) geblieben. Er favorisierte für Deutschland – nach Hüls – „eine Art Föderativsystem, in dem die einzelnen, weitgehend selbständigen Länder in ein größeres Reich integriert sein sollten. An die Spitze wollte Wirth

einen Kaiser setzen, wobei er die Erblichkeit der Kaiserwürde befürwortete" (S. 522). Das war die Vorwegnahme des Konzepts der liberalen Erbkaiserpartei der Paulskirche. Wirth ließ sich selbst in die Frankfurter Nationalversammlung wählen, wo er sich noch einmal zur Linken orientierte, ehe ihn der Tod noch vor der Vollendung seines 50. Lebensjahres ereilte.

Das – in Ermangelung von Quellen – leider nur kurze Schlußkapitel über den „Politiker" Wirth fügt sich gut in die abgewogene Darstellung, weil es auch in dieser Phase den verschiedenen Facetten Wirths gerecht wird. Am Ende seines Lebens hatte er sich, wie zwei Jahrzehnte zuvor, noch einmal zur Demokratie bekannt, „ohne freilich den radikalsten Weg in der Revolution einzuschlagen" (S. 541).

Zu den Besonderheiten und Verdiensten des Buches gehört vor allem die Beleuchtung der weniger bekannten Seiten im Leben und Wirken Wirths, die, soweit es die Quellen erlauben, akribisch dargestellt werden. Dazu zählen die Mitgliedschaft des duellfreudigen Wirth in der Erlanger Burschenschaft (S. 64 ff.), verschiedene Publikationen des jungen Wirth zum Straf- und Zivilrecht während seiner Zeit als Jurist (S. 85 ff.), die Haftzeit in Zweibrücken und Kaiserslautern sowie die Jahre der Emigration (1836–1847).

Näher erläutert werden auch die wenig bekannten von Wirth während seiner Haftzeit geschriebenen „Fragmente zur Culturgeschichte". Dabei handelt es sich um damals neue naturphilosophische Versuche zur Erklärung des gesellschaftlichen Fortschritts sowie von Wirth angeblich neu entdeckte astronomische Gesetzmäßigkeiten von – wie es damals hieß – umstrittenem wissenschaftlichem Wert, die später auch gedruckt wurden. Sie waren für die Wirth-Biographin sicherlich interessanter, als es ihr wissenschaftlicher Wert verdiente. Für Wirth lag ihre Bedeutung, wie Hüls richtig bemerkt, vor allem darin, sich durch anspruchsvolle Arbeit während seiner Haftzeit ein kleines Maß an Freiheit in der Unfreiheit zu bewahren.

Hüls präsentiert Johann Georg August Wirth, den Veit Valentin, der bedeutende Historiker der Weimarer Zeit über die Revolution von 1848/49, seinerzeit etwas abwertend eine „Größe von gestern" nannte, zutreffender als einen „Mann des frühen 19. Jahrhunderts". Dem ist im ganzen gesehen zuzustimmen.

1 *Michail Krausnick, Johann Georg August Wirth. Vorkämpfer für Einheit, Recht und Freiheit. Eine Biographie, Weinheim und Berlin 1997.*

2 *Zu den wenigen erwähnenswerten Lücken zählt die im früheren DDR-Akademie-Zentralinstitut für Geschichte Berlin in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts herausgekommene Literatur zur behandelten Thematik (u. a. Artikel von Helmut Bock über den Preßverein von 1832 im „Lexikon zur Parteiengeschichte", Bd. 3, Leipzig 1985, und eine Dissertation von Manfred Püschner über die Haltung der antifeudalen Opposition zur Rheinliedbewegung in den Jahren 1840 und 1841 aus dem Jahre 1984).*

3 *Veit Valentin, Das Hambacher Nationalfest, Berlin 1932, S. 79.*

Gunther Hildebrandt, Berlin

Vom Trottelbuch zum Torpedokäfer. Franz Jung in der Literaturkritik 1912–1963. Hrsg. von Walter FÄHNDERS und Andreas HANSEN. – Bielefeld: Aisthesis Verlag 2003. IX, 540 S.

Immer noch schuldet unsere Zeit Franz Jung (1888–1963), dem bedeutenden deutschen Schriftsteller, dem Revolutionär und Widerstandskämpfer, gebührende Aufmerksamkeit. Sein Werk, das von expressionistischer Prosa, Dada, proletarischem Roman und politischem Theater bis zu psychologischen Studien, Essays und einer aufsehenerregenden Autobiographie reicht, ist bisher trotz der Werkausgabe vom Hamburger Nautilus-Verlag seit den achtziger Jahren, der Rekonstruktionsbemühungen von Walter Fähnders, Andreas Hansen oder Fritz Mierau bzw. der Publikationen aus dem Nachlaß in den Zeitschriften „Sklaven" und „Gegner" beim Berliner Basisdruck-Verlag zu Unrecht eher ein Geheimtyp als eine ausschlaggebende Erscheinung zum Verständnis der kulturellen und politischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts geblieben.

Der vorliegende Band bricht jedoch, ähnlich wie in den zehner, zwanziger, dreißiger und sechziger Jahren, noch einmal das Eis um Franz Jungs Rezeption, die hier mit über 300 Rezensionen seiner Bücher und Theaterstücke aufwartet – vom spektakulären Erstling, dem „Trottelbuch" (1912), bis zum Lebensbericht „Torpedokäfer"

(1961). Hier kommt Jungs biographisches und intellektuelles Drama, eingebettet ins Drama des 20. Jahrhundert, zum Ausdruck, das mit 30 Einzelpublikationen, 26 Büchern und vier Theaterstücken vorgestellt wird.

Gegen Ende seines Lebens, nach einer etwa 20jährigen Phase des „Verschwindens" aus der Öffentlichkeit, gliedert Franz Jung im „Torpedokäfer" sein Leben und Werk in die „grünen", „roten", „grauen" und die „letzten Jahre".

Die „grünen Jahre" stehen für die expressionistische Zeit (1912–1918), in denen er nach dem „Trottelbuch" sechs weitere Bücher veröffentlicht – z. B. das 1918 im Verlag „Die Aktion" erschienene „Der Sprung aus der Welt", das seinerzeit unter den Literaturkritikern Begeisterung auslöste.

Die „roten Jahre", die produktivsten seines Schaffens, in denen Jung siebzehn Bücher verfaßt, umfassen die Revolutionszeit (1920–1924) – u. a. „Proletarier" (1921), „Der Fall Groß" (1921), „Die Eroberung der Maschinen" (1923), die Essaybände „Die Technik des Glücks", „Mehr Tempo! Mehr Glück! Mehr Macht!" (1923) sowie die Sammlung „Jack London, ein Dichter der Arbeiterklasse" (1924). Bemerkenswert ist hier die sowjetische Rezeption, die bis auf eine Ausnahme erstmals ins Deutsche übersetzt wurde. Zwischen 1922 und 1925 werden acht Titel Jungs ins Russische übertragen – u. a. „Hunger an der Wolga" (1922), „Die Rote Woche" (1923), „Arbeitsfriede" (1924) und das Jack-London-Buch (1925). „Die mehr als zwei Dutzend Kritiken von Jungs Werken zeigen eine ebenso interessierte wie pragmatische Aufnahme eines deutschen Autors in der vorstalinistischen Sowjetunion", heißt es im Nachwort des vorliegenden Bandes (S. 515 f.). „Daß die sowjetische Jung-Rezeption nach einem Jahrzehnt schlagartig endet, ist kein Zufall: Mit dem Charkower Schriftsteller-Kongreß von 1930 bahnt sich jene dann 1934 festgeschriebene Auffassung von Sozialistischem Realismus an, die für Erzähl- und Theaterexperimente, wie Jung und andere sie erprobten, keinen Raum mehr ließen" (S. 516). Durch diese Be- bzw. Verurteilung des „Renegaten" Jung ist auch später seine Rezeption in der DDR geprägt, wo erst 1980 im Reclam-Verlag eine Auswahl seines Werkes unter dem Titel „Der tolle Nikolaus" von Cläre M. Jung und Fritz Mierau herausgegeben wird.

Während der „grauen Jahre", der Zeit seiner Rückkehr aus Sowjetrußland (1923) bis zum Zweiten Weltkrieg, erscheint ein einziges Buch, der Roman „Hausierer" (1931) im sozialdemokratischen Verlag „Der Bücherkreis" in Berlin. In dieser Phase entstehen aber auch mehrere Stücke wie „Legende", „Heimweh" oder die nicht aufgeführte Komödie „Geschäfte". Insbesondere diese „grauen Jahre" sind bereits von der Enttäuschung über das revolutionäre Scheitern des 20. Jahrhunderts geprägt. „Der Versuch ist gescheitert, aber er ist nicht umsonst gewesen, wenn auch sehr viel Wertvolles, oft schmerzlich in der Beurteilung der Gegenwart, vernichtet worden ist", schreibt Jung in seiner Autobiographie, die 1961 im Luchterhand-Verlag erscheint und seine „letzten Jahre" dokumentiert. Die düstere Lebensbilanz wird hier zur Jahrhundertdiagnose. In einem Brief an Ruth Fischer vom 27. Januar 1961 notiert er: „Das Buch [...] heißt jetzt (nicht ganz zu meinem Vergnügen) ‚Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit.' Ich hatte ‚Torpedokäfer' vorgeschlagen, ein von mir erfundenes Insekt, das mit großer Kraft ein Ziel ansteuert und immer das Ziel verfehlt, mit dem Kopf anrennt, zu Boden geht und langsam sich wieder erholt, um immer wieder von neuem zu starten – ein Symbol und Parallele zu mir" (S. 500).

Jungs Auseinandersetzung mit dem 20. Jahrhundert war total, so zeigt es sich wieder in diesem Band, durch die radikale Mobilmachung seiner geistigen und existentiellen Kräfte geprägt, und bestimmt von der Klassenstruktur der abgebildeten Gesellschaft, die Clowns und Gladiatoren aufeinander prallen ließ, um den tiefen Identitätsverlust im 20. Jahrhundert aufzuzeigen. Hier fällt auch sein dramatisches Werk besonders auf. Es repräsentiert die Wunde selbst, die wie im „Philoktet" Heiner Müllers in die Vergeblichkeit von Heimat und zugleich in deren Unerläßlichkeit eingebettet ist. Heimat oder „Heimweh", der Titel seines Schauspiels in vier Akten aus dem Jahre 1928, mit dem das Piscator-Studio in Berlin eröffnet wurde. Die Wunde und die „Logik" der Zäsur, jene der Sehnsucht nach Heimat, die der Vertreibung folgt. Franz Jung, der Außenseiter, macht sich aber bereits 1921 bemerkbar mit den Stücken „Die Kanaker" und „Wie lange noch?". „So ist diese Aufführung ein Ganzes und muß als Ganzes, als bewußte Überwindung des egoistischen, materialistischen Ichs erlebt und gewertet werden", so der Kommentar aus „Klassenkampf" vom 22. September 1921

(S. 67). 1922 schreibt Jung ein weiteres Stück: „Annemarie. Schauspiel in vier Akten". „Grau in grau steht hier eine Tragödie des Proletariats vor uns! Hier spricht ein Fachmann!" Es spricht „der Dichter der deutschen Revolution", so der Malik-Verlag in den frühen zwanziger Jahren. Wenige Jahre später ergänzt „Geschäfte. Komödie in drei Akten" Jungs dramatisches Werk:. Hier wird die Schieberwelt der Weimarer Republik ins Lächerliche gezogen. 1927 spielt das Dresdener Staatliche Schauspielhaus Jungs neues Stück. „Das erste Werk dieser Uraufführungsreihe, Franz Jungs, Legende, versucht [...] eine neue Lösung des heute für aktuell gehaltenen Problems ‚Film auf der Bühne', als es im Gegensatz zu den vielbesprochenen Piscator-Inszenierungen, Sprechdrama und Film von innen, vom Werke her zu einem organischen Ganzen zusammenzuschweißen trachtet" (S. 267). Der Außenseiter experimentiert. Und das Fachpublikum staunt und kritisiert. „Legende", „Jungs Weltanschauungstheater", wird trotzdem ein Erfolg, so Julius Bab in „Die Hilfe" vom 15. Dezember 1928. Weitere Dramen werden geschrieben, wie das postum gedruckte Stück „Arbeiter Thomas" (1929), „um dessen Aufführung im Alten Theater Leipzig sich das Arbeiter-Bildungsinstitut erfolglos bemühte" (S. 505). Oder das Bühnenmanuskript „Der verlorene Sohn", das Ende 1927 dem Verlag „Die Schmiede" zum Bühnenvertrieb übergeben wird.

Jungs dramatisches Werk ringt auch um das Paradoxon, die Geschichte auf die Straße zu bringen, wo aber selbst die Chöre nicht mehr singen, spätestens verdrängt von Hitlers SS-Fanfaren. Schnitt. Realität. Verbrechen. Theaterschnitt. Das Drama. Und wie lange noch? Heimat! – reklamiert der Revolutionär. Jungs Drama wird so zum metaphysischen, zum geschichtsphilosophischen, zum Geist der Abspaltung, zur Lebensverlegenheit des 20. Jahrhunderts. „Wir haben jede Orientierung verloren", liest man bei ihm zwischen oder in den Zeilen selbst. Heimat, die nicht bürgerlich sein kann, allen kleinbürgerlichen Rebellionen zum Trotz. „Der Molotow-Cocktail ist das letzte bürgerliche Bildungserlebnis." Müllers Sentenz ist hier auch Jungs Sentenz, die in den „Torpedokäfer" mündet, jene Mischung aus existentieller Revolte und scheinbehafteter Vergeblichkeit, deren Ablauf nur dann zwangsläufig bleibt, sofern das System nicht in Frage gestellt wird. Heimat. Und Kafkas Apparat aus „In der Strafkolonie" fällt noch nicht auseinander.

Jung, Philoktet stehen für Gedächtnis – angesichts der Löchrigkeit und brüchigen Weisheit der Massen. Heimat oder untergehen ... Jung als Philoktet. „Es ist das große Erlebnis meines Lebens geworden", schreibt er im „Torpedokäfer". „Das war es, was ich gesucht habe und wozu ich seit Kindheit ausgezogen bin: die Heimat, die Menschenheimat." Jung findet nur den Weg in die Heimatlosigkeit.

Walter Fähnders und Andreas Hansen haben diesen Lebens- und Werkweg nach langjährigen Recherchen nachgezeichnet und akribisch eine vollständige Dokumentation erstellt, die nicht nur Bedeutung und Tragweite von Jungs Werk in seiner Zeit zeigt, sondern auch einen tiefen Einblick in die Literaturkritik des 20. Jahrhunderts vermittelt. Franz Jungs Werk wird mit diesem Band verständlicher und zugänglicher.

Hugo Velarde, Berlin

BRANDT, Willy: **Die Partei der Freiheit. Willy Brandt und die SPD 1972–1992.** Bearb. von Karsten Rudolph (= Berliner Ausgabe, Bd. 5). – Bonn: J. H. W. Dietz Nachf. 2002. 632 S.

Freedom is a very large concept contained in a little word that is frequently used and just as frequently misused. Has German Social Democracy (SPD) been the party of "freedom"? What kind of "freedom" did Willy Brandt foster within and through the party he led for 23 years? For instance, did Brandt foster divergent opinions, or did he enforce party discipline to preempt differing views? How does "freedom" relate to socialism, namely of having a strong material basis on which equality of opportunity can provide for all inhabitants the security to speak, to move, to develop?

This volume reprints Brandt's 1982 review of the 1981 translation of Carl Schorske's old book from 1955 on the split of German Social Democracy in 1917. Brandt did not take up the theme of freedom. Was that because Schorske argued that the Independent Social Democratic Party had more claim to being a party of "freedom" than the SPD, which during World War I had harshly imposed party discipline (p. 386)?

Instead, Brandt used the review to attack dissenters within the party, including some who spoke of a potential party split in the early 1980s. Though no single document can be representative of the whole, this review reveals much about the present volume. Brandt instrumentalized the content of Schorske's book to legitimize his own perspective as opposed to providing an analysis of the book's substance. Brandt, like other politicians, employed much rhetoric about the principle of "freedom", but in practice he frequently operated within the bounds of party interests.

Yet, from a larger perspective Social Democracy can claim to have been the party of "freedom" more than any other German political party. Its history has been one of expanding individual and group rights, of advocating parliamentary democracy, of opposing dictatorship – the symbolic and courageous act of voting against the emergency legislation which legitimized Hitler's rule in 1933 is symptomatic – and of slowly equalizing opportunities if not wealth. Brandt, in the speeches reprinted here, sought to attach himself to that party tradition and that understanding of "freedom". In that sense the claim is appropriate and volume partly substantiates it.

However, this volume is disappointing in that the theme is taken up by Brandt in a ritualized fashion. Perhaps that is because the essence of speeches, namely their passion and intonation cannot be captured in print. The introduction underscores Brandt's finesse with modern media and one is left wondering if a format including film tapes and videos could have illustrated this side of the person and party? The introduction also repeats claims of Brandt's retirement speech, when he left the party chairmanship in 1987, reasserting the SPD as the party of "freedom", including from want (p. 19, 64, 446–451).

But the actual principle is not measured against the complicated practice, for example of *Berufsverbot*. The latter is mentioned, but what it meant within or outside the party cannot be understood from this selection. The content of "freedom", what it meant for members as opposed to leaders of the party, is thus left vague. Perhaps clarity on such a broad term is asking too much, but given its importance and symbolic usage, a more nuanced handling of the concept in the introduction and more evidence than the chosen materials would be required to be convincing.

To illustrate this critique with a significant issue – one that is crucial to the SPD's future – is to ask how and what kind of "freedom" Brandt advocated and brought to the party members and citizens of the eastern part of the country. Was the SPD seen as the party of "freedom" and was Brandt as its head seen that way after 1989? Fifteen years after Reunification it appears that neither at the beginning, nor now, has the SPD succeeded in being seen as the party offering eastern citizens freedom from relative want, from unemployment and from second-class citizenship politically. No hint exists that Brandt recognized this deficit or advised the successors running the party as to what could improve SPD fortunes in the east before his death in 1992. The eastern SPD and states are mostly absent from the collection and this hole suggests that the honorary chair of the party after 1987 did not develop contacts there. His manifesto of 27 September 1990 regarding the reunification of the eastern and western SPD organizations seems too filled with generalities to inspire eastern youth (p. 467–472). Though illness and age may have limited his activities when Reunification was the issue in 1990, Brandt's advice to the chancellor candidate of the SPD, Oskar Lafontaine is perhaps one of the significant documents offered (p. 462–464). Yet, it is filled with party tactical and strategic concerns as opposed to the question of "freedom" for the eastern citizens. Though Brandt admitted that "Kohl had operated in an irresponsible and party-egotistical fashion in creating the agreement for unification" he advised against voting against the treaty because of the interests of the party. He asked Lafontaine to rethink his tactics. Indeed, as honorary chair of the party with much influence, Brandt hardly took up the actual situation of those new citizen's rights within or outside the party. The volume prints so little material that touches on anything except the publicity related to integrating the eastern SPD that by default Brandt seems to have ended near Helmut Kohl's stance, which amounted to colonization of the easterners.

This volume contains a long introduction (p. 11–72), a listing of the 110 documents, explanatory notes, appendices, illustrations and index. Approximately 400 pages are devoted to documents, which averages out to five documents per year. They comprise letters, notes, minutes, and speeches. Unlike the previous volume covering

the years 1947–1972, no diaries appear. In that volume the title theme of "going forward" did dominate much of the tactical and strategic thinking of Brandt.

The selection of documents demonstrates some of Brandt's role in leading the party, but his role in its functioning is difficult to define. It shows him warning, trying to guide, seeking to direct by measured words. But it does not demonstrate reception of his statements among colleagues or members. Only his relations to colleagues in the tip of the leadership appear.

The strength of this volume lies in illustrating the relationships within the troika of Brandt, Helmut Schmidt and Herbert Wehner, though the relations between Schmidt and Wehner are left aside for the years 1972 to the early 1980s these are among the best sources for the cooperation and conflict among the leading Social Democrats. The personal disputes and how they were slowly overcome, and the competition between Brandt and Wehner are especially well documented. These sources confirm that Brandt held strong opinions while operating with a soft hand. However, that aside, as a whole the book does not offer much novelty or special understanding of either the man or his relationship to the party, aside from persons such as Hans Koschnick and Johannes Rau. The last part contains too many speeches without information about their reception and thus mars the impact, which the volume might have had.

Well edited, and thoroughly introduced, just like other volumes in the series, this collection makes significant materials available. But it remains somewhat focused on rhetoric instead of substance, especially during Brandt's latter years.

Dieter K. Buse, Sudbury (Ontario)

PETROV, Nikita V.: **Pervyj predsedatel' KGB. Ivan Serov** [Der erste Vorsitzende des KGB. Iwan Serow]. – Moskva: Materik 2005. 416 S.

Nikita Petrov, stellvertretender Vorsitzender der Menschenrechtsorganisation „Memorial", ist in den letzten Jahren als Autor und Herausgeber zahlreicher Abhandlungen und Dokumenteneditionen zur Geschichte des Terrors und der Massenrepressalien in der UdSSR hervorgetreten. Sein neuestes Buch hat die Biographie des ersten KGB-Chefs Iwan Serow zum Inhalt. Neben der umfangreichen biographischen Skizze (S. 5–202) enthält das Buch einen Dokumentenanhang (S. 203–345), eine biographische Chronik (S. 346–352) und ein kommentiertes Personenregister (S. 353–409). Die 49 in den Jahren 1939 bis 1971 entstandenen Dokumente spiegeln Leben und Tätigkeit von Iwan Serov (25. 8. 1905 bis 1. 7. 1990) wider.

Nach der Amtseinführung von Lawrenti Berija 1939 erhielt Iwan Serow den Parteiauftrag, im Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten zu arbeiten. Hier bewährte er sich als Organisator der Säuberungen in den baltischen Staaten, der Deportationen kaukasischer Völkerschaften und der Erschießungen in Katyn. Von seinen Mitarbeitern wurde er als grober, überheblicher und ungebildeter, aber der Partei treu ergebener und in der operativen Arbeit bewanderter Kader beschrieben. Dank dieser Eigenschaften machte er schnell Karriere. Sein steter Aufstieg hielt auch dann noch an, als viele seiner Opfer längst rehabilitiert waren. Er hatte das richtige Gespür für den Machtkampf unter Stalin und Chruschtschow, in dem es im wahrsten Sinne des Wortes um Leben oder Tod ging.

Petrov zeichnet diesen Lebensweg in acht Kapiteln nach. Schon aufgrund der Tatsache, daß Serows Wirken im NKWD mit der Nachkriegsgeschichte Deutschlands aufs engste verflochten ist, wäre es zu wünschen, daß dieses Buch in deutscher Übersetzung erscheint. Hinzu kommt, daß es keine vergleichbare archivgestützte Publikation gibt, die die Situation und den Machtkampf im Führungszirkel der KPdSU so anschaulich wie tiefgründig unter Heranziehung von bisher unveröffentlichten Dokumenten aus dem Archiv des Präsidenten der Russischen Föderation und dem Zentralen Archiv des FSB beschreibt.

Nachdem Serow – immer nur für kurze Zeit – in Moskau mit der Reorganisation der Miliz, der Hauptverwaltung Besserungsarbeitslager und dem Aufbau der Sondergruppen des NKWD, die im besetzten Polen zum Einsatz kommen sollten, betraut gewesen war, ließ er sich bis 1941 in der Ukraine nieder. Hier lernte er Georgi Shukow kennen, mit dessen Armeeverband, der 1. Belorussischen Front, er später als Bevollmächtigter des NKWD in Deutschland einmarschieren sollte. Im Juli 1941 erfolgte die Ernennung Serows

zum Stellvertretenden Volkskommissar für Innere Angelegenheiten der UdSSR.

Für den deutschen Leser sind die von Petrov im Kapitel 2 zitierten Berichte über die Änderung der sowjetischen Besatzungspolitik in der SBZ, Shukows Versuche, diese zu kanalisieren, und die Auskünfte über die widerständige Haltung der deutschen Zivilbevölkerung und der von der SMAD eingesetzten Bürgermeister gegen Übergriffe von marodierenden Rotarmisten von Interesse. Die in den Band aufgenommenen Dokumente enthalten neue, bisher unbekannte Informationen über das Wirken der operativen Gruppen des NKWD in Sachsen, Thüringen und Berlin. Serow war in seiner Funktion als Sonderbevollmächtigter des NKWD Stellvertreter Shukows und zuständig für die zivile Administration. Damit unterstanden ihm auch die von Viktor Abakumow geführte Smersch und die Militärabwehr. Abakumow sollte sich auch ob dieses ungewollten Unterstellungsverhältnisses zum einflußreichsten Rivalen von Serow entwickeln. Mit allen Mitteln versuchte er, diesen bei Stalin anzuschwärzen. Zu den gewichtigsten Vorwürfen gehörte die Unterstellung, Shukow und Serow wollten sich der Kontrolle der Partei entziehen.

Stalin kam der Konflikt zwischen dem Minister für Staatssicherheit Abakumow und dem Innenminister in spe Serow gerade recht. Er ließ ihre wechselseitig eintreffenden und im Buch dokumentierten Beschwerden – die die Besatzungspolitik in ungewohntem Licht erscheinen lassen – unbeantwortet und stachelte die Kontrahenten so zu ständig neuen und weiterreichenden Denunziationen an. Es ist hier nicht der Platz, sie in allen Einzelheiten und Verästelungen nachzuzeichnen. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang nur eine Folgeerscheinung des Ringens um Macht und Einfluß. Nachdem Serow die Führung der operativen Gruppen des NKWD nach langem Hin und Her an das Ministerium für Staatssicherheit hatte abgeben müssen, verblieb ihm nur noch die Kontrolle über die Speziallager. Von Abakumow, dessen Apparat nun für die Verhaftungen von Deutschen zuständig war, verlangte Serow – entgegen der sonst üblichen Praxis – nunmehr die Sanktion der Verhaftung und nachfolgenden Überführung in das Speziallager durch einen Staatsanwalt. Lag ein richterlicher Beschluß nicht vor, verweigerte Serow die Übernahme des Häftlings in das Speziallager. Jahre später versuchte Abakumow, genau unter Hinweis auf diese Episode den Nachweis zu führen, daß in der Amtszeit von Serow „der Verstoß gegen die sozialistische Gesetzlichkeit" an der Tagesordnung gewesen sei. Gerettet hat es ihn nicht.

Leider enthält der Band nur wenige Hinweise auf das Wirken der mit den Armeen in Deutschland eingetroffenen „Initiativgruppen der KPD". Wer von den Genossen das Sagen hatte, wird am Beispiel der Wismut, der Zwangsverpflichtung deutscher Wissenschaftler zur Arbeit in der UdSSR und der Auslagerung von Lebensmittelreserven aus Deutschland in die UdSSR mehr als deutlich. In allen damit verbundenen Fragen konnte sich Stalin auf Serow verlassen. Und er dankte es ihm.

Abakumow setzte daraufhin zwei seiner Mitarbeiter an, um einem „Hinweis" nachzugehen, der dem Aufstieg seines Widersachers ein Ende machen sollte. Abakumow wurde zugetragen, daß sich in der Zentralkartei Hinweise auf zwei Serows fanden, von denen jeder dem Alter nach Serows Vater hätte sein können. Daß es nicht um die Vaterschaft ging, versteht sich fast von selbst. Beide „Namensvetter" hatten vor der Revolution in der Gendarmerieverwaltung gearbeitet, die das Wachpersonal für das Gefängnis in Wologda stellte, in dem kein Geringerer als Stalin kurzzeitig eingesperrt worden war. Doch die Abgesandten fanden nach ihrem Eintreffen vor Ort im Archiv nichts vor. Die Akten waren verschwunden. Ob und inwieweit die Schwester Serows, die zufällig auch in der Abteilung arbeitete, in der der beflissene Archivar tätig war, einen Anteil am Vertuschen hatte, ist unbekannt. Auch die 1947 erfolgte Befragung in den Heimatorten der „Namensvetter" brachte nichts Belastendes an den Tag. Der zum Sündenbock erklärte Archivar wurde entlassen, Serows Schwester Christina nahm seinen Platz ein.

Abakumow holte zum nächsten Schlag aus. Dieses Mal ging es um die Aufdeckung von Korruptionsfällen in der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Während die Soldaten den Reichstag stürmten, lautete sein Vorwurf, habe sich Serow die Reichsbank vorgenommen. Stalin stimmte der Verhaftung von Serows Stellvertretern, die zur Sache vernommen werden sollten, zu. Serow denunzierte daraufhin Mitarbeiter von Abakumow, die ebenfalls in den Verliesen verschwanden. Shukow hielt, solange er konnte, seine schützende Hand über Serow.

Den entscheidenden Punktvorsprung gegenüber Abakumow sicherte sich Serow 1952 durch sein Engagement bei der Fertigstellung des Wolga-Don-Kanals. Einen Monat vor der geplanten Fertigstellung des „Prestigeobjektes" war mit den Ausschachtarbeiten auf einer Länge von 15 Kilometern noch nicht einmal begonnen worden. Serow, der für die Ausbeutung der Häftlinge in den Besserungsarbeitslagern und Kriegsgefangenenlagern zuständig war, erreichte bei Strafe des in Aussicht gestellten Untergangs die Übergabe des Kanals zum festgesetzten Termin im Juni 1952. Abakumow wurde schon im Juli 1951 verhaftet. Die Staatssicherheit habe – so Stalins Vorwurf – Versäumnisse bei der Aufdeckung von Verschwörungen, darunter der der Kremlärzte, zugelassen. Eine Verhaftungswelle, der zahlreiche Mitarbeiter jüdischer Nationalität zum Opfer fielen, erfaßte das Ministerium für Staatssicherheit. Die Verhaftungen dauerten bis Anfang 1953. Dieses Mal mußte Berija als Sündenbock herhalten. Das 1937 erprobte Szenario schien sich nach fünfzehn Jahren zu wiederholen.

Nach Stalins Tod setzte Berija die Freilassung seiner Gefolgsleute durch. Abakumows Parteigänger blieben in Haft. Serow, der weiter in seiner Funktion blieb, stellte sich auf die Seite jener, die in Berija eine Gefahr sahen und ihn beseitigen wollten. Ein Jahr nach Stalins Tod, im März 1954, wurde er zum Vorsitzenden des KGB berufen. Unter seiner aktiven Mitwirkung vollzog sich die von Chruschtschow vorangetriebene Säuberung des KGB von Berija-Anhängern. Auf Anordnung des Parteivorsitzenden veranlaßte Serow im Juli 1954 die Vernichtung des Privatarchivs von Berija und der während Stalins Amtszeit angelegten Dossiers über die Allgemeine Abteilung des ZK der KPdSU. Das war nur die Spitze des Eisberges.

Aufschlußreich ist, wie es Serow verstand, sich trotz seiner Verstrickung in die Planung und Durchführung des Terrors an der Seite Chruschtschows zu halten, dessen Name fast Synonym für den Bruch mit dem Stalinismus ist. Serow verstand sich glänzend mit Shukow. Als dieser bei Chruschtschow im Oktober 1957 in Ungnade fiel und in Pension geschickt wurde, waren auch Serows Tage gezählt. Zunächst versuchte der Innenminister Dudorow, die schon einmal gescheiterte Suche nach belastendem Archivmaterial gegen Serow aufzunehmen. Nachdem sein Sohn mit gebrochenem Rückgrat im Treppenhaus des Wohnhauses gefunden worden war, ließ er die Finger davon und Serow in Ruhe. Chruschtschow schützte seinen Mann auch weiterhin vor offiziellen Angriffen und Anfeindungen, die immer häufiger aus der Schwernik-Kommission zu hören waren, deren Aufgabe in der Aufdekkung der Rechtsverstöße in der Amtszeit Stalins bestand. Doch nicht diese Argumente, sondern Serows Weigerung, den KGB-Apparat entsprechend Chruschtschows Vorgaben zu reformieren, bot den Anlaß, ihn abzuschieben. Chruschtschow vermutete dahinter die tradierte Ablehnung, die politische Polizei unter die Kontrolle der Partei zu stellen. Im Dezember 1958 wurde Serow die Leitung der Militärabwehr übertragen, eine Funktion, die er bis Februar 1963 innehatte. 1965 erfolgte der Parteiausschluß des in einen Militärbezirk Abgeschobenen wegen Amtsmißbrauchs und Verstoßes gegen die sozialistische Gesetzlichkeit. Serows Eingaben wurden an „höchster Stelle" gelesen. Leonid Breshnew reagierte darauf nicht, der Brief wanderte ins Archiv. Nur Juri Andropow wurde hellhörig, als er erfuhr, daß Serow 1969 – Shukows Erinnerungen waren gerade erschienen – begann, seine Memoiren zu schreiben. Um zu verhindern, daß sie ins Ausland gelangten, wurde die Überwachung von Serow verstärkt.

Wladislaw Hedeler, Berlin

HERLEMANN, Beatrice, unter Mitarbeit von Helga SCHATZ: **Biographisches Lexikon niedersächsischer Parlamentarier 1919–1945** (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen, Bd. 222). – Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 2004. 460 S.

Nach den von Martin Schumacher veröffentlichen Handbüchern über die verfolgten Reichstags- und Landtagsabgeordneten 1994 und 1995 bzw. dem von Wilhelm Heinz Schroeder 1995 vorgelegten Band „Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867–1933", die inzwischen Standardwerke der deutschen Parlamentsbiographienforschung geworden sind, hat die Historikerin Beatrix Herlemann in dreijähriger Forschungsarbeit die Biographien niedersächsischer Parlamentarier recherchiert.

Sie bezog sich dabei auf die Mandatsträger aus den Ländern, die dem heutigen Niedersachsen vorangegangen sind. Dies sind für die Zeit von 1919 bis 1945 sämtliche Abgeordnete der braunschweigischen, oldenburgischen, schaumburg-lippischen und hannoverschen Provinziallandtage sowie die aus den drei niedersächsischen Wahlkreisen Weser-Ems, Osthannover und Südhannover in den Preußischen Landtag und in den Reichstag entsandten Mandatsträger.

Die Autorin, die auch die dunkelsten Jahre der deutschen Geschichte im Fokus des niedersächsischen Parlamentarismus widerspiegelt, arbeitete in enger Kooperation mit Autoren einschlägiger Publikationen und nutzte Ergebnisse laufender Forschungsprojekte, u. a. zu den Abgeordneten des Preußischen Landtags an der Freien Universität Berlin und zum Oldenburgischen Landtag im niedersächsischen Staatsarchiv Oldenburg. Sie nutzte das Wissen der Herausgeber von niedersächsischen Städtelexika und zahlreiche Kreis-, Stadt- und Gemeindearchive sowie von Heimatforschern und hatte engen Kontakt zu Nachfahren einzelner Abgeordneter.

In diesem biographischen Lexikon finden sich zumeist ausführliche, sehr kompakt und chronologisch geschriebene Kurzbiographien. Bei den Lebensläufen finden sich neben den üblichen biographischen Daten (Geburts- und Sterbedatum, berufliche und politische Sozialisation, Zugehörigkeit und Dauer parlamentarischer Tätigkeit) auch Ausschußzugehörigkeiten sowie Schwerpunkte der parlamentarischen Arbeit.

Neben aufrechten Demokraten, wie Ernst Andrée, Christian Blank, Nicolaus von Borstel, Otto Grotewohl, Willy Müller und Paul Neue, die den Neubeginn 1945 miterleben konnten, finden sich hier ebenso Abgeordnete, die emigrierten wie Ottomar Suchomel oder durch Verfolgung der Nationalsozialisten den Tod gefunden haben. Bekanntlich wurden Abgeordnete der KPD als erste von den Nationalsozialisten verfolgt. Paul Gmeiner, der dem Landtag von Braunschweig von 1924 bis 1933 angehörte, kam im April 1944 im KZ Sachsenhausen ums Leben, der Reichs- und Landtagsabgeordnete aus dem Wahlkreis Süd-Hannover John Scheer wurde am 1. Februar 1934 „auf der Flucht" erschossen. Den braunschweigischen Ministerpräsidenten, den Sozialdemokraten Heinrich Jasper, verfolgte der NS-Ministerpräsident Braunschweigs, Dietrich Klagges, mit einem selbst für Nationalsozialisten extremen Rachedurst bis in die verschiedenen KZ. Er verhinderte mehrfach seine Entlassung und ordnete seine erneute Verhaftung im Zusammenhang mit der Gestapoaktion „Gewitter" an. Jaspers starb am 15. Februar 1945 beim Transport vom KZ Sachsenhausen in das KZ Bergen-Belsen. Der Provinziallandtagsabgeordnete Oswald Kanzler starb am 16. September 1944 im Zuchthaus Fuhlsbüttel, nachdem ihm lebensnotwendige Medikamente vorenthalten worden waren. Auch er war nach dem 20. Juli 1944 verhaftet worden.

Aufgenommen wurden auch einige hundert nationalsozialistische Vertreter, die im März 1933 erstmals in die Parlamente gewählt wurden, jedoch niemals einer parlamentarischen Tätigkeit nachgegangen sind, auch nicht als Mitglieder des formal weiterbestehenden Reichstags. Bei der Landtagswahl im September 1930 erhielt die NSDAP im damaligen Freistaat Braunschweig 22 Prozent der Stimmen und stellte neun Abgeordnete im Parlament am Eiermarkt.

Die SPD verlor ihre Fähigkeit, allein eine Regierung zu bilden. Um eine erneute SPD-geführte Regierung zu verhindern, entschieden sich die Vertreter der in der Bürgerlichen Einheitsliste zusammengeschlossenen konservativen Parteien, mit der NSDAP eine Koalition einzugehen. Die NSDAP nutzte diese Beteiligung an der Landesregierung, in der sie durch ebenjenen Dietrich Klagges das Volksbildungs- und das Innenressort leitete und von 1933 bis 1945 formal den Ministerpräsidenten Braunschweigs stellte, zum Ausbau ihrer Machtposition. Der SS-Gruppenführer Klagges, der von einem britischen Militärgericht 1945 zu lebenslanger Haft verurteilt wurde, kam 1957 vorzeitig frei und klagte erfolgreich auf Nachzahlung seiner Ministerpräsidentenpension. Auch dies ist ein Teil bundesrepublikanischer Geschichte.

Dem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis folgt ein dreiteiliges Register. Es listet Personen, Geburts- und Sterbeorte sowie Aufenthalts-, Ausbildungs- und Arbeitsorte auf und ermöglicht so einen gezielten Einstieg in dieses umfassende Werk.

Andreas Herbst, Berlin

Treitel, Corinna: **A Science for the Soul. Occultism and the Genesis of the German Modern.** – Baltimore und London: The Johns Hopkins University Press 2004. X, 366 S.

Sawicki, Diethard: **Leben mit den Toten. Geisterglauben und die Entstehung des Spiritismus in Deutschland 1770–1900.** – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 2002. 421 S.

Lange Zeit war der Okkultismus historisch als Antimodernismus bewertet worden. Heute dagegen hat sich eine Sichtweise durchgesetzt, die ihn als „kompatibel" oder „kongruent" mit der „Moderne" – vielleicht dieser sogar zuträglich und sie fördernd – erachtet bzw. ihn als Spielart einer „anderen Moderne" sieht. Der Okkultismus, so heißt es etwa in einer neuen kulturhistorischen Untersuchung zur literarischen Moderne um 1900, sei ein Phänomen gewesen, „das keineswegs nur in Spannung, sondern ebenso in Affinität zur Moderne stand".[1]

In bewußter Abhebung von der antimodernistischen Bewertung des Okkultismus bei George L. Mosse oder James Webb (S. 25 f.) hat auch Treitel in ihrer amerikanischen Dissertation der neuen Sichtweise Rechnung getragen: "Throughout, the main purpose of the book is [...] to explore German occultism as a key facet of German modernism and thus gain new insight into how modern-minded Germans met the challenge of living meaningful lives in their 'disenchanted' age" (S. 28). Allerdings bleibt es bei ihr offen, ob diese Verbindung von Okkultismus und „Moderne" als Teil des „deutschen Sonderwegs" gesehen werden muß (S. 281, Anm. 68) oder ob es sich bei der Beurteilung des Okkultismus „as a complex adaptation to modernity" um ein allgemeineres internationales Phänomen zumindest in den westlichen Zivilisationen handelt (S. 281, Anm. 69; vergleichende Hinweise solcher Art etwa im Kapitel über die „science of the mind", S. 40–50). Ihre Grundthese ist jedenfalls klar: "Modern-minded men and women sought to rectify their suffering under modernity's burdens through an embrace of the new occult sciences" (S. 246). Und als mögliche Gemeinsamkeit der deutschen und nichtdeutschen okkulten Bewegungen kristallisiert sie „its embrace of a primarily psychological solution to the problemes of modernity" (S. 51) heraus.

Für den Zeitraum vom Kaiserreich bis zum Ende des „Dritten Reiches" untersucht Treitel die „moderne deutsche Okkultbewegung" (S. 3) auf ihren verschiedenen und teilweise bereits erforschten Wirkungsfeldern in Dichtung und Ästhetik/Poetik, Malerei, Architektur, Fotografie und Tanz, aber auch in der Medizin (Hypnose, Diätetik) und in der Psychologie („Parapsychologie"), ferner in der Graphologie, Astrologie, im forensischen Hellsehen oder in der Wünschelrutengängerei. Die „harten" Naturwissenschaften dagegen befruchteten eher die Wahrnehmungs- und Legitimationsweisen des Okkultismus (Telegrafie, Röntgen, Elektrizität). Es ist die erste zusammenfassende Arbeit dieser Art.

Treitel hebt sich auch bewußt von der bisherigen Fokussierung auf Zusammenhänge des Okkultismus mit dem völkischen Denken ab. Solche einengende Sichtweise will sie aufbrechen, indem sie ein viel breiteres Spektrum aufzeigt und das Okkulte benutzt, "to examine Germans' experience of the modern, both their fear of its pitfalls and their engagement with its possibilities" (S. 27). Vielleicht hätte von ihr trotzdem noch etwas gewichtiger (als auf S. 203) der Zusammenhang vieler okkulter Lehren mit rassistischen Spekulationen gezeigt werden können (von der Theosophie über die Anthroposophie bis zu der bei ihr fehlenden Mazdaznanlehre). Auch die anfängliche ambivalente Haltung, ja Koexistenz und Kooperation vieler okkulter Richtungen mit dem Nationalsozialismus (Astrologie, Hugo Vollraths Theosophie, Anthroposophie, Neugeist, Mazdaznan) dürften stärker zu betonen sein. Zutreffend ist jedenfalls Treitels Darstellung der schlußendlichen Verfolgung der gesamten okkultistischen Bewegung durch das NS-Regime. Und aufzugreifen wäre ihre Anregung: "One line of approach to rethinking the occultism-Nazism connection might be to explore the connections between modern occultism and radical political movements in other European countries" (S. 280, Anm. 67).

Zwar wird von Treitel nirgends systematisch der Frage nachgegangen, inwieweit es Verbindungen des Okkultismus mit modernen Gesellschaftslehren und emanzipatorischer politischer Praxis gibt. Sie geht aber mehrmals auf das Verhältnis der okkulten Bewegungen zum Liberalismus ein und zeigt etwa im Falle des früheren „sozialdarwinistischen" Kolonialpropagandisten Wilhelm Hübbe-Schleiden nationalliberale Züge

in seiner späteren Theosophie auf (S. 86–93). Am Beispiel der Theosophie oder der Mazdaznan-„Religion" könnte man zusätzlich auch ein Spannungsverhältnis zwischen universaler pazifistischer Grundabsicht bzw. internationaler Organisationsbildung und nationalistischer bis chauvinistischer Verengung herausarbeiten.[2] Letztere wird besonders in der politischen Positionierung Rudolf Steiners im Ersten Weltkrieg augenfällig.

Innerhalb dieser politischen Zusammenhänge des Okkultismus erscheint dem Rezensenten besonders die Frage nach Verknüpfungen des Spiritismus mit der demokratischen und sozialistischen Bewegung in Deutschland spannend, nachdem im angelsächsischen Kontext zumindest in Gestalt des „plebejischen Spiritismus" – vielleicht am ehesten als der Spiritismus der „kleinen Leute" zu übersetzen – sowohl das religiöse wie das gesellschaftspolitische innovatorische Potential aufgezeigt werden konnte.[3] Während Treitel betont, Séancen seien seit den Zöllner-Experimenten attraktiv gewesen, „because they offered a thoroughly modern route to the transcendent" (S. 20), und konsequent nur die „moderne" okkulte Bewegung seit dem späten 19. Jahrhundert untersucht (S. 8), zeigt Sawicki in seiner Dissertation auch, wie ältere regionale Traditionen schwärmerischen Christentums Ansatzpunkte für die neuen spiritistischen Ideen und Praktiken boten (über das schließliche Ergebnis einer massenkulturellen Kommerzialisierung des Okkultismus sind sich Treitel und Sawicki einig).

Nach bisherigem Forschungsstand hat insbesondere amerikanisch-spiritistischer Einfluß durch die Rezeption der „Harmonischen Philosophie" des sozialreformerischen Spiritisten Andrew Jackson Davis den deutschen Spiritismus mit fortschrittlichen gesellschaftlichen Idealen einer „humanistischen Ganzheitsutopie" (S. 356) befruchtet. Davis stand dabei wiederum unter dem Einfluß des Frühsozialisten Charles Fourier und seiner gesellschaftlichen Lehre von der „universellen Harmonie". Auf diesem indirekten Weg beeinflußte also Fouriers utopischer Sozialismus deutsche Spiritisten und Spiritualisten in der Zeit nach 1848.

Einer von ihnen war der Mediziner Georg von Langsdorff (1822–1921).[4] Als junger Medizinstudent nahm er 1848 an den beiden fehlgeschlagenen badischen Revolutionen teil, floh dann in die Vereinigten Staaten und wurde dort Ende der 1850er Jahre Anhänger des Spiritismus. Vor seiner Rückkehr nach Baden besuchte er 1861 in New York Davis, der sich ihm gegenüber optimistisch über die künftige Ausbreitung seiner Lehren in Deutschland äußerte. Langsdorff verbreitete von Baden aus die Davissche „Harmonische Philosophie" und rief vergeblich zur Gründung von antikirchlich-demokratischen Sonntagsschulen („Children's Progressive Lyceums") nach dem von Davis angeregten englischen und amerikanischen Vorbild auf.

Der andere deutschsprachige Davisianer war nach Sawicki der naturphilosophische Universitätsgelehrte Daniel Nees von Esenbeck (1776 bis 1858) (S. 276–280 und S. 356).[5] Er sprach in den 1840er Jahren u. a. von einem künftigen Zustand der Gütergemeinschaft („reiner Communismus"), einem vernunftgeleiteten staatlichen Zusammenleben ohne Zwangsgesetze („reine Anarchie") und von „bewußter Menschenverbrüderung" („Sozialismus"). 1848/1849 schloß er sich in der preußischen Nationalversammlung der äußersten Linken an und stellte sich mit seinen programmatischen Forderungen wie in seiner organisatorischen Tätigkeit an die Seite der Arbeiter. Ab Mitte der 1850er Jahre rezipierte er die „Harmonische Philosophie" von Davis, die seinen optimistischen Glauben an moralische und soziale Perfektibilität bekräftigte. Nees Übersetzung von Davis' Werken ins Deutsche wurde von dem ehemaligen Theologiestudenten, dann Gerichtssekretär und Redakteur Gregor Constantin Wittig weitergeführt. Nees wie Wittig suchten in den 1850er und 1860er Jahren in Breslau eine Synthese zwischen Davisschem Spiritismus und Spiritualismus und dem freireligiösen „Deutschkatholizismus" zu verwirklichen.

Wittig wiederum holte Anfang 1881 den Deutschamerikaner und medialen Heilpraktiker Bernhard Cyriax nach Leipzig. Dieser verbreitete dann durch zahlreiche „Missionsreisen" die Lehre des angloamerikanischen Spiritismus und Spiritualismus unter den „kleinen Leuten" (Handwerker und Arbeiter) Sachsens und Nordböhmens und gewann nach eigenen Angaben in Sachsen ein paar tausend Anhänger (S. 333). Es gelang Cyriax dabei, wie Sawicki in Ergänzung zu Linse[6] betont, an bereits existierende Formen religiösen Dissenses und Antiklerikalismus anzuknüpfen und diese regionalen Traditionen unter dem Dach des Spiritismus zu vernetzen. „Ohne diese Ausgangsbasis regionaler Formen

außerkirchlicher Religiosität in Sachsen – Pietisten mit separatistischer Tendenz, die letzten noch bestehenden deutsch-katholischen Gemeinden, Freireligiöse – hätte der Spiritismus in Deutschland [in den 1880er Jahren] wohl kaum über einige bürgerliche Privatzirkel hinaus Fuß fassen können" (S. 311 f.). In diesen Konventikeln und Vereinen des sächsischen unterbürgerlichen religiösen Schwärmertums mit seinen Trancemedien wurde ein Spiritismus praktiziert, der ekstatisches bis fröhliches Gemeinschaftsleben mit dem Glauben an kommende soziale Harmonie verband: „Schwerpunkt dieser Vereinskultur waren die Regionen Chemnitz, Zwickau, Glauchau, das Mülsental und das sächsische Erzgebirge. Diese Gegenden zählten zu den am frühesten industrialisierten Regionen Sachsens, so daß dort besonders viele Arbeiter und Handwerker lebten, die als lohnabhängig beschäftigte Bergleute, Weber und Strumpfwirker ihren Lebensunterhalt verdienten. Die sächsischen Hochburgen des Spiritismus waren gleichzeitig auch Hochburgen der jungen Sozialdemokratie und Zentren eines robusten Antiklerikalismus, der den Deutschkatholizismus und die Freireligiöse Bewegung dort frühzeitig Fuß fassen ließen. [...] Trotz der ähnlichen Anhängerschaft und des gemeinsamen humanistischen Ethos sollte es zu keinem Schulterschluss zwischen Spiritismus und Arbeiterbewegung kommen. Der Blick in die ‚Neuen Spiritualistischen Blätter' zeigt, dass die Kluft zur Sozialdemokratie zu groß war: Statt Materialismus wurde dort Spiritualismus propagiert, statt des Klassenkampfs die Liebe und eine universelle Verbrüderung gepriesen, statt der Revolution die sanfte Reform favorisiert (etwa in der Frauenfrage)" (S. 316 f.).

Dem gemeinsamen Druck der sächsischen Behörden und der Landeskirche gelang es schließlich, Cyriax 1888 aus Leipzig zu vertreiben. Mit seiner Übersiedlung nach Berlin begann – zusammen mit den deutschlandweiten Tourneen sächsischer Unterschichtenmedien – eine Ausbreitung des organisierten Spiritismus im ganzen deutschen Kaiserreich. Es war aber in den 1880er und 1890er Jahren nur eine Minderheit in Deutschland und Österreich, wie Sawicki betont (S. 334), die ihre spiritistische Überzeugung mit einer ausgearbeiteten politischen Programmatik verband. Sawicki weist dabei u. a. (S. 334) auf die Veröffentlichungen des mit sozialistischen Ideen sympathisierenden Lazar Baron von Hellbach und (S. 335) auf den Gymnasialprofessor Lucian Pusch („Spiritismus, Socialismus, Frugiforismus") hin. Durch Puschs in Breslau und Gera bis 1900 bestehenden Bund „Animismus" wird auch der innere Zusammenhang zwischen Neureligion und Lebensreform (als Selbst- und als Sozialreform) beleuchtet.

Mit dem Ende des Kaiserreiches erlosch die aufgezeigte Verbindung von Okkultismus und gesellschaftspolitischer demokratischer und sozialistischer Emanzipation. Die Rätekontakte Rudolf Steiners während der Novemberrevolution von 1918 waren doch eher ein Mißverständnis; seine Dreigliederungslehre freilich ordnet sich in die spiritistische Tradition von harmonieorientierten utopischen Gesellschaftsmodellen ein.

Sollte die vom Rezensenten bevorzugte Sichtweise der neuokkulten Bewegungen des Kaiserreiches als im weiteren Zusammenhang der Lebensreform zu verortende Reformreligionen richtig sein, müßte jedenfalls auch bei ihnen die von der Lebensreform bekannte Doppelgesichtigkeit von Selbst- und Gesellschaftsreform zu erkennen sein. Treitel präsentiert zum Aspekt der Selbstreform in den okkulten Neureligionen wichtiges Material und zeigt zu Recht, daß der *self-focused occultism*, der „Kult des Selbst" (S. 101), manches Mal verabsolutiert wurde, so daß für gesellschaftsreformerische Entwürfe gar kein Raum blieb. Aber, wie Sawicki nachweisen konnte, es gibt sie.

1 *Priska Pytlik, Okkultismus und Moderne. Ein kulturhistorisches Phänomen und seine Bedeutung für die Literatur um 1900, Paderborn u. a. 2005, S. 9.*

2 *Vgl. Ulrich Linse, „Universale Bruderschaft" oder nationaler Rassenkrieg – die deutschen Theosophen im Ersten Weltkrieg, in: Nation und Religion in der deutschen Geschichte. Hrsg. von Heinz-Gerhard Haupt und Dieter Langewiesche, Frankfurt a. M. 2001, S. 602 bis 645; ders., Mazdaznan – die Rassenreligion vom arischen Friedensreich, in: Völkische Religion und Krisen der Moderne. Hrsg. von Stefanie von Schnurbein und Justus H. Ulbricht, Würzburg 2001, S. 268–291.*

3 *Logie Barrow, Independent Spirits. Spiritualism and English Plebeians, 1850–1910, London 1986.*

4 *Zu Langsdorff siehe Ulrich Linse, Geisterseher und Wunderwirker. Heilssuche im Industrie-*

zeitalter, Frankfurt a. M. 1996, S. 76–87, gestützt vor allem auf Gunda Wegner, Georg von Langsdorff (1822–1921), med. Diss. Freiburg 1989, und deren Kurzfassung: dies., Das Leben des Georg von Langsdorff. Turner, Revolutionär und Wissenschaftler, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land", 111. Jahresheft (1992), S. 79–94.

5 *Sawicki stützt sich dabei vor allem auf Günther Höpfner, Christian Gottfried Daniel Nees von Esenbeck (1776–1858) – ein deutscher Gelehrter an der Seite der Arbeiter, in: Nachmärz-Forschungen (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, Bd. 47), Trier 1994.*

6 *Ulrich Linse, „Das Buch der Wunder und Geheimwissenschaften". Der spiritistische Verlag Oswald Mutze in Leipzig im Rahmen der spiritistischen Bewegung Sachsens, in: Das bewegte Buch. Hrsg. von Mark Lehmstedt und Andreas Herzog, Wiesbaden 1999, S. 219–244.*

Ulrich Linse, München

Mocek, Reinhard: **Biologie und soziale Befreiung. Zur Geschichte des Biologismus und der „Rassenhygiene" in der Arbeiterbewegung** (= Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen. Hrsg. von Hans Jörg Sandkühler und Pirmin Stekeler-Weithofer, Bd. 51). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Verlag Peter Lang 2002. 523 S.

Die Begriffe „Rassenhygiene" und „Eugenik" wecken bis auf den heutigen Tag ungute Erinnerungen an die nationalsozialistischen Verbrechen, insbesondere an die Zwangssterilisierungen und die „Euthanasie"-Morde des NS-Regimes. Mit um so größerer Verwunderung nimmt man deshalb die Tatsache zur Kenntnis, daß beide Begriffe bereits vor 1933 auch von prominenten Vertretern der deutschen Arbeiterbewegung in einem durchaus affirmativen Sinne verwendet wurden, wofür sich im Schrifttum jener Zeit zahlreiche Belege finden.

Nach eingehender Beschäftigung mit diesen Quellen hat Reinhard Mocek das vorliegende Buch verfaßt. Es ist eine theoriegeschichtliche Abhandlung, die sich erstmalig der Frage widmet, warum Theoretiker, Publizisten und Gesundheitspolitiker der deutschen Arbeiterbewegung des ausgehenden 19. und ersten Drittels des 20. Jahrhunderts ihre theoretischen Überlegungen mit biologistischen Denkansätzen zu untermauern versuchten.

Mocek bettet die von ihm diskutierten Konzepte in einen größeren ideengeschichtlichen Kontext ein, der bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts reicht und die Auffassungen der beiden Begründer des historischen Materialismus, Karl Marx und Friedrich Engels, aber auch herausragender Vertreter der deutschen Sozialdemokratie wie August Bebel und Karl Kautsky mit einschließt.

Das herausragendste wissenschaftsgeschichtliche Ereignis jener Zeit war der Siegeszug der Darwinschen Deszendenztheorie, die auch unter Sozialwissenschaftlern egal welcher Prägung bald begeisterte Aufnahme fand. Mocek zeigt, daß es in konservativen Kreisen zunächst größte Vorbehalte gegenüber Darwin gab, bis schließlich auch hier dessen Parteigänger die Oberhand gewannen. Diese betrachteten hinfort das „unerschütterliche" Naturgesetz vom „Kampf ums Dasein" als durch keinerlei moralische Erwägungen überschreitbare Schranke menschlichen Handelns. Mit ihrer sozialdarwinistischen Lesart gesellschaftlicher Entwicklung wurden sie schließlich zu ideologischen Wegbereitern der nationalsozialistischen Rassenlehre.

Im Gegensatz dazu ging es den Vertretern der Arbeiterbewegung immer um ein sozialemanzipatorisches Anliegen. Mit „Rasse" war hier die Menschengattung an sich gemeint und nicht ein ethnisch homogenes Kollektiv, das für sich in Anspruch nahm, über anderen „Rassen" zu stehen. Mocek hat schon mit dem Titel seines Buches, „Biologie und soziale Befreiung", verdeutlicht, aus welchem Erkenntnisinteresse heraus sich sozialistische Theoretiker dem Darwinismus zuwandten: es war zuallererst die große Hoffnung, daß man der Lösung der drängenden sozialen Fragen auf diese Weise einen weiteren Schritt näher rücken würde. Tagtäglich war man mit den katastrophalen Lebensumständen des Großstadtproletariats konfrontiert: unübersehbar die körperliche und seelische Verwahrlosung in den Arbeiterfamilien, der grassierende Alkoholmißbrauch, die Häufigkeit von Fehl- und Mißgeburten, die allgemeine Unterernährung und der Wohnungsnotstand – ein Elend beträchtlichen Ausmaßes.

Die theoretischen Debatten innerhalb der proletarischen Bewegung ließen in jenen Jahren bald schon zwei Hauptlinien erkennen, die Mocek idealtypisch voneinander abzugrenzen versteht. Die zeitlich früher an die Öffentlichkeit tretende proletarische Rassenhygiene bezog sich in starkem Maße auf das soziale Milieu als dem entscheidenden Beziehungsgeflecht, das sich fördernd oder auch beeinträchtigend auf die individuell-menschliche Entwicklung auswirken konnte. Damit verband sich die Annahme, sozial erworbene Eigenschaften seien vererbbar und durch stetige Verbesserung der Lebensverhältnisse gelinge die fortschreitenden Vervollkommnung der körperlichen und geistigen Verfassung des arbeitenden Menschen.

Demgegenüber veranschlagten die Vertreter der sozialistischen Eugenik den Einfluß der Umwelt als eher vernachlässigenswert und konzentrierten ihre Bemühungen auf die Verbesserung der Erbsubstanz durch den direkten Eingriff in das Fortpflanzungsverhalten der Menschen. Während die Vertreter proletarischer Rassenhygiene vorrangig „klassische" sozialpolitische Fragen wie Wohnungsfrage, Kinderarbeit, Arbeits- und Mutterschutz aufwarfen, favorisierten die Eugeniker vor allem gesundheits- und familienpolitische Maßnahmen im Umfeld der Fortpflanzungsmedizin, also Sexualberatung, Sterilisierung oder Schwangerschaftsabbruch.

Mocek stellt in seiner Abhandlung die wichtigsten Vertreter beider Richtungen vor, namentlich Oda Olberg, Rudolf Goldscheid und Paul Kammerer. Oda Olbergs Lebensschicksal steht dann schließlich auch exemplarisch für das plötzliche und unwiderrufliche Ende rassenhygienischer und eugenischer Konzepte sozialistischer Provenienz in Deutschland. Durch die nationalsozialistische Machtergreifung ins Exil getrieben, mußte Oda Olberg aus der Ferne mit ansehen, was für Verbrechen ihre Landsleute im Namen von Volksgesundheit und Rasse begingen. Nach Kriegsende war ein Wiederaufnehmen der Theorieansätze aus den 1920er Jahren deshalb undenkbar. Die naturwissenschaftlichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Genetik warfen überdies schon bald ganz neue Fragen auf.

Im dritten und abschließenden Teil seines Buchs diskutiert Mocek die aktuellen Herausforderungen der modernen Gentechnik und die „Frage nach den möglichen Rückgriffen auf die Lehren der proletarisch-rassenhygienischen Vergangenheit" (S. 397). Er kommt zu dem Schluß, daß aufgrund der völlig anderen Lebensumstände heute eine „Biologie der Befreiung [...] höchstens noch ein Moment historischer Rückschau" (S. 416) sei, daß es nicht mehr darum gehe, „bessere Menschen zu züchten, aber auch nicht um das sich selbst gegebene Versprechen, durch naturgemäßes Handeln einen klassenkämpferischen Endsieg einholbar zu machen" (ebd.). Heute dominiere wohl eher eine kritisch-pragmatische Sicht auf die Naturwissenschaften.

Manfred Warnecke, Berlin

CANDEIAS, Mario: **Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik** (= Argument-Sonderband, Bd. 299). – Hamburg: Argument Verlag 2004. 380 S.

In einer Tour d'horizon zeichnet Candeias die Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise unter neoliberaler Hegemonie nach. Sein Buch ist so umfassend wie facettenreich, berücksichtigt sowohl das Zentrum wie auch die Peripherie der Kapitalakkumulation, geht ein auf die Regulation der Räume, die Formierung eines neoliberalen Blocks, den Finanzkapitalismus, Arbeitsgesellschaft, Geschlechter- und Produktionsverhältnisse bis hin zum Scheitern des „dritten Weges" und möglicher autoritärer Reartikulationen.

In einer „kritische[n] Rekonstruktion der Regulationstheorie aus marxscher und gramscianischer Perspektive" (S. 18) reflektiert Candeias die Transformation kapitalistischer Gesellschaften. Dabei setzt er sich mit dem Verhältnis von Struktur und Handlung auseinander, was ihm im Sinne Gramscis eine antiökonomistische Herangehensweise an sein Thema ermöglicht und wodurch soziale Kämpfe analysierbar werden. Hier erarbeitet er mit der 6. Feuerbachthese Marx' den Menschen als „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse". Anknüpfend an das Konzept der „Lebensführung" des kritischen Psychologen Klaus Holzkamp, verstanden als „aktive Realisierung der im Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse gegebenen widersprüchlichen Handlungsmöglichkeiten" (S. 33), macht Candeias

deutlich, daß die Handlungsmöglichkeiten keinesfalls beliebig sind, sondern daß sich Handlung in gesellschaftlichen Formen entfaltet. Die widersprüchlich existierenden Formen, in die sich das Subjekt hineinentwickeln müsse, würden als „Unmöglichkeit einer substantiellen Einheit, einer inneren Kohärenz" (S. 40) erfahren, wodurch „Widerstand" erzeugt werde. Kritisch anzumerken ist, daß es nicht das Fehlen innerer Kohärenz ist, welches Widerstand produziert, sondern die sich daraus ergebende Handlungsblockade, die nach Gramsci und Holzkamp dazu auffordert, eine innere Kohärenz lernend und handelnd zu entwickeln.

Obwohl an Holzkamp anknüpfend, bleibt die reale Bewegung der Subjekte als Bewegung in Richtung auf Umweltkontrolle und Verfügung über ihre konkreten Lebensbedingungen nebulös und wird nicht adäquat gefaßt. Hierdurch wirkt Candeias' Analyse von Widerstand oberflächlich und wird nicht methodologisch und methodisch begründet. Dies zeigt sich beispielsweise an der unspezifischen Feststellung: „Diese widerständigen Gruppen sind selbst so heterogen, fragmentiert und widersprüchlich [...]" (S. 72). Hierbei bezieht sich „diese" auf „Bewohner bestimmter Lebensräume, bestimmte Kapitalfraktionen, Subjekte mit anderen raum-zeitlichen Praxen und Interessen [...]" (ebd.). Editorisch anzumerken ist, daß Habitus/Habitús und Individualitätsformen nicht das gleiche sind (S. 36), wie Candeias es darstellt, sondern daß Habitus/Habitús auf einer anderen Ebene angesiedelt ist als der Begriff der Individualitätsform, welcher sich nach Lucien Sève auf Formen wie Proletarier, Kapitalist, römischer Bürger usw. bezieht, während Habitus/Habitús „die feinen Unterschiede" (Bourdieu) im Kulturellen meint und nicht „gesellschaftliche Charaktere" (Marx und Sève).

Auffallend sind eine Reihe von Widersprüchlichkeiten. So setzt Candeias sich intensiv mit dem Verhältnis von Hegemonie und herrschenden Gedanken auseinander, arbeitet heraus, daß dies keineswegs ein linearer Top-down-Prozeß ist, sondern sich auch aus den Verallgemeinerungen subalterner Gruppen ergibt, indem diese Vorstellungen in gebrochener Form aufgenommen werden, vica versa (S. 44). Im weiteren Verlauf reduziert sich dies jedoch wieder auf die Floskel: „Herrschende Gedanken sind die Gedanken der Herrschenden [...]" (S. 52). Auch wenn das Verhältnis Herrschende und Beherrschte ein „pädagogisches" (Gramsci) ist, so führt die Reduktion der Dialektik auf eine Dichotomie dazu, die Alltagspraxen der Subjekte zu marginalisieren, wodurch wiederum die reale Lebensbewegung nicht hinreichend erfaßt wird (siehe oben). Dies ist eine Schwäche Candeias', seine Stärke hingegen die geniale Analyse neoliberaler „think-tanks" als konkrete Ausformung herrschender Gedanken (siehe unten). Ein weiteres Beispiel: Candeias wendet sich gegen den regulationstheoretischen Begriff der „Entwicklungsweise", da dieser die konkrete Durchsetzung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse vernachlässige. Demgegenüber macht er zu Recht die gramscianischen Begriffe „Hegemonie", „hegemoniales Projekt" und „geschichtlicher Block" stark (S. 54, Anm. 97). Im weiteren Text analysiert Candeias „räumliche Verhältnisse als Orte des Kampfes um die Hegemonie einer neuen Entwicklungsweise" (S. 59), führt dadurch den Begriff der Entwicklungsweise wieder ein und verwischt die zuvor erarbeitete konstruktive Kritik. Letztes Beispiel: „Gegenüber jenem staatsfixierten Begriff der Regulierung gehen in den Begriff der Regulation die Bedeutung von Ideen und die damit verbundenen Aspekte zivilgesellschaftlicher Praktiken konstitutiv mit ein" (S. 53, Anm. 94). Bezogen auf Theoretiker der Neuen Politischen Ökonomie schreibt Candeias: „Andere Eingriffe zur Regulation des Marktes werden entschieden abgelehnt" (S. 53), wodurch er Regulation, als Ergebnis von Kämpfen, mit Regulierung als konkrete Maßnahme verwechselt. Von letzterer ist hier jedoch die Rede.

Sehr gut arbeitet Candeias den autoritären Charakter des Neoliberalismus heraus. Ausgehend von der Analyse, daß die Zustimmung zu den derzeitigen neoliberalen Transformationsprozessen auf der Antizipation zukünftiger Prosperität beruhe und dies zu „einer Art Dauerwettkampf" (S. 335) führe, macht er deutlich, daß sowohl der orthodox-konservative wie auch der sozialdemokratische Block „den Widerspruch zwischen Umwälzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse und dem Bedürfnis nach Orientierung und Sicherung der Existenz" (ebd.) bisher nicht zufriedenstellend bearbeitet haben. Somit verliere die neoliberale Ideologie an Überzeugungskraft und gerate in eine Krise. Hierauf reagiere der Neofaschismus mit essentialistischen Einheiten und integriere verunsicherte

Menschen durch Begriffe wie „Nation", „Region", „Ethnie" usw. Innergesellschaftlich antagonistische und hierarchische Konflikte würden so in horizontale Konflikte verkehrt (S. 337). In einem Durchgang durch neoliberale Theoretiker arbeitet Candeias heraus, daß autoritäre und totalitäre Elemente dem Neoliberalismus nicht entgegenstehen, sondern sich explizit in den Theorien finden lassen. So seien für Friedrich Hayek beispielsweise Diktatur und Demokratie nicht unvereinbar, sondern nur unterschiedliche Formen der Machtgewinnung. Candeias faßt zusammen: „Die Durchsetzung der neoliberalen Ordnung verlangt also in bestimmten Situationen den Einsatz diktatorischer Gewalt und die physische Unterdrückung und Auslöschung der Gegner" (S. 338). Diese Militanz werde jedoch von großen Teilen der Bevölkerung mitgetragen. Candeias sieht eine „breite Akzeptanz der Gewalt", welche sich in der Zustimmung zur Änderung der Asylgesetzgebung, des Schily-Pakets nach dem 11. September 2001 und dem Hartz-Konzept zeigen. Einerseits wird der Bewegungsraum für Linke kleiner (S. 360), andererseits mehren sich die „Zeichen einer organischen Krise des Neoliberalismus". Auch wenn Candeias stellenweise eine „politische Enthauptung der marginalisierten Gruppen" (S. 321) sieht, so formiere sich doch eine „transnationale Protestbewegung", die „zwar noch weit entfernt", aber dennoch potentiell zukünftig einen „‚alternativen' gesellschaftlichen Block" (S. 360) bilden könnte.

Ralf Brodesser, Hamburg

Maier, Dieter G.: **Anfänge und Brüche der Arbeitsverwaltung bis 1952. Zugleich ein kaum bekanntes Kapitel der jüdisch-deutschen Geschichte** (= Schriftenreihe der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung, Bd. 43). – Brühl: Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung 2004. 275 S.

Ist es überhaupt sinnvoll, so wird sich mancher Leser fragen, nach der umfangreichen Gesamtdarstellung von Hans-Walter Schmuhl zur Arbeitsmarktpolitik und Arbeitsverwaltung in Deutschland anläßlich des Doppeljubiläums der damaligen Bundesanstalt und heutigen Bundesagentur für Arbeit aus dem Jahr 2002 erneut ein thematisch eng verwandtes Werk zur Geschichte der Arbeitsverwaltung vorzulegen? Nach der Lektüre der von Dieter G. Maier, Dozent am Fachbereich Arbeitsverwaltung der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung, sorgfältig recherchierten Studie läßt sich jedoch diese Frage eindeutig mit Ja beantworten. Und dies hat mehrere Gründe.

Zum ersten können sich die für die aktuelle Umstrukturierung der Bundesagentur für Arbeit Verantwortlichen sowie die Beschäftigten gar nicht oft genug mit der Historie ihrer Organisation beschäftigen, um aus folgenschweren Irrtümern, Irrungen und Wirrungen der Vergangenheit zu lernen. Denn schon in seinem Geleitwort zur vorliegenden Veröffentlichung stellt der Präsident der Fachhochschule des Bundes, Olaf Koglin, ganz richtig fest: „Schon beim Lesen der Entwicklung hin zum AVAVG [Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung] wird deutlich, dass sich die Grundprobleme des Arbeitsmarktes von damals bis heute kaum verändert haben. Wie sollten sie auch, sind doch trotz Globalisierung die im Arbeitsmarkt aufeinander treffenden Interessengegensätze die gleichen geblieben. Dennoch, wie oft hatte ich selbst den Eindruck, neue Probleme entdeckt zu haben, weil sie für mich neu waren! Hätten wir eine verwaltungshistorische Kultur, würden uns Irrwege heute vielleicht erspart. Möge diese Schrift bei jungen Kolleginnen und Kollegen den Blick nach vorn durch den Blick zurück schärfen" (S. 5). Wenn auch mancher Zeitgenosse nicht den Eindruck hat, aus der Geschichte lernen zu können, so ist es doch bezeichnend, daß die von Maier zu Leitmotiven seiner Studie erhobenen Weisheiten eines Konfuzius „Erzähle mir von der Vergangenheit und ich werde die Zukunft erkennen" sowie eines Amos Oz „Die Vergangenheit ist doch das Baumaterial für die Zukunft" überhaupt erst wieder ins Bewußtsein einer überwiegend geschichtsvergessenen Öffentlichkeit gerückt werden müssen. Zukunft braucht Herkunft, die neue Welt kann nicht sein ohne die alten Fertigkeiten, so hat es der Philosoph Odo Marquard in seinen Betrachtungen über Modernität und Menschlichkeit auf den Punkt gebracht.

Zum zweiten richtet sich Maier mit seiner Publikation in erster Linie an die Studierenden der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung, die sich für die Geschichte der

Institution ihres künftigen Arbeitgebers interessieren. Dabei handelt es sich um eine überarbeitete und erweiterte Zusammenfassung der Beiträge, die Maier als Artikelserien in der Mitarbeiterzeitschrift „Dialog" unter den Titeln „Das dunkle Kapitel der Arbeitsverwaltung" sowie „Die Anfänge der Arbeitsverwaltung" in den Jahren 1999 bis 2003 veröffentlichte. Der Autor möchte den Studenten einen informativen Überblick über die wechselvolle Entwicklung der Arbeitsverwaltung von ihren Anfängen bis zur Wiedergründung der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung im Jahre 1952 bieten. Das ist ihm auch gelungen.

Zum dritten liefert Maier wichtige Kurzbiographien zu einigen bedeutenden Persönlichkeiten aus der Geschichte der Arbeitsverwaltung und ergänzt seine Darstellung zum besseren Verständnis durch viele aussagekräftige Abbildungen und Dokumente – in der Gesamtdarstellung Schmuhls werden diese ein wenig lieblos und oftmals unzusammenhängend präsentiert. Schließlich faßt er die Abfolge aller wichtigen Ereignisse in einer Zeittafel zusammen, die allerdings etwas übersichtlicher hätte ausfallen können, und rundet das Ganze mit einem weiterführenden Quellen- und Literaturverzeichnis ab.

In drei Kapiteln zeichnet der Autor die Entwicklung der Arbeitsverwaltung bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges nach, in einem vierten streift er die Nachkriegszeit bis zur Wiederinstallation der Bundesanstalt im Jahre 1952. Letzteres hätte sich der Leser durchaus etwas ausführlicher gewünscht. Wichtige Bausteine auf dem Weg zur institutionalisierten Arbeitsverwaltung im Jahre 1927 bildeten der 1898 gegründete Verband Deutscher Arbeitsnachweise, das „Gesetz für den Vaterländischen Hilfsdienst" aus dem Kriegsjahr 1916, das erstmals für eine reichsweite Zentralisierung der kommunalen Arbeitsvermittlungen sorgte, sowie das „Arbeitsnachweisgesetz" von 1922 mit seinen Bestimmungen zum dreistufigen Aufbau der Arbeitsverwaltung: an der Spitze das Reichsamt für Arbeitsvermittlung, auf der mittleren Ebene 22 Landesbehörden und an der Basis 889 kommunale Arbeitsnachweise.

Das AVAVG und die mit ihm verbundene Gründung der Reichsanstalt im Jahre 1927 führten unterschiedliche Entwicklungslinien in der frühen Geschichte der Arbeitsverwaltung zum Abschluß: die organisatorische Zusammenfassung der Arbeitsämter (vorher: Arbeitsnachweise) und Landesarbeitsämter, die Drittelparität von Arbeitgebern, Arbeitnehmern und der öffentlichen Hand in den Selbstverwaltungsorganen, die Einführung einer Arbeitslosenunterstützung, die Schaffung einer zuverlässigen Arbeitsmarktstatistik sowie die Integration der Berufsberatung in der Arbeitsverwaltung als Pflichtaufgabe.

Der Leser entdeckt so manche Parallele zu aktuellen Problemen bei der Transformation der Bundesagentur für Arbeit in ein modernes Dienstleistungsunternehmen, wenn der damalige Präsident der Reichsanstalt, Friedrich Syrup, den Befürchtungen einer zu starken Zentralisierung der Arbeitsverwaltung seit 1927 energisch widersprach: Der Vorstand der Reichsanstalt wünsche ganz im Gegenteil „die rasch entschlossene und unbehinderte Initiative, die selbstverantwortliche orts- und sachkundige" Vorgehensweise der Arbeitsämter (S. 65).

Gegen Ende der Weimarer Zeit vergiftete die katastrophale politische und wirtschaftliche Lage gerade auch das Klima in den Arbeitsämtern. So schildert der spätere Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger, der 1932, im schlimmsten Jahr der Weltwirtschaftskrise und der Massenarbeitslosigkeit, zwei Wochen seines juristischen Referendariats in einem Berliner Arbeitsamt verbrachte, die Nöte der Arbeitslosen und auch der Mitarbeiter mit deutlichen Worten: „Dort traf ich so ungewöhnlich mürrische Beamte, daß ich sie schließlich nach dem Grund ihrer Verdrossenheit fragte. ‚Warten Sie ab, bis wir am Donnerstag auszahlen!', lautete ihre Antwort. Ich erlebte dann an einem winterlichen Vormittag Szenen, die mir das Elend jener Zeit geballt vor Augen brachten. Vor den Schaltern des Dienstraumes staute sich eine haßerfüllte, brodelnde Elendsmenge, aus der beständig Wutschreie gegen die Schalter flogen [...]" (S. 71).

In der nationalsozialistischen Zeit verlor die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung ihre Eigenständigkeit und erfuhr den folgenschweren Umbau zur Arbeitseinsatzbehörde, die seit 1934 mit der Arbeitskräftelenkung betraut wurde. Die neuen Machthaber hoben alsbald die Selbstverwaltung der Reichsanstalt auf und übertrugen die Befugnisse auf deren Präsidenten Friedrich Syrup. Geradezu verheerend wirkten sich die rücksichtslosen „Personalsäuberungen" in der Arbeitsverwaltung aus. Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933 lieferte die

Grundlage für die zwangsweise Entfernung aller Juden und Regimegegner aus dem öffentlichen Dienst. Allein bis zum Frühjahr 1934 verloren fast 3500 Menschen auf diese Weise ihre Arbeit.

Die rigorose Einführung des „Arbeitsbuches" und des „Alleinvermittlungsrechtes" der Reichsanstalt im Jahr 1935 forcierte die „zentrale Lenkung des Arbeitseinsatzes" (S. 103) erheblich. Zur „totalen Lenkung der Arbeitskräfte" (S. 104) kam es dann nach Kriegsbeginn am 1. September 1939, da von nun an für jeden Betriebswechsel die vorherige Zustimmung des Arbeitsamtes einzuholen war und Verstöße gegen diese Vorschrift Sanktionen nach sich zogen. Mit der Ernennung Fritz Sauckels zum „Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz" (S. 99) im März 1942 unterwarf Hitler die Arbeitsverwaltung noch stärker der Kontrolle durch die Partei. Dem massiven Arbeitskräftemangel sollte durch rücksichtslose Rekrutierungen in den Besatzungsgebieten begegnet werden.

Ein düsteres Bild vermitteln jene Passagen des Buches, die deutlich werden lassen, wie sehr die Arbeitsverwaltung in die Verfolgungen und Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes verstrickt war. Das reichte vom Ausschluß politisch Andersdenkender von der Arbeitsvermittlung und der Arbeitslosenunterstützung über die Mitwirkung bei der erzwungenen Rekrutierung und dem rücksichtslosen Arbeitseinsatz von ausländischen Arbeitskräften bis hin zur organisatorischen Unterstützung der Judenverfolgung. Es gab allerdings auch Beispiele für mutigen Widerstand einzelner Personen in der Arbeitsverwaltung, die selbstlos Hilfe für die Verfolgten leisteten und gegen die menschenverachtende Politik des Nationalsozialismus einschritten.

Interessant auch, daß neuerdings wieder – wie in der Zeit vor dem AVAVG – diskutiert wird, ob die Berufsberatung zur Arbeitsverwaltung gehört oder aber Teil des Schulsystems oder gar eine eigene (private) Institution werden sollte. Das AVAVG erklärte sie zur Pflichtaufgabe der Arbeitsverwaltung, eine Entscheidung, die sich bis heute bewährt hat. Ob das auch in Zukunft noch so sein wird, darf angesichts neuerer Tendenzen bei der Umstrukturierung der Arbeitsverwaltung, verbunden mit Forderungen nach Beschränkung auf das „Kerngeschäft" der Vermittlung, zumindest bezweifelt werden.

Als wesentliche Ergebnisse seiner Untersuchungen stellt der Autor heraus, daß die 1927 mit dem AVAVG realisierte Arbeitsverwaltung bereits um 1900 konzipiert und gefordert worden sei, und zwar in erster Linie von „bürgerlichen Sozialreformern", die sich für kommunale paritätische Arbeitsnachweise eingesetzt hätten. Viele dieser sozialpolitischen „Pioniere" seien jüdischer Herkunft gewesen, hätten sich an der Modernisierung der Gesellschaft aktiv beteiligt, seien jedoch in der nationalsozialistischen Zeit verfolgt und nach 1945 vergessen worden. Diesen Frauen und Männern widmet Maier seine Publikation.

Der Autor hat einen weiteren wichtigen Beitrag zur Geschichte der Arbeitsverwaltung vorgelegt, der das Standardwerk von Hans-Walter Schmuhl sinnvoll ergänzt. Angesprochen ist der am historischen Werdegang dieser bedeutenden deutschen Behörde Interessierte, der sich einen knappen, informativen Überblick bis zum Jahre 1952 verschaffen möchte. Dieses Ziel erreicht der Autor der vorliegenden Studie, über gelegentliche stilistische Mängel und einige gewöhnungsbedürftige sprachliche Verkürzungen schaut man daher gerne hinweg.

Reinhard Krämer, Kaiserslautern

GÜNTHER, Dagmar: **Wandern und Sozialismus. Zur Geschichte des Touristenvereins „Die Naturfreunde" im Kaiserreich und in der Weimarer Republik** (= Schriftenreihe Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, Bd. 30). – Hamburg: Verlag Dr. Joseph Kovač 2003. II, 138 S.

Die vorliegende Abhandlung ist eine quellenkritisch fundierte Forschungsarbeit zum organisierten Arbeiterwandern in Deutschland und Österreich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, insbesondere zum Selbstverständnis der Aktivisten und Funktionäre der Naturfreundebewegung.

Anhand des überlieferten Schrifttums hat Dagmar Günther die Hauptlinien der vereinsinternen Auseinandersetzung um Anspruch und Wirklichkeit des Touristenvereins „Die Naturfreunde" (TVDN) nachgezeichnet. Im Vordergrund ihrer Studie, so die Autorin „stehen [...] die Konstruktionsprozesse der Naturfreunde-Identität im Spannungsfeld ‚(alpin)touristische

Teilkultur' und ‚Teil der Arbeiterbewegungskultur'. Es soll der Frage nachgegangen werden, ob, inwiefern und wann die Inszenierungen und Gebrauchsweisen des TVDN als alpintouristische Vereinigung und als sozialistische Arbeiterkulturorganisation konvergieren und kollidieren. Dabei steht auch der ‚Eigensinn' der touristischen Praxis der Naturfreunde zur Diskussion. Der Schwerpunkt der Studie wird auf der deutschen Naturfreunde-Bewegung liegen" (S. 3).

Die hauptsächlich in den 1980er Jahren florierende, vor allem organisationsgeschichtlich geprägte Naturfreunde-Geschichtsschreibung orientierte sich nach Einschätzung der Autorin an „den internen politischen Richtungskämpfen im Zuge der Segmentierung der Arbeiter(kultur-)(wander-)bewegung". Sie litt an „mehr oder weniger aufdringlichen politmoralischen Überfrachtungen" sowie der „quellenunkritische[n] Ausschlachtung der Satzungen und Zeitschriften des Verbandes als Zitate-Steinbruch zur Abstützung der eigenen aufrechten Gesinnung" (S. 4).

Dem tritt die Autorin mit einem diskursanalytischen Ansatz entgegen. In Anwendung auf ihr Forschungsthema hieß das, „die fortwährend umkämpfte Definition von Werten und Deutungsmustern, welchen den Naturfreunde-Kosmos integrieren und abgrenzen, die Binnen- und Außenkommunikation des TVDN regulieren und schließlich vereinspolitisches Handeln anleiten und legitimieren", in den Blick zu nehmen (S. 6). Auf diese Weise möchte Günther, die seit langem nur noch ein Schattendasein führende Arbeiterkulturbewegungsforschung wiederbeleben (S. 5).

Für ihre Untersuchung hat die Autorin folgende Quellen herangezogen: zuallererst die seit 1897 von der Vereinszentrale in Wien herausgegebene Mitgliederzeitschrift „Der Naturfreund" und in Ergänzung dazu die Veröffentlichungen aus den TVDN-Gauen Sachsen und Südbayern, die sich in touristischer und politischer Hinsicht zwar deutlich unterschieden, aber mit Blick auf ihre Mitgliederzahl einen guten Vergleich ermöglichten.

Die Arbeit beginnt mit einem kurzen organisationsgeschichtlichen Abriß, in dem Günther zeigt, wie aus einem bis 1905 noch weitgehend alpinen österreichischen Wanderverein nach dem Ersten Weltkrieg eine „mitgliederstarke Wander- und Reiseorganisation" (S. 9) für ganz Österreich und Deutschland wurde, die relativ rasch auch in anderen Ländern auf Resonanz stieß und letztendlich zur Internationalisierung der Naturfreundebewegung führte.

Der daran anschließende Hauptteil der Studie zur Identitätsfindung und -wahrung der Naturfreundebewegung ist nicht mehr strikt chronologisch angelegt, weil wichtige vereinsinterne Auseinandersetzungen die Geschichte des TVDN im gesamten Untersuchungszeitraum begleiteten.

Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zeigt Dagmar Günther, wie die Naturfreunde als zunächst „alpine Vereinigung der ökonomisch minderbemittelten Bevölkerungsgruppen" (S. 1) durch fortschreitende Politisierung zu einem „Teil der sozialistischen Arbeiterkulturbewegung" (ebd.) wurden. „Als Arbeiterkulturorganisation hat der TVDN den Wert der von ihm verwalteten Güter – Wandern, Bergsteigen, Naturgenuß, Naturerkenntnis – für die Arbeiterbewegung zu profilieren. [...] Zwar schlägt das Naturfreunde-Befreiungswerk individualethische Heilswege ein. Die gebildete und geläuterte innere Natur der einzelnen Naturfreunde ist jedoch Mittel zum Zweck des Aufstieges eines Kollektivs [...]" (S. 32). In diesem Sinn grenzte sich der TVDN weltanschaulich von den mit ihm wetteifernden alpintouristischen bürgerlichen Vereinen ab.

Die Naturfreunde sahen in ihren Bemühungen aber auch eine Alternative zu den als gesundheitsschädigend, oberflächlich und naturfern betrachteten proletarischen Freizeitgewohnheiten, was zu oft leidenschaftlich ausgetragenen vereinsinternen Debatten über Kneipe und Kino Anlaß bot. Die Autorin stellt das in einem eigenen Kapitel unter der Überschrift „Identifikationen und Gegen-Identifikationen traditioneller und moderner autochthoner Arbeiterkulturen" (S. 34 ff.) dar. Hier zeigt sie, wie die „Wirkungsmächtigkeit" autochthoner Arbeiterkulturen der Entfaltung der „Kultur der Arbeiterbewegung" immer auch Grenzen setzte (S. 47). Nichtsdestoweniger versuchte der TVDN sich gegenüber den „konkurrierenden Angeboten einer kommerzialisierten Freizeitkultur" der Nachkriegszeit „programmatisch als mehr oder weniger politisch überformte touristische Gegenkultur" zu profilieren (S. 47).

In den 1920er Jahren entbrannten parteipolitische Auseinandersetzungen auch innerhalb des Vereins vor allem zwischen den „linkssozialistischen und gleichzeitig alpenfernen Hochburgen der deutschen Naturfreunde" und den

Mitgliedern aus dem Alpenraum (S. 53). „Demnach wandern die Naturfreunde des alpinen Einzugsgebietes aus interesselosem Wohlgefallen, die Flachlandtouristen dagegen mit der richtigen, durch entsprechende Bildungsangebote gestützten Gesinnung" (ebd.). Im politischen Richtungsstreit konnte sich aber schließlich die vom Zentralauschuß propagierte Linie parteipolitischer Abstinenz durchsetzen – um den Preis des Ausschlusses einzelner linksoppositioneller, teilweise der KPD nahestehender Ortsgruppen insbesondere zwischen 1930 und 1932 (siehe S. 50).

Am Beispiel der Beziehungen zwischen Naturfreunden und Alpenverein verdeutlicht Günther „die für die Arbeiterbewegungskultur der republikanischen Nachkriegsära charakteristische Diskrepanz zwischen subkultureller Abschottung und klassenkämpferischer Orientierung auf der einen Seite und einer eher pragmatischen Orientierung auf der anderen Seite" (S. 71).

Nach dem Ersten Weltkrieg, so die Autorin, präsentierte sich der TVDN als „mehr oder weniger kultursozialistisch durchdrungener, lebensreformerisch-jugendbewegter alpin-touristischer Arbeiter-Freizeitverein" (S. 72). Eine große Zahl von proletarischen Freizeitwanderern konnte sich mit dieser Ausrichtung offenbar identifizieren, denn das Mitgliedswachstum in der Nachkriegszeit ließ den TVDN „zu einer der größten Arbeitersport- und Kulturorganisationen" (ebd.) werden.

Ein eigenes, vom Umfang her herausgehobenes Kapitel widmet Günther der „‚eigensinnigen' Erörterung der touristischen Praxis" im TVDN (S. 75 ff.). Sie hat aus dem Vereinsschrifttum die Themen Sport, Hüttenbau und Natur ausgewählt und untersucht exemplarisch unmittelbar aus dem Vereinsleben herauswachsende Fragen. Dazu zählt auch die Debatte um die Berechtigung von Wettkampfsport innerhalb des TVDN, der von manchen Mitgliedern als Ausdruck kapitalistischen Konkurrenzdenkens abgelehnt wurde. Ebenso umstritten waren der Stellenwert von Gemeinschaft im Vereinsleben und Fragen des Naturschutzes sowie des Verhältnisses von Naturerlebnis und Naturerkenntnis.

Am Schluß des Buches faßt Günther in einem Fazit prägnant zusammen, was sie über die Naturfreunde im Untersuchungszeitraum herausgefunden hat. Das ermöglicht eine schnelle Orientierung über die gesamte Arbeit und ist durchaus auch als Einstieg in die Lektüre zu empfehlen.

Zweifellos trägt Dagmar Günthers als Diskursanalyse angelegte Studie einen stark ideengeschichtlichen Akzent. Das wirft aber auch die Frage auf, ob die von der Autorin für sich in Anspruch genommene Wiederbelebung der Arbeiterkulturbewegungsforschung ausgerechnet diesen Weg nehmen müsse. Die Gründe für das erlahmende Interesse an der Geschichte der Arbeiterkulturbewegung sollen hier nicht weiter erörtert werden, sie liegen aber doch wesentlich tiefer, als daß sie durch einen bloßen Wechsel der Perspektive oder einen anderen methodischen Zugang aus der Welt zu schaffen wären.

Was zu guter Letzt noch kritisch anzumerken ist, betrifft die Attitüde, mit der die Autorin sich ihrem Gegenstand genähert hat. Im Kontext der Arbeiterkulturbewegung und mit Blick auf seine massenhafte Verbreitung war der TVDN ohne Frage ein wichtiger Akteur im Prozeß der kulturellen Emanzipation des deutschen Industrieproletariats der ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Deshalb hätte die Autorin sich ihrem Thema doch etwas respektvoller und mit mehr Empathie zuwenden sollen. Der bisweilen abschätzige und ein wenig schnoddrige Unterton ihrer Darlegungen ist ärgerlich.

Manfred Warnecke, Berlin

Tosstorff, Reiner: **Profintern. Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920–1937.** – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 2004. 791 S.

Abgesehen von wenigen Ausnahmen sind die Gewerkschaftsinternationalen von der neueren Forschung nur in unzureichendem Maße beachtet worden. Im besonderen gilt dies für die Rote Gewerkschaftsinternationale (RGI oder in der Abkürzung Profintern, analog zu Komintern für Kommunistische Internationale, ihr politisches Pendant), der sich nunmehr Reiner Tosstorff in seiner voluminösen Habilitationsschrift angenommen hat. Die Gründe für die auffallende Zurückhaltung liegen in der Natur der Sache. Zum einen sind aufgrund der multinationalen Zusammensetzung der Organisation bei der Quellenauswertung mannigfaltige Sprachhürden zu überwinden, selbst wenn beide Leistungsinstanzen der in Sowjetrußland

beheimateten Internationalen Deutsch als Geschäftssprache adaptierten. Das zweite Problem betrifft die Quellenlage, da die Zugänglichkeit der russischen Archive inzwischen wieder erschwert worden ist.

In dem relativ kurzen Zeitraum der Existenz der RGI, zwischen 1921 und 1937, liegen sechzehn Jahre einer sich wandelnden Gewerkschaftspolitik. Sie stand unter der Direktive, den Einfluß in der weltweiten Gewerkschaftsbewegung zu erhöhen, um dadurch den Aufbau einer sozialen Basis des Kommunismus in der organisierten Arbeiterschaft voranzubringen. In der Konstituierungsphase 1920/21 agierte die RGI anfangs als revolutionäres Bündnis zwischen Syndikalisten und Bolschewisten, das sich gegen den reformorientierten Internationalen Gewerkschaftsbund (IGB) positionierte. „Moskau oder Amsterdam" (Sitz des IGB) lautete die Devise, wobei sich die RGI den Status eines klassenkämpferischen Konterparts zuwies. Dessenungeachtet beschlossen die Branchenversammlungen der in der RGI repräsentierten Ländersektionen nicht den Aufbau von eigenständigen Berufsinternationalen, sondern die Errichtung von sogenannten Internationalen Propagandakomitees (IPKs). Diese sollten lediglich als Transmissionsriemen zur Revolutionierung der Internationalen Berufssekretariate innerhalb des IGB fungieren, nicht aber als autonome, gewerkschaftlich handlungsmächtige Agenturen. Eine von den syndikalistischen Seeleutegewerkschaften intendierte Berufsinternationale wurde infolgedessen durch das russische Mehrheitsvotum im IPK der Transportarbeiter als gegen das Industriegewerkschaftsprinzip verstoßend abgelehnt.

Als die revolutionäre Nachkriegswelle abebbte und die Mehrheit der syndikalistischen Organisationen auf Initiative vor allem der eher anarchistisch orientierten deutschen Anarchosyndikalisten die Errichtung einer eigenständigen Internationale anstrebten (die Ende 1922 als Internationale Arbeiter-Assoziation konkrete Gestalt annahm), erfolgte 1922/23 ein Kurswechsel in Richtung einer Kampagne zugunsten der Einheitsfront mit den sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Gewerkschaften. Auf Anweisung des Gewerkschaftsrats wurden die noch verbliebenen syndikalistischen und industrieunionistischen Mitgliedsverbände zur „Rückkehr" in die nichtradikalen Zentralgewerkschaften aufgefordert. Auf der internationalen Ebene gediehen die Einigungsbestrebungen zwischen dem Transportarbeiter-IPK und der Internationalen Transportarbeiterföderation (ITF) am weitesten. In letzterer war man nicht zuletzt aufgrund der sympathisierenden Haltung ihres linkssozialistischen Vorsitzenden Edo Fimmen einem Zusammengehen zunächst nicht abgeneigt. Doch der hartnäckige Widerstand gegen diese Politik innerhalb des IGB zwang Fimmen zum Zurückrudern und darüber hinaus zur Aufgabe seines in Personalunion besetzten Postens eines IGB-Sekretärs.

Die aus dem Scheitern der Einheitsfrontbestrebungen resultierende Frage, ob die RGI nun besser aufzulösen sei, um somit den sowjetrussischen Gewerkschaften den Eintritt in den IGB zu ermöglichen, oder ob die RGI nicht etwa zu einem handlungsfähigen transnationalen Akteur zu verstärken sei, war nicht zuletzt auch ein Symptom innerbolschewistischer Fraktionsauseinandersetzungen. Insofern spielte die gewerkschaftliche Internationale lediglich eine subalterne Rolle.

Was für die gering ausgeprägte Richtlinienkompetenz gilt, betrifft auch die quantitative Bedeutung. Zwar reklamierte die RGI im April 1928 rund 13,86 Mio. Mitglieder (1921: ca. 7 Mio.), doch die dazugehörigen Einzelorganisationen hatten oft nicht einmal offiziell ihren Beitritt vollzogen, so daß diese Angaben eine nicht vorhandene, stark überhöhte Größendimension suggerierten. Außer in Rußland und China (1928: 2,8 Mio. Mitglieder) befanden sich die angeschlossenen Gewerkschaften überwiegend in Minderheitenpositionen inner- oder außerhalb der „reformistischen" Verbände.

Verstärkt wurden hingegen die Aktivitäten der zwischen 1927 und 1930 in den sogenannten Kolonial- und Halbkolonialändern eingerichteten Nebenorganisationen. Deren Tätigkeiten bestanden hauptsächlich in der Durchführung von Konferenzen und der Herausgabe von Publikationen, die der Koordination eines länderübergreifenden Verbindungsnetzes dienen sollten. Im Fall des im Mai 1927 gegründeten Pan-Pazifischen Gewerkschaftssekretariats konnte dies zeitweilig nur unter illegalen Bedingungen geschehen. Auch die Confederación Sindical Latinoamericano, die nach einer mehrjährigen Vorbereitungszeit im Mai 1929 entstand und die Ausdehnung nach Lateinamerika flankieren sollte, stellte kaum mehr als eine „bürokratische

Fiktion" dar. Einen rein propagandistischen Stellenwert besaß außerdem das 1930 ins Leben gerufene Internationale Gewerkschaftskomitee der Negerarbeiter. Obwohl sie bis 1936/37 formal weiterexistierten, erlangte keiner dieser Nebenorganisationen ein praktisches Gewicht.

Dem Fortbestand des RGI-Apparats in den Jahren bis 1929 schreibt der Autor einem bürokratischen Selbsterhaltungstrieb zu, personifiziert durch dessen Generalsekretär Lozovskij. Den Rückhalt der RGI sicherten bis zu diesem Zeitpunkt die russischen Gewerkschaften, die allerdings durch die staatliche Integration sukzessiv ihren Stellenwert verloren. Zudem galt deren dem „rechten" Flügel der KPdSU angehörende Führungsspitze als RGI-kritisch. Das wiederum brachte Lozovskij ins Spiel, der bereits 1927/28 witterte, daß sich der Wind in die entgegengesetzte Richtung drehte und durch das Umschwenken die RGI und damit auch seine Position aufwertete. Insofern läßt sich sogar feststellen, daß die RGI im Jahr 1929 ein maßgeblicher Protagonist bei der Wendung zum Kurs des „Sozialfaschismus" darstellte. In dieser Hinsicht folgte sie nicht einfach der Komintern, sondern stieß sie geradezu in diese Richtung.

Die Übernahme des Sozialfaschismuspostulats bedeutete nicht nur das Ende eines möglichen Zusammengehens mit den sozialdemokratischen Parteien, sondern auch die Aufgabe der Mitarbeit innerhalb der bestehenden Gewerkschaften. Die mit der innerparteilichen Durchsetzung Stalins zusammenhängende „ultralinke" Wende führte zu einer Gründungswelle neuer, formal selbständiger kommunistischer Gewerkschaften nach dem Vorbild der Revolutionären Gewerkschafts-Opposition (RGO) in Deutschland. Als Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise, d. h. in Erwartung revolutionärer Massenkämpfe, folgten diese neuen Verbände einer konfrontativen Offensivstrategie, wobei sich bald die engen Grenzen ihrer gewerkschaftlichen Aktionsfähigkeit offenbarten. Außer einer numerischen Schwäche war für die Organisationspraxis vieler RGI-Ländersektionen nach Tosstorff überwiegend Inkompetenz und Ineffizienz kennzeichnend. Ein wirklicher Masseneinfluß war den einzelnen RGOs eigentlich nirgendwo beschieden. Auch der Versuch, die zwischenzeitlich in Internationale Propaganda- und Aktionskomitees (IPAK) benannten IPKs in selbständige Berufsinternationalen umzuwandeln, um dadurch die Einflußsphäre der RGI in direkter Konkurrenz zum IGB auszudehnen, schlug weitgehend fehl. Lediglich eine derartige Organisation konnte durch die Nutzbarmachung bereits vorhandener Strukturen auf den Weg gebracht werden: die Internationale der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer, deren Gründung auf den Oktober 1930 datiert.

Nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten bereitete der Zentralrat zunächst die Infiltration der Deutschen Arbeitsfront vor. Die sowjetrussische Einheitsfrontpolitik machte jedoch außenpolitische Konzessionen erforderlich, da diese eine konfrontative Abwehrstrategie gegenüber der faschistischen Gefahr in den Vordergrund stellte. Insofern wurde die RGI erneut für Einheitsbestrebungen instrumentalisiert, die die Leitungsinstanz in rabulistischer Selbstkritik mit der Isolation und Erfolglosigkeit der kommunistischen Parallelgewerkschaften begründete. Es waren wiederum die Anweisungen der Komintern, die einen längeren Prozeß der Liquidation einleiteten, und keineswegs eine Selbstauflösung, die letztlich zum Ende der RGI führten. Dementsprechend fusionierten die kommunistischen Einzelgewerkschaften mit den IGB-Ländersektionen, oder sie lösten sich auf, um ihre Mitglieder in deren Verbände zu überführen. Im Laufe des Jahres 1937 vollzog sich dann die stillschweigende Abwicklung des bürokratischen Leitungsapparats. Die davon erhoffte Aufnahme der russischen Gewerkschaften in den IGB kam allerdings nicht zustande.

Als internationaler Akteur unterlag die RGI schon bald nach ihrer Initiierung einem „rapiden Bedeutungsverlust". Insofern muß ihr wohl der Charakter eines Papiertigers zugesprochen werden. Der Anspruch auf Selbständigkeit war lediglich ein temporäres Zugeständnis an die Syndikalisten und kaum mehr als eine programmatische Leerformel. Einen gewissen Einfluß erlangte die RGI in ihrer Funktion als internationale Leitungsinstanz und als Zentralisierungsinstrument bei dem bekanntermaßen gescheiterten Versuch einer Revolutionierung der „reformistischen" Gewerkschaften. Doch auch hierbei „verkam die RGI zu einer bloßen Manövriermasse", denn die von ihr angewandten Strategien waren jeweils kongruent mit den „verschiedenen Änderungen in der Partei- und Kominternlinie". Ein wichtiger Faktor war die kommunistische Gewerkschaftsinternationale allenfalls in den „Kolonial- und

Halbkolonialländern", z. B. in China, wo sie wesentlich zur Herausbildung der nationalen Gewerkschaftsbewegungen beitrug.

Zu diesem Fazit kommt der Autor nach fundierten Studien internationaler Primär- und Sekundärquellen, welche die Grundlage für eine politische Organisationsgeschichte liefern, deren Solidität keine Wünsche übrig läßt. Dabei ist die Konzeption der Untersuchung chronologisch angelegt und entfaltet sich „zwiebelförmig". Während der inhaltliche Schwerpunkt auf der Konstituierungs- und Gründungsphase (1920/21) liegt und die Einheitsfrontbestrebungen der Jahre 1922/23 im Detail ausgebreitet werden, nehmen die Periode der versuchten Herstellung einer Gewerkschaftseinheit (1924–1927), die „ultralinke" Politik (1928–1934) sowie der Prozeß der Auflösung (1934–1937) einen verhältnismäßig geringeren Raum ein. In ereignis- und wirkungsgeschichtlicher Hinsicht bleibt die Rolle der RGI bei den Streiks während der Weltwirtschaftskrise etwas unterbelichtet, zumal sich einige der um 1930 ins Leben gerufenen Gewerkschaften, z. B. der Einheitsverband der Hafenarbeiter, Seeleute und Binnenschiffer Deutschlands, durchaus als handlungsfähige Organisationen erwiesen. Über die antifaschistischen Aktivitäten, die im Rahmen der RGI geschahen, ist in dem vorliegenden Band ebenfalls wenig zu erfahren. Die Ausfüllung dieser Leerstellen bleibt vertiefenden Spezialuntersuchungen vorbehalten. Bis dahin steht der Forschung ein unverzichtbares, wenn auch stark überteuertes Standardwerk zur Verfügung. Eine Übersetzung in andere Sprachen scheint in diesem Fall besonders angebracht.

Hartmut Rübner, Berlin

Fluchtziel Paris. Die deutschsprachige Emigration 1933–1940. Hrsg. von Anne Saint Sauveur-Henn (= Dokumente – Texte – Materialien. Veröffentlichung vom Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Bd. 48). – Berlin: Metropol Verlag 2002. 336 S.

Paris war seit dem 19. Jahrhundert Anziehungspunkt für Flüchtlinge aus aller Welt. Von 1933 bis 1940 bildete die Stadt auch für die aus Deutschland und Österreich emigrierten Schriftsteller, Künstler und Intellektuellen ein bevorzugtes Fluchtziel. Bei ihrer Ankunft waren die meisten von ihnen überwältigt: „Wie schön Paris ist! Man hätte sich viel früher dazu entschließen sollen, hier zu leben. Es ist, wie wenn man einen Menschen, zu dem man ganz paßt und mit dem man vielleicht sehr glücklich hätte sein können, etwas zu spät, unter melancholischen Umständen kennenlernt" (Klaus Mann, S. 9). Die Emigranten mußten aber erfahren, daß Paris sie nicht mit offenen Armen empfing, sondern sich ab 1933 „von einer offenen Weltmetropole zu einer für Flüchtlinge immer verschlosseneren Transitstätte" wandelte, die die Emigranten spätestens im Sommer 1940 wieder verlassen mußten (S. 9).

In welchen Phasen fand dieser Wandlungsprozeß statt? Wie gelang es den deutschsprachigen Emigranten, in Paris zumindest zeitweise Fuß zu fassen? In welchem Rahmen konnten die Emigranten politisch tätig sein? Wie verarbeiteten deutschsprachige Schriftsteller ihre Exilerfahrungen, und welche Paris-Bilder formten sie in ihren Texten? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt des von Anne Saint Sauveur-Henn herausgegebenen Bandes „Fluchtziel Paris. Die deutschsprachige Emigration 1933–1940", der auf die Beiträge zur Jahrestagung der Gesellschaft für Exilforschung zurückgeht, die im März 2001 in der französischen Hauptstadt stattfand. An der Konferenz nahmen Wissenschaftler aus mehreren europäischen Ländern und den USA teil. Außerdem kamen Zeitzeugen zu Wort. So ist ein Buch entstanden, das das Thema aus ganz verschiedenen Blickwinkeln und auf der Basis ganz unterschiedlicher Quellen untersucht.

Im ersten Teil („Historische und juristische Perspektiven") gibt Anne Saint Sauveur-Henn einen Überblick über „Paris als Mittelpunkt des europäischen Exils" in den 1930er Jahren. Gilbert Badia analysiert dann „Frankreichs Haltung gegenüber den deutschsprachigen Emigranten zwischen 1933 und 1940" und unterscheidet mehrere Phasen. Danach wurden die deutschen Flüchtlinge, die 1933/34 ins Land kamen, noch sehr positiv aufgenommen, und angesichts der Bücherverbrennung sahen sich die französischen Intellektuellen zur Hilfe für ihre deutschen Kollegen verpflichtet. Im folgenden Jahr erhielten viele Flüchtlinge jedoch keine Aufenthaltsgenehmigung mehr, lebten in der Illegalität oder mußten sogar wieder nach Deutschland zurückkehren. Der Sieg der Volksfront 1936 bedeutete

zwar eine vorübergehende Entspannung, aber mit dem Amtsantritt der Regierung Chautemps 1937 verschärfte sich die Situation wieder, und ab September 1939 wurden deutsche Emigranten als „feindliche Ausländer" in Lagern interniert. Gilbert Badia erklärt diese Entwicklung damit, daß viele Franzosen eine Verständigung mit Deutschland um jeden Preis wollten. In dieser Perspektive erschienen die politisch aktiven Emigranten, die über die wahren Absichten des „Dritten Reiches" aufklären wollten, als „Aufwiegler, die man zum Schweigen bringen mußte" (S. 37), oder galten als Hitlers „Fünfte Kolonne". Wie Barbara Vormeier in ihrem Aufsatz über „Die Schaffung eines internationalen Flüchtlingsstatus und die Rolle der Pariser Asylrechts- und Flüchtlingskomitees" zeigt, wurde die behördliche Willkür gegenüber den Emigranten auch dadurch begünstigt, daß ihre völkerrechtliche Stellung nicht geklärt war und Frankreich das im Februar 1938 mühsam ausgehandelte Völkerbundabkommen über die Flüchtlinge aus Deutschland erst im April 1945 ratifizierte. Ute Lemke stellt anschließend das 1926 gegründete Pariser Völkerbundinstitut für geistige Zusammenarbeit vor, einen Vorläufer der UNESCO, von dem die emigrierten deutschen Intellektuellen aber kaum Unterstützung bekamen.

Julia Franke leitet den zweiten Teil des Buches („Alltagsgeschichte und Topographie") mit einer empirischen Untersuchung über die Lebensbedingungen der etwa 10 000 jüdischen Emigranten ein, die die größte Gruppe unter den deutschsprachigen Flüchtlingen in Paris bildeten. Die meisten von ihnen waren nicht Schriftsteller oder Künstler, sondern Ärzte, Rechtsanwälte, Handwerker oder mittelständische Unternehmer. Durch Eigeninitiative und mit Hilfe der Pariser Flüchtlingskomitees gelang es zwar erstaunlich vielen, sich in den Jahren 1933 bis 1940 trotz aller Schwierigkeiten eine neue Existenz aufzubauen, aber eine ebenso große Zahl von ihnen scheiterte auch. Catherine Stodolsky wendet sich in ihrem Beitrag dann wieder den Intellektuellen zu und schreibt über den Emigrationsalltag von Walter Benjamin und Arthur Koestler: „Stolz und verschlossen lebten sie einsam vor sich hin" (S. 74). Das traf auf Anna Seghers nicht zu, deren „gewöhnlich-gefährliches Leben" in Paris bei Marie-Laure Canteloube im Mittelpunkt steht. Auch der österreichische Künstler Bil Spira ging mit offenen Augen durch Paris und hielt das Exil in zahlreichen Zeichnungen fest, die Claude Winkler-Bessone vorstellt. Anne-Marie Corbin beschäftigt sich ihrerseits mit der „Bedeutung der Pariser Cafés für die geflohenen deutschsprachigen Literaten". Für Hermann Kesten etwa war das Café der „einzige kontinuierliche Ort" des Exils, denn an ihm spielte sich das Leben ab, „dieses Leben in der Wartehalle sozusagen, diese schattenhafte Fortführung verjährter Konflikte und abgestandener Liebesaffären mit einer Braut, die einen die Treppe hinuntergeworfen hat, das Vaterland nämlich" (S. 100 f.).

Welche Möglichkeiten einer „politischen Zusammenarbeit in europäischer Perspektive" hatten die deutschsprachigen Emigranten im Paris der Jahre 1933 bis 1940? Dieser Frage widmet sich der dritte Teil des Sammelbandes. Ursula Langkau-Alex analysiert die spannungsreiche Beziehung zwischen der französischen „Front populaire" und der deutschen Volksfrontbewegung im Exil. Claudie Weill untersucht die engen Kontakte zwischen den emigrierten deutschen und den emigrierten russischen Sozialisten, die sich gut kannten, weil die russischen Sozialisten zuvor ja bereits in Berlin im Exil gewesen waren. Ulrich Pfeil behandelt das Pariser Auslandssekretariat der KPD im August/September 1939 und sieht es als „einen neuralgischen Punkt in der Geschichte des deutschen Kommunismus" (S. 137), da es sowohl mit der „Gruppe Ulbricht" in Moskau als auch mit der Kommunistischen Partei Frankreichs im Konflikt stand. Karl Holl hebt im folgenden Beitrag die Bedeutung von Paris als „Mittelpunkt für deutsche Pazifisten im Exil" hervor. Hier erhielten die deutschen Pazifisten aber weit weniger Unterstützung von den traditionellen französischen Friedensorganisationen, als vielmehr von der französischen Liga für Menschenrechte. Boris Schilmar setzt sich dann mit den außenpolitischen Konzepten auseinander, die die Emigranten in Paris entwickelten und die durch die Hoffnung auf ein geeintes Europa geprägt waren, wenn auch unter ganz verschiedenen politischen Vorzeichen. Alexander Stephan vermittelt in seinem Aufsatz einen Eindruck von der intensiven Beobachtung, der die deutschen Emigranten von 1933 bis 1940 seitens der Deutschen Botschaft in Paris ausgesetzt waren. Die Diplomaten schrieben den Exilanten dabei sehr viel größeren politischen Einfluß zu, als diese in Frankreich wirklich hatten. Allerdings dienten die gesammelten Informationen nicht

nur der Abwehr von außenpolitischem Schaden für das Deutsche Reich, sondern wurden vom Auswärtigen Amt und der Gestapo auch als belastendes Material im Sinne des Gesetzes vom 14. Juli 1933 verwendet, das den Entzug der deutschen Staatsbürgerschaft ermöglichte. Michaela Enderle-Ristori beschreibt in ihrem Beitrag dann die Überwachung der deutsch-österreichischen Emigration durch die französische Sûreté Nationale. Die Polizei war sowohl über einzelne Personen als auch über organisierte Zusammenschlüsse von Emigranten sehr gut unterrichtet – „ein Informationsgrad, den man sich auch im Falle der zahlreichen nationalsozialistischen Drahtzieher im Frankreich vor der Okkupation gewünscht hätte" (S. 203).

Der vierte Teil des Buches („Intellektuelle und Politik") setzt die Betrachtungen zum politischen Engagement der Emigranten in Paris fort. Valérie Robert stellt den Schutzverband deutscher Schriftsteller im Ausland vor, der sich am 9. Juni 1933 zum ersten Mal in Paris versammelte und eine Annäherung zwischen bürgerlichen und kommunistischen Intellektuellen im Exil fördern wollte. Dieter Schiller gibt einen Überblick über den am 7. Juli 1937 auf Initiative von Leopold Schwarzschild gegründeten Bund Freie Presse und Literatur, der sich als Gegenstück zum kommunistisch dominierten „Schutzverband" verstand, aber nie eine ähnlich große Rolle spielen konnte. Die Abwendung vom Schutzverband deutscher Schriftsteller und von der Kommunistischen Partei vollzog auch Hans Sahl, dessen „Weg von einem gläubigen Marxisten zu einem der ersten ‚Kalten Krieger'" (S. 230) Andrea Reiter anhand seiner Texte rekonstruiert.

Der fünfte Teil des Sammelbandes („Paris-Bilder in der Literatur") stellt die Frage, auf welche Weise deutschsprachige Schriftsteller den „Mythos Paris" in den 1930er Jahren beschrieben und wie sie ihre Exilerfahrungen in späteren Werken verarbeitet haben. Die Beispiele reichen von Hilde Spiels Roman „Der Sonderzug" und Peter Mendelssohns Buch „Paris über mir" (Waltraud Strickhausen) über „Den Paris-Mythos im Pariser Tageblatt / Pariser Tageszeitung" (Lutz Winckler) bis hin zu Ernst Lothars Exilroman „Die Zeugin. Pariser Tagebuch einer Wienerin" (Jörg Thunecke). Am eindrucksvollsten unter den vorgestellten Texten sind die ersten Szenen in Klaus Manns Roman „Der Vulkan" und in Anna Seghers' „Transit", die Hélène Roussel interpretiert. Silvia Schlenstedt liefert schließlich eine Deutung von Lion Feuchtwangers „Der Teufel in Frankreich" und von Soma Morgensterns Romanbericht „Flucht in Frankreich".

Im sechsten Abschnitt des Buches kommen mehrere Zeitzeugen zu Wort, die in kurzen Beiträgen über ihre „Erfahrungen im Pariser Exil" berichten: Julia Trady-Marcus, Mélanie Volle, Pierre Radvanyi, Hanna Papanek und Lenka Reinerova.

Insgesamt liegt mit „Fluchtziel Paris" ein sehr reichhaltiger Sammelband zur Geschichte der deutschsprachigen Emigration nach Frankreich zwischen 1933 und 1940 vor, der viele Anregungen zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema gibt. Allerdings hätte man sich eine ausführlichere Einleitung, eine kurze Einführung in die einzelnen Abschnitte sowie ein Schlußwort gewünscht. Dieses Schlußwort hätte dann auch Auskunft über die Diskussion zu den einzelnen Konferenzbeiträgen geben können. Nach der Lektüre des Buches stellt sich nicht zuletzt die Frage, welchen Gewinn Historiker und Literaturwissenschaftler im Rahmen der Exilforschung aus den Ansätzen und Quellen der jeweils anderen Disziplin zu ziehen vermögen und wo die Grenzen von Methoden und Material liegen.

Christian Scharnefsky, Berlin

VATLIN, Alexander: **Tatort Kunzewo. Opfer und Täter des Stalinschen Terrors 1937/38.** Aus dem Russischen von Wladislaw Hedeler. – Berlin: Basisdruck Verlag 2003. 294 S.

Die Untersuchung ist mit Sorgfalt fürs Detail und genauem Blick auf die großen Zusammenhänge geschrieben. Sie erschließt mit dieser Alltagsgeschichte eines außergewöhnlichen Alltags wissenschaftliches Neuland. An Hand erstmals zugänglicher und genutzter Originalquellen des NKWD stellt Vatlin das Wirken der Kreisdienststelle Kunzewo des NKWD dar, eines kleinen Zahnrädchens im Getriebe der 1937/38 auf Hochtouren laufenden Terrormaschine (S. 8). Ähnliche Mikrountersuchungen für andere Landstriche sind an den Fingern einer Hand abzuzählen. Vatlins Forschung geht von den Wechselwirkungen zwischen den großen Prozessen gegen willkürlich zusammengesetzte Gruppen

von Entscheidungseliten der Komintern und der KPdSU und den detailierten Vorgaben der NKWD-Zentrale über vorzunehmende Massenverhaftungen kleiner Leute im jeweiligen Kreis, in der jeweiligen Stadt und den nachfolgenden „Vollzugs"meldungen aus.

Warum wählte der Moskauer Autor den „Tatort Kunzewo"? Seine einleitende Antwort ist besonders für den deutschen Leser hilfreich. Kunzewo war in den Dreißigern eine im Moskauer Umland gelegene Kreisstadt, heute ist Kunzewo einer der vielen neuen Stadtteile Moskaus. Damals lebten hier 40 000 Einwohner, Alteingesessene wie Zugezogene, in traditionellen Blockhäusern oder in der Erdhüttensiedlung Shanghai und in Werkwohnungen. Jährliche Sommergäste aus der Hauptstadt ließen es sich in den von Gärten umgebenen Holzhäusern wohl sein, und auch ein Josif Stalin hatte in Kunzewo sein bewachtes Refugium, die Datscha „Bliskaja". Im Projesd Sagorskogo Nr. 5 residierte die Kreisdienststelle des NKWD, und hier, im westlichen Vorfeld der Hauptstadt, lag auch Butowo, eine der Richtstätten des NKWD. Auf diesem Schießplatz unweit Kunzewos wurden zwischen August 1937 und Oktober 1938 mehr als 20 000 Frauen und Männer erschossen, unter ihnen nicht wenige Kolchosbäuerinnen und -bauern, Metall- und Textilarbeiter, Handwerker und Angehörige der Funktionseliten von KPdSU und Sowjetmacht aus Kunzewo.

Das in sich geschlossene Kapitel „Die Täter" analysiert anhand konkreter historischer Abläufe das Vorgehen von Mitarbeitern der „Organe", einer Umschreibung für das NKWD. Jahrzehntelang konnten sie „konspirativ" und in der Regel anonym wirken. Sie waren im Rahmen der ihnen erteilten Befehle nahezu uneingeschränkte Herren über Leben und Tod. Am Beispiel Kunzewos zeigt sich, daß sie dabei auch ihre „Selbstversorgung" (z. B. mit Wohnungen) auf Kosten von Opfern nicht vergaßen. Neben der Genauigkeit der Darstellung in bezug auf die Abläufe und deren Eingebundensein in die „große Politik" zeigt Vatlin auch die Banalität der Verbrecher. Die sogenannten operativen Mitarbeiter des NKWD machten sich, von Ausnahmen abgesehen, die Unmoral der kriminellen Welt zu eigen. Zu ihrem „Ehrenkodex" gehörte die widerspruchslose Subordination, gehörten kodifizierte Sprachreglungen und Rituale der Beuteverteilung, auch die Angst vor dem „Keller" gehörte dazu, in dem oftmals die Todesurteile (z. T. auch an ihnen selbst) vollstreckt wurden. Mit dem Versuch eines Resümees anhand konkreter historischer Befunde, über die Funktion sowohl von Dienststellen des NKWD als auch deren Funktionären, beschreitet der Autor ebenfalls Neuland.

Die „Opfer-Liste" der 1937/38 von der Kreisdienststelle des NKWD Kunzewo verhafteten, verurteilten und erschossenen Einwohner (S. 169 bis 183) führt 565 Personen (Namen, Jahrgang, Haftdatum und Urteil) auf. Allein im Monat August 1938 beendete eine Kugel das Leben von fünfzig Einwohnern Kunzewos. Jahrzehntelang sind alle Unterlagen über die Verfolgung geheimgehalten, betroffene Familien wissentlich falsch oder gar nicht über das Schicksal der ihnen Nahestehenden unterrichtet worden. Auch jetzt noch sind nicht alle Unterlagen zugänglich bzw. (angeblich) nicht vollständig überliefert (S. 167). Über diesem Teil der Studie könnte der bittere Aphorismus des polnischen Autors Stanislaw Jerzy Lec stehen: „Und wenn sie nicht rehabilitiert worden sind, dann leben sie heute noch."

Im Kapitel über „Die Opfer" werden sowohl individuelle Opferschicksale als auch die ebenfalls willkürliche Verfolgung von Gruppen bzw. Schichten dargestellt. Dieses Kapitel ist vor allem auch deshalb für deutsche Leser von Wichtigkeit, weil es auf die sogenannten nationalen Operationen des NKWD eingeht (u. a. gegen Polen, Griechen, Juden, Letten) und dabei besonders auf die Verfolgung deutscher Kommunisten, die in Kunzewo lebten und arbeiteten. Untersuchungen dieser Art stimulieren den Vorschlag, endlich die detailierten und inzwischen in einer Vielzahl von Publikationen verstreut vorliegenden Tatsachen über die Schicksale deutscher Emigranten und Facharbeiter sowie „Spezialisten" in der UdSSR in einer geschlossenen Publikation zusammenzuführen.

Ein wesentlicher Vorzug der Studie ist es, daß die zahlreichen Fotos des Bandes sowohl ein Stück Alltagsleben jener Zeit widerspiegeln als auch viele der Opfer der Verfolgung aus der Anonymität holen und ihnen ihr Gesicht wiedergeben. Besonders stark kontrastieren Haftfotos mit Aufnahmen aus der Zeit davor. So dokumentiert Vatlin beispielsweise größere Ausschnitte der politischen Biographien von Mitgliedern der Familie Feyerherd. Deren Lebensschicksale und insbesondere die Verbindungen mit der internationalen kommunistischen Bewegung waren

bisher nur bruchstückhaft bekannt. Ähnliches trifft auf die Lebenswege der deutschen Kommunisten Wilhelm Steinitz/Kowalewski und Peter Funk/Ziert zu. Ein romantisches Foto von 1936 mit seiner Frau und Haftfotos von Peter Funk (S. 15 und 142) verweisen auf den Bruch im Leben. Peter Funks Name ist unter der Position 509 der Opferliste (erschossen am 29. Dezember 1937) aufgeführt. Zahlreiche Fotos dieser Art und einige Faksimiles sind keine illustrative Beigabe zum Buch, sondern Zeitzeugnisse von hohem Wert. Das Schicksal der deutschen Arbeiterfamilie Borosch, die in der UdSSR Rettung vor faschistischer Verfolgung suchte und den Tod fand, ergänzt diesen Handlungsstrang in Vatlins Darstellung. Karl und Friedrich Borosch, Vater und Sohn, qualifizierte Facharbeiter und überzeugte Kommunisten, wurden am 3. November 1937 in Butowo erschossen, der jüngere Sohn Hermann fand wenig später ebenfalls hier den Tod.

Der Österreicher Bruno Sachs, ein renomierter Ingenieur, der 1938 infolge des „Anschlusses" und ohne sein Zutun zum deutschen Staatsbürger mutierte, kam mit dem Leben davon, er wurde ausgewiesen. Die Geschichte seiner Schreibmaschine, die als „Beweis" in den Händen des NKWD verblieb, wird als ein Kabinettstück stalinscher Rechtsprechung und behördlich sanktionierter Bereicherung dargestellt. Diese wie auch weitere knappe Miszellen zu Leben und Tod von Opfern und Opfergruppen stalinistischer Verfolgung (dem Schriftsteller Okulow, Chemiearbeitern von Woskressensk, Studenten des Torftechnikums und Bauern) haben im engen Sinn nichts mit dem ursprünglichen Thema Kunzewo gemein, sie gehören bereits zum großen „Tatort UdSSR". Auf Zeitungsartikel Vatlins zurückgehend, ergänzen sie auf unterschiedliche Weise das Grundthema der Publikation.

Deren Anhang (S. 251–294) enthält detaillierte Sachinformationen (zur Struktur der OGPU zum 1. Januar 1934, des NKWD seit dem 10. Juli 1934 und in den Folgejahren). Das Glossar gibt Erklärungen zu wichtigen Stichworten der Politik, insbesondere der Repressionspolitik jener Jahre, z. B. zu den „nationalen Operationen".

Das Personenregister erleichtert den schnellen Zugang zu Opfern und Tätern, von denen die Studie berichtet, und gibt knappe Angaben zu deren Leben und Tod.

Gerd Kaiser, Berlin

LOMFORS, Ingrid: **Blind fläck. Minne och glömska kring svenska Röda korsets hjälpinsats i Nazityskland 1945** [Weißer Fleck. Erinnerung und Vergessen und der Hilfseinsatz des Schwedischen Roten Kreuzes in Nazideutschland 1945]. – Stockholm: Atlantis 2005. 175 S.

Ingrid Lomfors hat sich in ihrem neuen Buch einem Thema zugewandt, das in der schwedischen Öffentlichkeit seit dem Ende der 1990er Jahre immer wieder für Kontroversen sorgte und zu dem sie selbst einige Male bereits in Presseveröffentlichungen Stellung genommen hat. Es handelt sich um die auch als „Aktion Weiße Busse" bekannte Rettungsexpedition des Schwedischen Roten Kreuzes im Frühjahr 1945 unter der Leitung seines Vizepräsidenten Folke Bernadotte.

Die Autorin möchte zum einen aufzeigen, auf welche Weise die schwedische Gesellschaft die Erinnerung an diese Hilfsaktion nach dem Krieg in ihrem kollektiven Gedächtnis aufbewahrte, zum anderen will sie die realen Geschehensabläufe der Zwangsevakuierung von etwa 2000 KZ-Häftlingen aus dem Lager Neuengamme in drei Außenlager Ende März 1945 rekonstruieren, insbesondere untersuchen, warum das schwedische Hilfskorps sich für den Transport der Gefangenen zur Verfügung gestellt hat.

Nach Ingrid Lomfors werden Bernadotte und die „Weißen Busse" in den Geschichtsbüchern und den Erinnerungen bislang als schwedische Heldensage überliefert (S. 23). „Nach dem Krieg wurde die Erinnerung an diesen heroischen Einsatz zu einem wichtigen Baustein für die Identitätsstiftung Schwedens und sein Selbstbild. Gerade in bezug auf die Außenwelt wurde diese Erfahrung zu einem nationalen Symbol, ein Zeichen für das gute Volk. Aber der Hilfseinsatz hatte eine Kehrseite, die selten oder nie in der Fachliteratur und den Geschichtsbüchern aufgezeigt wurde: die Teilnahme des Schwedischen Roten Kreuzes am Transport von Gefangenen, die auf Wunsch der Nazis vernichtet werden sollten" (ebd.).

Ingrid Lomfors untersucht eingangs, in welcher Weise sich einzelne Aspekte der Rettungsexpedition in der schwedischen Erinnerungskultur verankern konnten. Sie richtet ihre Aufmerksamkeit zunächst auf Bernadotte und dessen Rolle als Leiter der Hilfsexpedition. Unmittelbar nach dem Krieg sei Bernadottes Einsatz noch sehr kritisch betrachtet worden, nicht zuletzt

vor dem Hintergrund seiner entlastenden Aussagen für den SD-Auslandschef Walter Schellenberg vor dem Nürnberger Tribunal (S. 29 f.). Nach Bernadottes Tod im Jahre 1948 sei jedoch ein Heldenbild geschaffen worden, aus dem alle Ansätze einer Kritik getilgt worden seien und das bis auf den heutigen Tag im kollektiven Gedächtnis Schwedens Bestand habe (S. 32).

Als nächstes beschäftigt sich die Autorin mit der Frage, wie viele Gefangene überhaupt ihre Rettung der Rotkreuzexpedition zu verdanken hatten. In den offiziellen Nachschlagewerken und Geschichtslehrbüchern finden sich zumeist übertrieben hohe Zahlen. Oft werden dort alle Flüchtlinge des Frühjahrs und Sommers 1945 zusammengerechnet, also auch die „Baltenflüchtlinge" und die erst nach der Kapitulation Deutschlands zum Genesungsaufenthalt nach Schweden überführten ehemaligen Lagerinsassen (S. 33 ff.). So waren es wohl nicht 30 000, sondern gerade einmal halb so viele Gefangene, die durch die „Weißen Busse" gerettet wurden, eine Zahl, die aus neueren Untersuchungen des Schwedischen Roten Kreuzes stammt.

Schließlich wirft Ingrid Lomfors die Frage auf, welche Kategorien von Gefangenen denn gerettet wurden. Obwohl das eigentliche Ziel des Hilfseinsatzes die Rettung der skandinavischen Häftlinge war, hat das kollektive Gedächtnis die Rotkreuzexpedition im Laufe der Jahre immer stärker mit der Rettung von Juden assoziiert und sie in unmittelbare Nähe zu Raoul Wallenbergs Einsatz in Ungarn gerückt. Die Tatsache, daß durch das Eingreifen des Hilfskorps mehrere tausend Juden gerettet wurden, ergab sich aber erst aus der katastrophalen Situation der Kriegsendphase, sie war ursprünglich gar nicht beabsichtigt (S. 36 ff.). Dagegen ließe sich einwenden, daß die schwedische Regierung in ihren Instruktionen am 27. März 1945 Bernadottes Mandat für die Verhandlungen mit den Deutschen ausdrücklich auch auf jüdische Gefangene ausgeweitet hat.

Im Anschluß daran diskutiert Ingrid Lomfors die Kernfrage ihres Buches, deren Antwort sie gleich suggeriert (S. 39 f.): War die schwedische Hilfsexpedition tatsächlich ein humanitärer Einsatz, wie viele Leute auch heute noch glauben? Für Lomfors impliziert eine als humanitär einzustufende Aktion, daß alle Menschen unabhängig von ihrer Herkunft die gleiche Unterstützung erfahren, was auch den damaligen Richtlinien für die Arbeit des Schwedischen Roten Kreuzes entsprach. Daran gemessen müsse die Zwangsevakuierung aus Neuengamme jedoch als eklatanter Bruch mit Humanitätsprinzipien gelten, denn die fortgeschafften „Muselmanen" hätten ja die Hilfe des Roten Kreuzes am nötigsten gehabt (ebd.). An dieser Stelle ignoriert die Autorin jedoch die Tatsache, daß die Hilfsaktion nur formell ein Rotkreuzeinsatz war, in Wirklichkeit war er eine verdeckte Operation schwedischer Militärangehöriger im Regierungsauftrag. Das entkräftet den Lomforsschen Vorwurf zwar nicht ganz, zeigt aber doch, daß er falsch adressiert ist.

Im folgenden wendet sich Ingrid Lomfors den Ereignissen des Frühjahrs 1945 zu, ohne jedoch das vergangenheitspolitische Terrain vollends zu verlassen. Sie hält damit die Verklammerung von erinnerungspolitischem Diskurs und Realgeschichte permanent aufrecht, worin sich aber auch die problematische Seite ihres Buches zeigt. So verdienstvoll die Recherchen der Autorin zum Schicksal der von der Zwangsevakuierung betroffenen Häftlinge aus dem „Schonungsblock" in Neuengamme auch sind, sie werden gerade dadurch geschmälert, daß sie offenkundig als Munition auf dem vergangenheitspolitischen Schlachtfeld der Gegenwart dienen.

Auf nur etwa 50 Seiten werden die Geschehnisse im Lager und auf den Evakuierungstransporten dargestellt (S. 51–97). Das meiste, was hier zusammengetragen ist, stammt aus bereits veröffentlichten Materialien, vornehmlich den bereits 1945 erschienenen Büchern von Expeditionsteilnehmern, die bis auf den heutigen Tag nur in schwedischer Sprache zugänglich sind.

Soweit sich die Ereignisse rekonstruieren lassen, trat der Lagerkommandant von Neuengamme, Sturmbannführer Max Pauly, am 26. März 1945 an den operativen Leiter der Hilfsexpedition, Oberst Gottfried Björck, mit den Ansinnen heran, die Transportkapazität des Rettungskorps in den Dienst der Lager-SS zu stellen, um die todkranken Häftlinge des „Schonungsblocks" aus dem Hauptlager in die Außenlager Hannover-Stöcken, Hannover-Mühlenberg und Watenstedt zu bringen, was in Anbetracht des Gesundheitszustandes für die Betroffenen einem Todesurteil gleichkam. Der „Schonungsblock" wurde nach dieser Räumung zur Sammelstelle für die skandinavischen Gefangenen, die aus allen Teilen des Reichs durch die „Weißen Busse" nach Neuengamme gebracht wurden. Nach

Auffassung der beteiligten schwedischen Hilfskräfte hätte die Ablehnung von Paulys Ersuchen zu einem Scheitern der gesamten Hilfsarbeit geführt, und so sahen sie in dieser Situation keine Alternative. Die Transporte erlebten sie als schwerste menschliche Belastung während ihres gesamten Aufenthalts in Deutschland, die Erinnerung daran verfolgte sie noch Jahre nach dem Krieg.

Ingrid Lomfors folgt dem Weg der Zwangsevakuierten. Nur wenige von ihnen haben die Transporte überlebt. Das bittere Resümee der Autorin lautet, daß die Rettung der skandinavischen Häftlinge letztlich auf Kosten des Lebens anderer Gefangener erfolgte. Allerdings bleibt die bereits eingangs aufgeworfene Frage, ob denn die Einwilligung der schwedischen Seite in die Transporte von den Beteiligten tatsächlich als existentielles Problem empfunden oder erst nachträglich in ein moralisches Dilemma ungedeutet wurde (S. 27), ohne eindeutige Antwort. Die von Ingrid Lomfors favorisierte Lesart der Ereignisse will zumindest nahelegen, es habe eine moralisch angemessenere und auch durchsetzbare Handlungsoption gegeben. Darüber können Nachgeborene natürlich nur spekulieren. Andernorts verweist die Autorin auf den amerikanischen Historiker Steven Koblik, der in seiner Studie über Schwedens Haltung zum Holocaust 1988 die Frage aufgeworfen hatte, ob man mehr hätte ausrichten können.[1] Nach Lomfors' Meinung sind Kobliks Fragen und Schlußfolgerungen in hohem Grade auch relevant für die von ihr untersuchten Gefangenentransporte (S. 135).

Kehrt man nach der Lektüre an den Anfang des Buches zurück, stellt sich eine gewisse Irritation ein, denn dort versichert die Autorin: „Es liegt nicht in meiner Absicht, den Erfolg des Schwedischen Roten Kreuzes mit den Weißen Bussen zu schmälern und schon gar nicht die Zeitzeugnisse der Fahrer des Bernadottevereins sowie früherer Gefangener" (S. 25). Die Botschaft hört man wohl, doch allein es fehlt der Glaube. Unzweifelhaft hat sie sich mit ihrer Darstellung in die Front der Kritiker des Hilfseinsatzes eingeordnet, das Buch ist aus keiner anderen als einer polemischen Absicht heraus geschrieben und bleibt hinter den an eine zeitgeschichtliche Untersuchung gestellten Erwartungen und Standards zurück. Unter realgeschichtlichem Aspekt hätte das von der Autorin präsentierte Material bestenfalls für einen längeren Zeitschriftenartikel gereicht. Das ohnehin schmale Bändchen mußte deshalb mit vergangenheitspolitischen Einlassungen gefüllt werden, die häufig Redundanz erzeugen und über das, was die Autorin bereits veröffentlicht hat, kaum hinausgehen. Die Auseinandersetzung mit schwedischer Erinnerungskultur ist ein durchaus legitimes und auch lohnenswertes Thema, aber Erinnerungskultur und Geschichtsschreibung sollten nicht auseinanderlaufen.

1 *Die Textpassage lautet im Original: "The unanswered questions with regard to rescue efforts are: could more have been accomplished from Sweden? And if so, why wasn't it?" – Steven Koblik Cry Out. Sweden's Response to the Persecution of the Jews 1933–1945, New York 1988, S. 156.*

Manfred Warnecke, Berlin

Ansorg, Leonore: **Politische Häftlinge im Strafvollzug der DDR. Die Strafvollzugsanstalt Brandenburg** (= Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Bd. 15). – Berlin: Metropol Verlag 2005. 411 S.

Der Umgang der DDR mit ihren Gefangenen ist in den letzten Jahren stärker in den Fokus der geschichtswissenschaftlichen Forschung gerückt. Dies vor allem deshalb, weil sich das Einsperren im autoritären Teilstaat bekanntermaßen nicht auf die Sanktionierung von krimineller Devianz beschränkte, sondern auch zur Disziplinierung politisch Mißliebiger genutzt wurde. Politische Haft ist so auch der Untersuchungsgegenstand der jüngsten Monographie zu den Gefängnissen der DDR. Leonore Ansorgs Studie zum Strafvollzug in der Anstalt Brandenburg knüpft konzeptionell an die Arbeit von Karl Wilhelm Fricke und Silke Klewin zur Sonderhaftanstalt Bautzen II[1] an; ihr gebührt jedoch das Verdienst, erstmals ein reguläres Gefängnis oder, wie es die Autorin formuliert, „gewöhnlichen Strafvollzug" (S. 8) in der DDR untersucht zu haben.[2]

Für diese Aufgabe hat sie umfangreiches Quellenmaterial herangezogen. Den Überlieferungen von Gefängnisapparat, Geheimpolizei und Innenministerium werden Zeitzeugenaussagen ehemaliger Insassen gegenübergestellt. Damit werden zum einen die Diskrepanzen zwischen

Normsetzung und Realität verdeutlicht, zum anderen wird auch die individuelle Dimension der Hafterfahrung aufgezeigt. Die Erweiterung der Binnenperspektive um die Aussagen ehemaliger Bediensteter wäre ebenfalls von Interesse gewesen, wenngleich die Auskunftsbereitschaft bei dieser Gruppe eher gering ausgeprägt sein dürfte.

In drei chronologisch angelegten Untersuchungsperioden setzt sich Ansorg mit der Geschichte der Haftanstalt zwischen 1945 und 1989 auseinander. Jeder dieser Abschnitte beleuchtet Strafvollzugspolitik, Gefangenenstruktur und Haftbedingungen. Hilfreich sind die eingeschobenen Kapitel zur Entwicklung der Strafrechtspolitik und der politischen Repression in der DDR, die eine Kontextualisierung der geschilderten Zustände in Brandenburg ermöglichen. Deutlich werden damit die Brüche, aber auch die Kontinuitäten, denen das Gefängnis in seiner Funktion und Zweckbestimmung unterworfen war. So wandelte sich der Anspruch des Wegsperrens von Sühne und Bestrafung hin zur (Um-)Erziehung aller Insassen zu funktionierenden Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft. Dieser Prämissenwechsel vollzog sich, wie Ansorg zeigt, in enger Abhängigkeit von den innen- und außenpolitischen Entwicklungen. Die oktroyierten Neuorientierungen hatten aber nur Akzentverschiebungen zur Folge; generell war der Strafvollzug der DDR „repressiv und durch Härte gekennzeichnet" (S. 11).

Die Autorin geht der Frage nach, ob es für die politischen Häftlinge in der DDR einen besonderen Strafvollzug gegeben und wie dieser sich in der Praxis manifestiert habe. Hieran schließen sich zwei Grundfragen an, die zwar formuliert, jedoch von der Autorin nicht ausreichend beantwortet werden. Es stelle sich das Problem, daß die Strafverbüßung politischer Häftlinge nur erklärt werden könne, wenn zugleich allgemeine Strukturen des DDR-Strafvollzuges in den Blick genommen würden. Hierin ist der Autorin recht zu geben, allerdings ist die Einengung auf das politische System nicht hilfreich. Grundlegende Fragen zum Phänomen Gefängnis an sich und dessen Funktion müssen einbezogen werden, um Spezifika des DDR-Strafvollzuges von systemimmanenten Funktionsweisen unterscheiden zu können. Trotz kleiner Verweise auf die einschlägigen Arbeiten von Erving Goffman und Michel Foucault unterbleibt diese Auseinandersetzung, was sich auf die weitere Analyse mitunter nachteilig auswirkt.

Gleiches gilt für politische Haft und politische Häftlinge, die den Untersuchungsgegenstand der Studie bilden. Ansorg bemüht sich zwar um eine Begriffsbestimmung für politische Häftlinge, bleibt jedoch vage. Letztlich plädiert sie für eine obrigkeitliche Definition des Begriffes, indem sie der Stigmatisierung der Verurteilten als „Staatsverbrecher" durch die Strafrechtspolitik des SED-Staates folgt. Eine erweiterte Fassung des Begriffes unter Einbeziehung individueller Motive und Handlungsoptionen weist die Autorin zurück. Diese zunächst unbefriedigend erscheinende Erklärung ist aber in bezug auf die Haftpraxis der DDR durchaus plausibel. Denn obwohl es in der offiziellen Selbstdarstellung des SED-Staates keine politischen Häftlinge gegeben hat, wurde vom Gefängnisapparat sehr wohl zwischen „politischen" und „gewöhnlichem" Insassen unterschieden. Diese Diskrepanz wird in der vorliegenden Studie deutlich herausgearbeitet.

Breiten Raum nehmen die verschiedenen Aspekte des Haftalltages in Brandenburg ein. Dabei weist die Autorin diesem Gefängnis innerhalb der DDR eine Sonderrolle zu, die auf den Ruf als „Schwerverbrecherknast" rekurriert. Jenseits dieser durch Verweise auf die Gefangenenstruktur in den 1970er Jahren belegten Aussage bleibt unklar, inwiefern ein Zusammenhang mit der Inhaftierung politischer Gegner in Brandenburg bestand. Dem Verhältnis von „politischen" und „kriminellen" Insassen wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Autorin beschreibt vor allem anhand der Erinnerungen ehemaliger politischer Häftlinge die konfliktreiche Beziehung zwischen beiden Gruppen. So waren die als „Staatsverbrecher" klassifizierten Insassen seit den 1960er Jahren weitgehend vom anstaltsinternen Privilegiensystem ausgeschlossen und wurden von den „Kriminellen" dominiert. Diese Beobachtung, die Ansorg als „besonders diskriminierenden Akt" (S. 335) des DDR-Strafvollzuges ansieht, ist indes keine singuläre Erscheinung. Daß das Verhältnis von einer großen mentalen und sozialen Distanz geprägt war, ist zweifelsfrei richtig. Moralische Implikationen erscheinen indessen fragwürdig, da es sich nicht um monolithische soziale Entitäten handelte.

Detailreich werden Fragen der Versorgung, der politischen Indoktrinierung, der Gefangenenarbeit und nicht zuletzt der fortgesetzten

geheimpolizeilichen Überwachung beleuchtet. Am Beispiel der politischen Insassen werden die repressiven und vor allem in der Frühzeit unmenschlichen Haftbedingungen, denen aber letztlich alle Gefangenen ausgesetzt waren, herausgearbeitet. Insbesondere die häufigen Übergriffe und Mißhandlungen, denen ein ganzes Kapitel gewidmet ist, betrafen sicher keineswegs nur die politischen Insassen. Auch wenn sich das Buch als „Beitrag zur Aufarbeitung des DDR-Strafvollzuges an politischen Häftlingen" (S. 21) versteht, so muß es doch auch um das Aufzeigen der Defizite des Gefängniswesens allgemein gehen. Nur so läßt sich ein vollständiges Bild vom Wegsperren in der DDR zeichnen.

1 *Karl Wilhelm Fricke und Silke Klewin, Bautzen II. Sonderhaftanstalt unter MfS-Kontrolle. Bericht und Dokumentation, Leipzig 2003.*

2 *Für die Untersuchungshaftanstalten des Ministeriums für Staatssicherheit in Magdeburg, Schwerin und Dresden liegen bereits Monographien vor. Diese Gefängnisse unterstanden jedoch der Geheimpolizei und weisen daher ihre eigenen Spezifika auf. – Siehe Sascha Möbius, Grundsätzlich kann von jedem Beschuldigten ein Geständnis erlangt werden. Die MfS-Untersuchungshaftanstalt Magdeburg-Neustadt von 1957 bis 1970 (= Gedenkstätten und Gedenkstättenarbeit im Land Sachsen-Anhalt, H. 6), Magdeburg 1999; Johannes Beleites, Schwerin, Demmlerplatz. Die Untersuchungshaftanstalt des Ministeriums für Staatssicherheit in Schwerin, Schwerin 2001; Annette Weinke und Gerald Hacke, U-Haft am Elbhang. Die Untersuchungshaftanstalt der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit des Ministeriums für Staatssicherheit in Dresden 1945 bis 1989/90 (= Schriftenreihe der Stiftung Sächsische Gedenkstätten), Dresden 2004.*

Ronny Heidenreich, Berlin

Handbuch zur Statistik der Parlamente und Parteien in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland. Teilband IV: SPD, KPD und kleinere Parteien des linken Spektrums sowie Die Grünen. Mitgliedschaft und Sozialstruktur 1945–1990. Bearb.von Josef Boyer und Till Kössler (= Handbücher zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Im Auftrage der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien hrsg. von Marie-Luise Recker und Klaus Tenfelde, Bd. 12, Teilbd. IV). – Düsseldorf: Droste Verlag 2005. 1053 S.

Die voranschreitende Auflösung der die Parteien tragenden sozialen Milieus hat die gesellschaftliche Verankerung der Parteien ebenso wie ihre soziale und zunehmend auch ihre politische Identität verändert. Bekenntnisse zu ihrer Herkunft haben sich so von Tatsachenbehauptungen zu bloßen Selbstlegitimationsbekundungen gewandelt. Wer das behauptet hat, ohne sich auf gründlich recherchierte und ausführlich dargestellte Daten berufen zu können, ist nun von diesem Dilemma befreit, und der, der beispielsweise schon immer wissen wollte, ob und gegebenenfalls wie lange denn die linken Parteien, die aus der Arbeiterbewegung stammten und sich zur Vertretung der sozialen und politischen Interessen ihres Milieus oder ihrer Klasse bekannten, ihre soziale Basis tatsächlich in der Arbeiterklasse hatten und von Repräsentanten dieser Klasse auch vertreten worden sind, findet nun empirisches Material in Fülle vor, das er für eine Antwort auswerten kann. Die Voraussetzung ist, sich das obige Werk mit seinen umfangreichen Informationen anzueignen.

Alle Handbücher ermöglichen es dem Leser, durch die Lektüre sowohl der in Tabellenform präsentierten umfangreichen Daten, die Auskunft über Anzahl und Sozialstruktur der Parlamentarier und Mitglieder sowie, wenn verfügbar, auch von Funktionären geben, als auch der zusätzlichen, teilweise umfangreichen analytischen Texte u. a zur „Statistikpolitik" und zur Organisationsgeschichte einzelnen Parteien, Erkenntnisse über Voraussetzungen und Ergebnisse sozialstruktureller Wandlungen und ihrer Auswirkungen u. a. auf die politische Wirkungsfähigkeit, auf die gesellschaftliche Verankerung und die institutionelle Repräsentation der Partei zu gewinnen.

Während der erste Band der Handbuchreihe in Tabellen die Daten (u. a. Dauer der Parlamentszugehörigkeit, Geschlecht, Alter, erlernter Beruf) von rund 8900 Mitgliedern des Bundestages und aller Länderparlamente abbildet, befassen sich die anderen mit einzelnen Parteien. Auf den hier vorgestellten vierten Band muß dann zurückgegriffen werden, wenn man

vielleicht wissen will, wie viele der Hamburger SPD-Mitglieder aus der Metallbranche (1974: 19 625, 68 Prozent Anteil, 1986 heißt sie Metallverarbeiter mit 1297 Mitgliedern bzw. einem Anteil von 4,94 Prozent, 1990 hieß die Branche Metallerzeuger/-verarbeiter und hatte 954 Mitglieder sowie einen Anteil von 4,21 Prozent) in der Hamburger Bürgerschaft oder im Deutschen Bundestag jemals ein Mandat hatten. Hier finden sich die Daten über Parteimitgliedschaften – neben vielen anderen – sowohl der SPD (Bearbeiter: Josef Boyer (Einleitung) und Till Kössler (Tabellen), der KPD – einschließlich der DKP und der SEW – (Bearbeiter: Till Kössler) sowie der Grünen (Bearbeiter: Josef Boyer).

Auch dieser Band gliedert sich in Parteienkapitel, die aus einer Einleitung und einem Literatur- und Quellenverzeichnis als Textteil sowie einem Tabellenteil bestehen. Das sieht am Beispiel des Kapitels über die SPD folgendermaßen aus:

Die Einleitung beginnt mit einer Betrachtung der SPD als Mitglieder- und Funktionärspartei, in der Aussagen zur Relevanz sozialstruktureller Daten gemacht werden, auf die dann ein Quellen- und ein Literaturbericht folgen. Da die Darstellungen jeweils mit der Gründung bzw. der Wiedergründung beginnen, folgt eine Passage zum Organisationsaufbau der SPD und eine Übersicht über die Bezirke der SPD nach 1945. Danach werden Mitglieder und Funktionäre (Definitionen, Funktionen, Rollen) sowie die Grundlinien der Mitgliederentwicklung zwischen 1945 und 1990 behandelt. Den Abschluß der Einleitung bilden eine ausführliche Geschichte der Parteistatistik sowie Erläuterungen zu den Tabellen und zur Güte der Dateien. Daran schließt sich ein Verzeichnis der Quellen und der Literatur an, das durch seine Ausführlichkeit jede weitere Literaturrecherche zum Thema SPD-Mitglieder nach 1945 überflüssig erscheinen läßt. Die umfangreichen Tabellen bilden das Ende des Kapitels.

Für jede der in diesem Band behandelten Parteien werden in Abhängigkeit von den überlieferten Quellen nach einer einheitlichen Systematik die Zahl der Mitglieder, die Zu- und Abgänge im jeweiligen Jahr, Geschlecht und Alter, die Konfession und der Familienstand (nur für die SPD), die berufliche Stellung und der Beruf aufgeführt; diese Daten sind, wie das obige Beispiel aus Hamburg zeigt, bei der SPD und den Grünen nach den Kriterien des Statistischen Bundesamts vereinheitlicht worden. Weitere Daten sind die Dauer der Parteimitgliedschaft, bei der KPD auch die in parteiinternen oder parteinahen Organisationen. Zu denen wird neben anderen gelegentlich die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes gezählt. Bei KPD und SPD werden zugleich die Gewerkschaftszugehörigkeiten erfaßt, woran deutlich wird, daß die Parteistatistiker keine einheitlichen Interessen an den Merkmalen ihrer Mitglieder hatten. Deshalb finden wir nur im Kapitel über die KPD Sondertabellen für die Vita zwischen 1933 und 1945, z. B. KZ-Haft oder Mitgliedschaft in NS-Organisationen, sowie über frühere Parteizugehörigkeiten. Die Tabellen wiederholen sich dann nach dem gleichen Muster für die Neumitglieder und daran anschließend für die Ausgetretenen; in diesem Band konnte das, da die dazu erforderlichen Daten vorhanden waren, nur für KPD und Grüne geleistet werden. Zusätzlich zu den Mitgliedertabellen werden bei SPD, KPD, DKP und SEW auch ausgewählte Gruppen von Parteifunktionären tabellarisch nach der gleichen Systematik aufgenommen. Alle Daten sind in Prozent- wie, wenn möglich, in absoluten Zahlen ausgewiesen. Insgesamt ist die Fülle des Materials, selbst wenn die Daten der zentralen Mitgliederkartei der SPD wegen der Menge und der Differenziertheit nur in Zusammenfassungen dargestellt werden, erdrückend.

Archivare wie Statistiker werden an der Publikation ebenso ihre Freude haben wie alle, die zu Parteiorganisationen, zu Zusammenhängen von Organisation und gesellschaftlicher Verankerung von Parteien, zur Mobilisierungsfähigkeit und zu anderen Fragen arbeiten, also vor allem die parteihistorischen und die parteisoziologischen Forscher. Letztere haben nun die für die Erforschung des sozialstrukturellen Wandels der Parteien erforderlichen Daten und können bislang schon gegebene Antworten auf die – symbolisch wichtige – Frage, wie lange denn die SPD als Mitgliederpartei eine Arbeiterpartei war, nun endgültig bis in die einzelnen Landesverbände und Bezirke hinein beantworten: In der Gesamtpartei wurde die Gruppe der Arbeiter/Facharbeiter 1990 von den Angestellten mit 0,6 Prozent (26,01 zu 26,61 Prozent) überflügelt; in den Gremien und im Funktionärskorps war das schon lange vorher geschehen.

Gero Neugebauer, Berlin

LÖNNENDONKER, Siegward, Bernd RABEHL und Jochen STAADT: **Die antiautoritäre Revolte. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund nach der Trennung von der SPD. Bd. 1: 1960–1967** (= Schriften des Otto-Stammer-Zentrums im Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, Bd. 91). – Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002. XIII, 529 S.

Selten haben Studentenorganisationen maßgeblichen Einfluß auf die politische Kultur eines Landes ausüben können. Selbst in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gelang dies nur in Ausnahmefällen. Obwohl damals die Studentenschaft in vielen Ländern der Welt von sich reden machte, war dies zumeist eine Folge von spektakulären Aktionen, die in vielen Fällen zwar Einzelpersonen ins Rampenlicht der Öffentlichkeit katapultierten, gleichzeitig aber die oft vorhandene Organisationszugehörigkeit als nebensächlich erscheinen ließen. Der bundesdeutsche Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) nimmt in diesem Zusammenhang eine Sonderstellung ein.

Der deutsche SDS hat mit seinem amerikanischen Namensvetter, den Students for a Democratic Society nicht nur die Abstammung aus dem Organisationsgeflecht der alten Linken gemeinsam. Beide Gruppierungen orientierten sich über lange Jahre hinweg an sozialdemokratischem Gedankengut, und beide Organisationen durchliefen zu Beginn der sechziger Jahre einen Prozeß der zunehmenden Entfremdung von ihren Mutterparteien. Im Falle des bundesdeutschen SDS kam es bereits im Herbst 1961 zur Trennung von der SPD. Der von Herbert Wehner eingebrachte Ausschlußantrag ist der Auftakt zu der vorliegenden umfangreichen Studie, die neue Parameter setzt und sicherlich auf lange Zeit das Standardwerk zur Geschichte des SDS ab 1961 bleiben wird. Bisher lagen interessanterweise ausschließlich skizzenhafte Abrisse der politischen Geschichte des deutschen SDS sowie eine wachsende Fülle von Memoirenliteratur vor. Nun kann die weitergehende Forschung endlich auf eine empirisch reichhaltige, aber gleichzeitig engagierte Aufarbeitung des SDS in den Jahren von 1961 bis Ende 1967 bzw. Anfang 1968 zurückgreifen.

Dies ist nicht der Ort, mehr als die groben Züge der Entwicklung des SDS in diesen Jahren nachzuvollziehen. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß die Autoren die rasche Abfolge von Entwicklungsstadien mit viel Einfühlungsvermögen und Kenntnisreichtum nachzeichnen. Schon vor der Trennung von der SPD sich vage zur internationalen neuen Linken zugehörig fühlend, betrachtete sich der SDS erst einmal weiterhin als der Arbeiterbewegung inhärent. Doch bald gewann die bereits seit den späten fünfziger Jahren zunehmende Tendenz Oberhand, den SDS primär „als Organisation der jungen linken Intellektuellen" (S. 66) zu betrachten. Allerdings legten die führenden Köpfe des SDS bis in die zweite Hälfte der sechziger Jahre hinein relativ wenig Augenmerk auf Hochschulpolitik an sich, die eher als „revisionistische Kleinbosselei" (S. 96) angesehen wurde.

Unter dem Eindruck zunehmender Selbsttätigkeit progressiver Studenten und Assistenten zuallererst an der Freien Universität Berlin, die die autoritäre Bevormundung durch Bürokratie und Honoratioren immer seltener widerspruchslos akzeptierten, entwickelte bald auch der SDS Interesse an Universitätspolitik. Und hierbei kam es dem SDS zugute, daß er auch neuen taktischen Vorgehensweisen gegenüber eine weitgehende Offenheit entgegenbrachte. Die von der Situationistischen Internationale bereits seit den fünfziger Jahren vielfach angepriesenen „Methoden und Perspektiven von Provokation, Satire und Ironie" (S. 452) wurden von einer kleinen Handvoll oft dem künstlerischen Ambiente entstammender Aktivisten in die Reihen des SDS und dann in die breite Öffentlichkeit getragen. Die etwa gleichzeitige Umorientierung des SDS auf die Revolutionierung der Universitäten zusammen mit der mediengerechten Erprobung neuer Handlungsmethoden brachten die bundesrepublikanischen Verhältnisse alsbald zum Tanzen.

Exemplarisch dafür ist der Verlauf der Spaziergangsdemonstration vom 17. Dezember 1966, mit der gegen Polizeiübergriffe in Berlin protestiert werden sollte. „Demonstrationen sollten nicht länger dem Ritualcharakter der traditionellen Linken folgen, die eher einer Prozession ähnelten, Symbole, Fahnen, Fetische zeigten, traditionelle Arbeiter- oder Protestgesänge anstimmten und letztlich von dem eigentlichen Anliegen ablenkten" (S. 423). Statt dessen gaben die Westberliner SDS-Führungsspitzen für den Kurfürstendammspaziergang folgende Parolen aus, die das spielerische – im Gegensatz zum vermeintlich

„kämpferischen" – Element hervorhoben: „Keine Keilerei mit der Polizei" sowie „Kommt die Polizei vorbei / gehen wir an ihr vorbei / an der nächsten Ecke dann / fängt das Spiel von vorne an" (S. 312). Derartige Vorgehensweisen erweckten Zuspruch und Begeisterung bei einer wachsenden Zahl von Sympathisanten und Empörung bis hin zur Weißglut bei den lächerlich gemachten Autoritäten. Noch vor Beginn dieses vorweihnachtlichen provokatorischen Spaziergangs erklärte ein Sprecher des Berliner Senats unter Anspielung auf Amsterdamer „Stimmungsmacher", die sich ebenfalls der neuen Linken zugehörig fühlten: „Berlin braucht keine Provos. Berlin läßt sich nicht auf der Nase herumtanzen. Schon gar nicht von Leuten, die sich Studenten nennen" (S. 312). Aus einem kaum in der Öffentlichkeit wahrgenommenen Intellektuellenzirkel mutierte der SDS rasch zur dynamischsten und alsbald bundesweit bekanntesten studentischen Institution. Daß dieser Wandel nicht ohne innerorganisatorischen Zwist ablief, liegt auf der Hand. So wurde die erste Generation der SDS-Rebellen, die die Abnabelung von der SPD durchführten, bald als „Tradionalisten" abgestempelt, und im September 1967 wurde „die Auseinandersetzung zwischen Traditionalisten und Antiautoritären zugunsten der letztgenannten entschieden" (S. 383).

Doch nun noch einige Worte der Kritik. Eines der acht Kapitel wurde von zwei Autoren gemeinsam erstellt; alle anderen stammen aus jeweils nur einer Feder. Eine sorgfältige Endredaktion hätte sicherlich Wiederholungen und Überschneidungen vermeiden können. Leider sind derartige Mängel auch innerhalb einzelner Kapitel nicht immer beseitigt worden. Sieben der acht Kapitel sind in zumindest ungefährer chronologischer Abfolge gehalten. Das letzte Kapitel allerdings, Bernd Rabehls hochinteressante, teils autobiographische Aufarbeitung der innovativen Einflüsse seitens Pariser Situationisten und Amsterdamer Provos, vermittelt durch die Münchner Gruppe Spur, die Kommune I und anderen Provokationseliten, bildet hierbei eine Ausnahme. Ob diese Arbeitsteilung allerdings unumgänglich war, mag dahingestellt bleiben. Immerhin verstärkt sich dadurch der Eindruck, daß dieses Buch eher eine Anthologie verschiedener Beiträge unterschiedlicher Autoren ist und nicht unbedingt als gemeinsames Produkt eines Autorenkollektivs angesehen werden kann.

Eine leicht überzogene Polemik, die bereits im Vorwort nur allzu sehr in Erscheinung tritt, bleibt dankenswerterweise in den einzelnen Kapiteln meist im Hintergrund. Auch sollte an dieser Stelle angemerkt werden, daß die im großen und ganzen solide und stringent durchgeführte Aufarbeitung der raschen Abfolge von ideologischen und handlungstaktischen Wandlungen des SDS nicht immer mit der wünschenswerten analytischen Schärfe und Konsequenz dargestellt wird. So bleibt zum Beispiel mitunter unklar, welche Personen in welchem Zeitraum in welche Untergruppierung (Traditionalisten, Antiautoritäre usw.) gehörten. Eine den Leser auf Dauer ermüdende Tendenz, den Inhalt zugegebenermaßen wichtiger Resolutionen und Referate bis in die letzten Details hinein aufzulisten, trägt ebenfalls sicherlich nicht dazu bei, dieses Buch einer breiteren Leserschaft zugänglich zu machen. Dies muß, aller Kritik zum Trotz, an dieser Stelle ausdrücklich bedauert werden. Denn der Materialreichtum, die Fülle diverser Interpretationsansätze und nicht zuletzt das Thema an sich verdienen eine zahlreichere Leserschaft, als diesem Buch wahrscheinlich zuteil werden wird. Zweifelsohne jedoch wird zumindest die Fachwissenschaft dieses Buch nicht ignorieren können. Es bleibt zu hoffen, daß der angekündigte zweite Band, der vor allen Dingen die Endphase des SDS ab 1968 erhellen soll, in absehbarer Zeit nachgeliefert wird.

Gerd-Rainer Horn, Warwick

Carson, Clayborne: **Zeiten des Kampfes. Das Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC) und das Erwachen des afro-amerikanischen Widerstands in den sechziger Jahren.** Mit einem Nachwort von Heinrich W. Grosse. Aus dem Amerikanischen von Lou Marin. – Nettersheim: Verlag Graswurzelrevolution 2004. 636 S.

Mit der vorliegenden Studie zum Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC) wird eine seit längerem offenkundige Lücke in der Literatur zur US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre auch für das deutschsprachige Publikum beträchtlich verkleinert. Carson, selbst früheres SNCC-Mitglied und nun

Professor für Geschichte an der Stanford University in San Francisco, beschreibt in seiner bereits 1981 in den USA publizierten Arbeit fakten- und kenntnisreich Entstehung und Entwicklung dieser bedeutsamen Organisation der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.

Das Buch führt zurück in die USA der späten 1950er und frühen 1960er Jahre – in eine Zeit, in der sich der Ausschluß und die gesellschaftliche Diskriminierung der Schwarzen, insbesondere in den Südstaaten der USA, noch auf Gesetze berufen konnten. Zwar waren mit den auf Bundesebene 1957 und 1960 beschlossenen Bürgerrechtsgesetzen nominell Schritte zur Beseitigung institutionellen Rassismus unternommen worden, tatsächlich wurden diese Maßnahmen – etwa bezüglich der Registrierung schwarzer Wähler – jedoch großflächig unterlaufen. Die örtlichen Behörden und Gerichte in den Südstaaten, häufig mit Rassisten besetzt, blockierten bei Bürgerrechtsfällen den Verfahrensgang mit fadenscheinigen Argumenten. Häufig dauerten die Verfahren mehrere Jahre, was dazu führte, daß noch 1964 in Mississippi lediglich 6,7 Prozent, in Alabama 23 Prozent und in Louisiana 32 Prozent der Afroamerikaner als Wähler registriert waren.

In diesem Klima der Ausgrenzung und der Angst, nicht zuletzt hervorgerufen durch zahlreiche Gewalttaten des Ku-Klux-Klans und rassistischer Staatsbeamter, begannen zunächst kleine Gruppen afroamerikanischer Studierender die Segregation in Restaurants in Frage zu stellen, indem sie sich in Restaurants in den „Whites-only"-Bereichen aufhielten. Beginnend in Greensboro, North Carolina, weitete sich diese Aktionsform auf über 50 Städte in neun Bundesstaaten aus. Im Rahmen eines Treffens von Aktivisten in Raleigh, North Carolina, im April 1960 wurde das SNCC ins Leben gerufen, um die Koordination und den Austausch unter den Aktiven zu verbessern. In den Folgejahren erweiterte das SNCC seine Schwerpunkte nicht nur um die offensive Infragestellung der Segregation in Bussen – etwa im Rahmen der *Freedom Rides*, der „Freiheitsfahrten", die insbesondere 1961 in Kooperation mit der in New York ansässigen Bürgerrechtsbewegung Congress of Racial Equality (CORE) entlang einer Strecke von Washington, D.C., über North und South Carolina, Georgia und Alabama bis nach Mississippi durchgeführt wurden und sich zahlreicher gewalttätiger Angriffe weißer Rassisten zu erwehren hatten –, sondern auch um die Aufnahme von Schwarzen in die Wählerlisten. Ihren Höhepunkt erreichten diese Aktivitäten im Jahr 1964 mit dem *Freedom Summer* in Mississippi, in dessen Rahmen über 600 Aktivisten, darunter auch zahlreiche weiße Collegestudenten, an einer Kampagne zur Wählerregistrierung teilnahmen.

Als Teil des afroamerikanischen Aufbruchs fanden sich im SNCC zunächst schwarze Studierende von Südstaatencolleges zusammen, um ihre Aktionen zu koordinieren. Größerer Zuspruch und die Ausweitung der Aktivitäten machten aus dem SNCC rasch eine Massenorganisation mit Vollzeitkadern. Mit Blick auf die Proteste gegen den Vietnamkrieg verstanden wachsende Teile des SNCC die Emanzipation der Schwarzen als Teil des internationalen Befreiungskampfes, der an vielen Fronten geführt wurde, von denen der afrikanische Kontinent besondere Bedeutung hatte. Spätestens das Auftreten der Black Panther Party und des *black nationalism* signalisierten die Abkehr erheblicher Teile des SNCC von der christlich motivierten und am Ghandianismus orientierten Gewaltfreiheit. Neben die Aktionen des zivilen Ungehorsams traten die gewaltsamen Ghettoaufstände.

Während die Veränderung der Aktionsformen nicht zwingend eine Radikalisierung von Bewegungen indiziert – Carson sieht in der Abkehr von der Gewaltfreiheit einen politischen Rückschritt –, läßt sich bezüglich der Analyse der gesellschaftlichen Ursachen der rassistischen Diskriminierung und Marginalisierung im Falle des SNCC von einer wechselvollen Entwicklung sprechen. Diese war ein umkämpfter Prozeß, in dem zeitweise die auf gemeinsamen Klassenkampf mit marginalisierten Weißen orientierte Strömung dominierte, schließlich aber ab 1966 ein identitätspolitisches Konzept hegemonial wurde, das sich an den antikolonialen Kämpfen in Afrika orientierte. Carson zeichnet diese Phase als Niedergang, da beide Orientierungen nicht mehr ins liberale Lager hinein bündnisfähig waren.

Carsons Studie ist nicht nur die Geschichte des SNCC; sie liefert zudem anschauliches Material für die Untersuchung sozialer und politischer Bewegungen. Konkurrenz und Kooperation von Gruppen und Netzwerken innerhalb von Bewegungen, der Streit um Aktionsformen, die dem Anspruch nach politischer Breite und

Entschlossenheit gerecht werden, das Problem der Verselbständigung von Führungspersonal und Kaderstrukturen, aber auch der Aspekt der sozialen Schließung von Bewegungen entlang von Hautfarbe, Klassenzugehörigkeit oder Habitus werden aufgeworfen. Schließlich liefert der Band durch die eindringliche Beschreibung der Bedeutung von Sit-ins und „Freiheitsfahrten" zahlreiche Hinweise darauf, daß soziale und politische Bewegungen in ihrer Konstituierung, Dynamik und Interaktion mit anderen gesellschaftlichen Akteuren ohne eine praxeologische Perspektive soziologisch nicht zu verstehen sind.

Der Band verfügt erfreulicherweise über ein sorgfältig zusammengestelltes Personen- und Organisationsregister, das es ermöglicht, auch gezielt nach einzelnen Aktivisten oder Gruppen zu suchen und damit deren Verhältnis zum SNCC nachzuvollziehen. Auch an dieser Stelle wird leider deutlich, daß die Studie wenig auf die im SNCC aktiven Frauen eingeht, diese also unterrepräsentiert bleiben. Die Einleitung von Lou Martin ist für Leser, die mit der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung im allgemeinen und dem SNCC im besonderen nicht vertraut sind, im wesentlichen hilfreich und kann als wichtiger Bezugspunkt des umfangreichen Bandes dienen. Überzogen wirkt freilich der Bezug auf die Aktionen in Seattle 1999, in denen manche den Durchbruch der globalisierungskritischen Bewegung sehen möchten. Weder wird dies der Komplexität und Widersprüchlichkeit des SNCC wie der heutigen globalisierungskritischen Bewegung(en) gerecht, noch berücksichtigt es angemessen den in wichtigen Dimensionen veränderten gesellschaftlichen Kontext. Gleichwohl ist der Band für diejenigen, die sich für Geschichte und Soziologie der USA interessieren, eine wichtige und empfehlenswerte Arbeit.

Fabian Virchow, Marburg

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

„Vorbereitung zum Hochverrat". Die Internetausstellung „70 Jahre Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse"

In Wuppertal und Umgebung waren 1934/35 die bekanntesten Gruppen parteiübergreifenden gewerkschaftlichen Widerstands aktiv. Trotz des brutalen Terrors 1933, der sich in der Region des bergischen Landes vor allem mit dem Namen des frühen Konzentrationslagers Kemna verbindet, gelang es der KPD, gemeinsam mit Sozialdemokraten, Gewerkschaftern und Parteilosen Widerstandsgruppen in zahlreichen Betrieben aufzubauen. Besonders im Bereich der Textil- und Metallindustrie griffen die Aktivisten direkt in fabrikinterne Auseinandersetzungen ein, stellten eigene Zeitungen her und lösten Kurzstreiks in zwei Betrieben aus.

Im Januar 1935 konnte die Gestapo nach dem Hinweis eines V-Mannes, der zur Festnahme dreier führender KPD-Funktionäre führte, in die illegalen Partei- und Gewerkschaftsgruppen eindringen. Bei den folgenden Massenverhaftungen gerieten nach einem Bericht des Sicherheitsdienstes der SS bis Ende 1936 rund 1900 Frauen und Männer aus Wuppertal, Velbert, Solingen und Remscheid vorübergehend in die Gewalt der Gestapo. Diese ging mit derartiger Brutalität gegen die Verhafteten vor, daß im Ermittlungszeitraum mindestens 17 Männer an den unmittelbaren Folgen der Folterungen starben.

Gegen rund 720 Personen erhoben die Staatsanwaltschaften zwischen 1935 und 1937 Anklage. Mehr als 600 von ihnen wurden für schuldig befunden und vom Oberlandesgericht Hamm sowie dem Volksgerichtshof in mehreren Verfahren zu Gefängnis- und Zuchthausstrafen verurteilt.

Das in den Niederlanden gegründete „Centraal Comitée Wuppertal Process" machte diese Verfahren durch eine intensive europäische Pressekampagne weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Über ein in Wuppertal neu aufgebautes Verteilernetzwerk unterstützte das Komitee zusätzlich Angeklagte und ihre Angehörigen finanziell.

Eine systematische Erforschung dieser als Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse bekannt gewordenen Verfahrensserie gab es bisher nur punktuell.[1]

Anfang 2004 gründete sich ein Trägerkreis unterschiedlicher Institutionen aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, um zum 70. Jahrestag des Beginns des ersten Massenverfahrens eine Ausstellung zu realisieren, die der historischen Bedeutung dieses singulär breiten Widerstands gerecht wird. Aus finanziellen Gründen konzentrierte sich der Trägerkreis auf die Präsentation der neuen Forschungsergebnisse im Rahmen einer multimedialen virtuellen Ausstellung. Seit November 2005 ist die Seite „www.gewerkschaftsprozesse.de" online.

Die Inhalte stammen von den Mitgliedern des Vereins zur Erforschung der sozialen Bewegungen im Wuppertal, einer interdisziplinären Forschergruppe, die sich in ihrer inzwischen zehnbändigen Publikationsreihe mit unterschiedlichen Aspekten von Widerstand und Verfolgung in der Region befaßt. Verantwortlich für die Koordination des Projekts ist die Historikerin Anne Marioth.

Zeitlich schlägt die Webseite mit den Menüpunkten „Historischer Hintergrund", „Widerstand", „Gewerkschaftsprozesse" und „Nach den Prozessen" den Bogen von der Frühzeit der Arbeiterbewegung bis in die Anfänge des Kalten Krieges. Die wissenschaftlich fundierten Texte werden durch vielfältiges Bildmaterial und zahlreiche Originalquellen illustriert. Verhörprotokolle, Urteilsschriften und Briefe werden ergänzend zum Download angeboten. In Kürze stehen auf der Seite, die sukzessive ausgebaut wird, auch Ton- und Filmdokumente zur Verfügung.

Herzstück ist eine Datenbank aller Personen, die in den Ermittlungsakten der Generalstaatsanwaltschaft Hamm erfaßt wurden. Die 1213 Datensätze lassen sich nach den Kriterien Name, Adresse, Parteizugehörigkeit, Geburtsjahrgang, Datum der Festnahme, Prozeß und Strafmaß durchsuchen. In der Detailanzeige erfährt man zusätzlich den Familienstand, die berufliche und soziale Situation und, für eigenes Weiterforschen besonders hilfreich, die Signaturen der zugrundeliegenden Archivalien.

Ein eigener Menüpunkt ist Kurzbiographien gewidmet, wo sich sowohl Lebensbeschreibungen

der wichtigsten beteiligten Gestapobeamten als auch der zentralen Personen der Widerstandsgruppen sowie der Todesopfer der Vorermittlungen finden.

Die Webseite ist hauptsächlich für den Einsatz in der schulischen, betrieblichen und gewerkschaftlichen Bildungsarbeit konzipiert, ermöglicht über die Datenbank aber auch eigene familien- oder quartierbezogene Recherchen.

Kontakt: Verein zur Erforschung der Sozialen Bewegungen im Wuppertal e.V., c/o Dr.Dieter Nelles, Ottenbrucher Straße 54, 42105 Wuppertal, Internet: www.wuppertaler-widerstand.de.

1 *Vgl. Detlev Peukert, Die KPD im Widerstand, Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933 bis 1945, Wuppertal 1980, S. 236 bis 240.*

David Magnus Mintert, Wuppertal

Die Aktualität der Ideen Rosa Luxemburgs im 21. Jahrhundert. Die 15. Internationale Rosa-Luxemburg-Konferenz, Tokio, 1. und 2. April 2007

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

unsere nächste wissenschaftliche Konferenz findet vom Sonntag, dem 1. April, bis zum Montag, dem 2. April 2007, in Tokio, Japan, unter dem Thema „Die Aktualität der Ideen Rosa Luxemburgs im 21. Jahrhundert" statt.

Mögliche Themenbereiche:

- Rosa Luxemburg und der globalisierte Kapitalismus heute
- Rosa Luxemburgs Beitrag zur Erkenntnis der modernen Gesellschaft und Wirtschaft
- Soziale Gerechtigkeit und Marktwirtschaft
- Rosa Luxemburg und Hardt/Negri über den Imperialismus
- Die Möglichkeit des Sozialismus nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Sozialismus
- Rosa Luxemburg und die Frauenbewegung
- Das Demokratie-Konzept Rosa Luxemburgs
- Neoliberalismus und Faschismus
- Rosa Luxemburg und das heutige Problem des Nationalismus
- Neue Forschungsergebnisse zu Leben und Werk Rosa Luxemburgs

Tagungsort: Chuo-Universität-Surugadai-Gedenkhaus in Tokio – Kanda-Surugadai 3-11-5, Chiyoda-ku, Tokio, Japan, Tel.: (+81 3) 32 92-31 11, Fax: (+81 3) 32 19-61 90.

Die Reise- und Aufenthaltskosten sind selbst zu tragen. Der Veranstalter kann für die Teilnehmer preisgünstige Hotelzimmer reservieren. Auf Wunsch kann ein zusätzliches Besichtigungsprogramm organisiert werden.

Wir bitten darum, daß sich die Teilnehmer so bald wie möglich bei Narihiko Ito und Ottokar Luban unter Angabe des Referatsthemas – soweit ein solches vorgesehen ist – anmelden.

Mit freundlichen Grüßen

Prof. Narihiko Ito, 1-12-12 Omachi, Kamakura, Japan 248-0007, Tel./Fax: (+81 467) 22-75 54, E-Mail: ito@heiwa.net

Ottokar Luban, Eisenacher Straße 43, 10823 Berlin, Deutschland, Tel./Fax: (+49 30) 781-72 68, E-Mail: oluban@gmx.de

Erschienene Titel

KLASSIKER 1–15
der Sozialrevolte

***Peter A. Arschinoff*: Die Geschichte der Machno-Bewegung**
Klassiker der Sozialrevolte 1 • 271 Seiten • 13 € • ISBN 3-928300-68-7

***Otto Rühle*: 1848/49 – Revolution in Deutschland**
Klassiker der Sozialrevolte 2 • 120 Seiten • 9 € • ISBN 3-928300-85-7

***Volin*: Der Aufstand von Kronstadt**
Klassiker der Sozialrevolte 3 • 164 Seiten • 11 € • ISBN 3-89771-900-2

***Peter A. Kropotkin*: Memoiren eines Revolutionärs, Bd. I**
Klassiker der Sozialrevolte 4 • 248 Seiten • 14 € • ISBN 3-89771-901-0

***Peter A. Kropotkin*: Memoiren eines Revolutionärs, Bd. II**
Klassiker der Sozialrevolte 5 • 308 Seiten • 14 € • ISBN 3-89771-902-9

***Michael Bakunin*: Die revolutionäre Frage**
Klassiker der Sozialrevolte 6 • 179 Seiten • 13 € • ISBN 3-89771-903-7

***Alexander Berkman*: Die Tat**
Klassiker der Sozialrevolte 7 • 396 Seiten • 16 € • ISBN 3-89771-904-5

***Pjotr L. Lawrow*: Die Kommune von Paris**
Geschehnisse - Einfluß - Lehren
Klassiker der Sozialrevolte 8 • 227 Seiten • 14 € • ISBN 3-89771-905-3

***Gustav Landauer*: Die Revolution**
Klassiker der Sozialrevolte 9 • 120 Seiten • 13 € • ISBN 3-89771-906-1

***Friedrich Engels*: Der deutsche Bauernkrieg**
Klassiker der Sozialrevolte 10 • 158 Seiten • 13 € • ISBN 3-89771-907-X

***Flores Magón*: Tierra y Libertad**
Klassiker der Sozialrevolte 11 • 179 Seiten • 13 € • ISBN 3-89771-908-8

***Johann Most*: Die Freie Gesellschaft**
Klassiker der Sozialrevolte 13 • 263 Seiten • 14 € • ISBN 3-89771-911-8

In Kürze erscheinen:

Alle Macht den Räten!
Klassiker der Sozialrevolte 12 • ca. 180 Seiten • ca. 13 € • ISBN 3-89771-910-X

***Johann Most*: Anarchismus in einer Nußschale**
Klassiker der Sozialrevolte 14 • ca. 240 Seiten • ca. 14 € • ISBN 3-89771-912-6

***Emma Goldman*: Anarchismus, Sozialismus, Syndikalismus u.a. politische Schriften**
Klassiker der Sozialrevolte 15 • ca. 240 Seiten • ca. 14 € • ISBN 3-89771-913-4

Abonniert die Reihe!

An dieser Stelle nochmal der dringende Aufruf, die Reihe zu abonnieren - das dient der soliden Auflagenplanung und hält trotz steigender Druckpreise die einzelnen Titel preisgünstig! Wir bedanken uns dafür mit portofreier Lieferung eines jeden druckfrischen Titels.

***UNRAST* Verlag • Postfach 8020 • 48043 Münster • Tel. (0251) 666293 • Fax. (0251) 666120**

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin